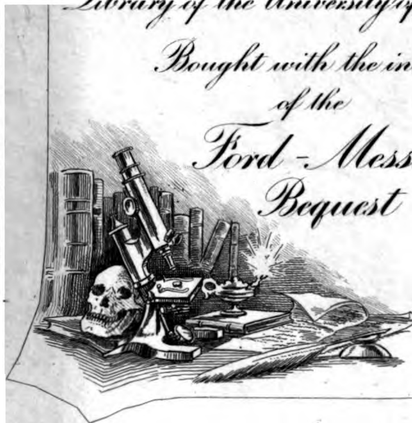




Göttingische

gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1855.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.=Buchdruckerei.
(W. Fr. Kästner.)

derselben, welche von Andacht, religiösem oder theologischem Eifer getrieben, nach den Ländern wallfahrteten, wo der Stifter ihres Glaubens gewandelt hatte, theils um die Stätten, die er betreten, auf denen er Wunder verrichtet, und die der Glaube geheiligt und durch mannichfache religiöse Werke ausgezeichnet hatte, zu verehren, theils um die Glaubenslehren an der Quelle in den indischen Klöstern und unter Anleitung indischer Buddhisten reiner und tiefer zu erkennen, und die sie betreffenden Schriften so wie andre Heiligthümer in ihre Heimath zurückzubringen. Was die bedeutendsten dieser Pilger betrifft, so wurden ihre Reisen und das Wichtigste von dem, was sie auf ihnen über die durchwanderten und besuchten Länder gesammelt und erfahren hatten, theils von ihnen selbst, theils von Andern nach ihren Mittheilungen mehr oder minder ausführlich verzeichnet und in besondern Reisewerken dargestellt. Leider sind sämmtliche hieher gehörige Werke den Sinologen Europas noch nicht bekannt; manche mögen auch in China selbst verloren sein. Unter diese Kategorie fallen insbesondre zwei Werke, deren eines das älteste aller bisher bekannten, das andre das ausführlichste sein würde und deren Verlust, wenn sie sich wirklich nicht mehr auffinden lassen sollten, aufs tiefste zu beklagen sein würde. Jenes „Die Beschreibung der westlichen Länder“ rührt von Chi-tao-an her, welcher schon 316 unsrer Zeitrechnung das buddhistische Mönchsthum erwählte, das andre wurde im Jahre 666 auf Staatskosten herausgegeben, mit einer Einleitung des Kaisers, und enthält die „Beschreibung der westlichen Länder“ in 60 Büchern mit 40 Büchern Karten und Zeichnungen, redigirt von officiellen Schriftstellern nach den Memoiren der

berühmtesten geistlichen sowohl als weltlichen Reisenden.

Den europäischen Sinologen zugänglich sind bis jetzt sechs hieher gehörige Werke, deren ältestes (Foe koue ki), schon durch Abel-Remusat, Klaproth und Landresse übersetzt und bearbeitet (vgl. diese Anzeigen 1840. St. 178. S. 1769 ff.), von dem Geistlichen Fa-Hien herrührt, welcher seine Reise nach Indien im Jahre 399 antrat. Das 2te (ebenfalls schon und zwar durch unsern Landsmann den bekannten Sinologen und Geschichtsforscher Neumann bekannt gemacht) beschreibt die Reise zweier Pilger, welche 518 von dem Kaiser nach Indien gesandt wurden, um heilige Bücher und Reliquien zu sammeln. Das 3te und 4te betrifft den Reisenden, dessen Lebensbeschreibung das anzuzeigende Werk mittheilt: das 3te ist nämlich das von Hiouen-Thsang selbst verfaßte Reisewerk, bestehend aus 12 Büchern (585 Seiten in 4to), welches 138 Königreiche beschreibt, von denen er 110 selbst besuchte und 28 nach Erkundigungen, die er sorglich eingezogen hatte, schildert; das 4te ist die im vorliegenden Werk theils übersetzte, theils auszugsweise publicirte Lebensbeschreibung jenes Reisenden, von der wir sogleich eingehender sprechen werden. Das 5te hieher gehörige Werk gibt „die Geschichte und Reisen von 56 Geistlichen, welche nach Indien wallfahrteten, um das Gesetz zu suchen" und ist 730 redigirt; es bildet nur zwei Bücher (68 Seiten in 4to). Das 6te endlich ist die Reise des Khinie, welcher 964 an der Spitze von 300 Geistlichen nach Indien gesandt wurde und 974 zurückkehrte.

Von diesen sechs Werken ist wie an Umfang so auch an Werth das bedeutendste das unter

thümer, Widersprüche und Lücken. Yen-Thsong machte die nothwendigen Aenderungen; erweiterte die ursprüngliche Abfassung mit Hülfe von noch nicht herausgegebenen Urkunden, verbesserte die Unvollkommenheiten, machte dunkle Stellen klar und gab der ursprünglichen Arbeit des Hoeï-Li mehr Ausdehnung, Gründlichkeit und Schönheit". Ob Yen-Thsong in diesen Beziehungen Alles gethan hat oder thun konnte, was nothwendig war, kann sehr zweifelhaft scheinen. Denn in der Gestalt, in welcher das Werk uns jetzt theils übersetzt, theils auszugsweise vorliegt, enthält es noch sehr viele grade wesentliche Punkte betreffende Dunkelheiten und selbst noch Widersprüche und macht auch darum eine recht baldige Bearbeitung des Original-Reisewerks von Hiouen-Thsang zu einem unumgänglich nothwendigen Erforderniß.

Das vorliegende Werk zerfällt in 10 Bücher, von denen die ersten fünf Hiouen-Thsang's Leben und Reisen bis zu seiner Heimkunft in China enthalten. Diese hat Hr Julien ganz übersetzt. Die übrigen fünf erzählen seine weitre Geschichte bis zu seinem Tod und diese theilt Hr Julien nur in einem jedoch ziemlich umfassenden Resumé mit. Jene gehn von S. 1 bis 291, diese von S. 292 bis 351. Obgleich sich nun nicht verkennen läßt, daß Hiouen-Thsang's höchste vielleicht einzige Bedeutung für die Wissenschaft in seinen Reisen liegt, so wollen wir doch nicht übersehn, daß er auch als Mensch überhaupt eine hervorragende Stellung einnimmt und wohl der Mühe verlohnt genauer kennen gelernt zu werden, was wenigstens theilweis durch diese von einem seiner Schüler, Freunde und Genossen abgefaßte Lebensbeschreibung eher erreicht werden möchte, als durch sein eigenes Reisewerk. Bezüglich seines Geburtsjahres und

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. Stück.

Den 4. Januar 1855.

Paris

Fortsetzung der Anzeige: »Histoire de la vie de Hiouen Thsang et de ses voyages dans l'Inde, depuis l'an 629 jusqu'en 645 par Hoeï-Li et Yen-Thsong etc. par Stanislas Julien.«

Er setzte seine Studien unter den hervorragendsten buddhistischen Lehrern Chinas fort, kam aber bald zu dem Resultat, daß jeder der Lehrer, für sich genommen, großes Verdienst habe, daß sich aber, wenn er ihre Lehren mit den heiligen Schriften verglich, große Differenzen ergäben, so daß er nicht wußte, welchem System er zu folgen habe (S. 13). Da legte er den Eid ab, nach den Westländern (d. i. Indien) zu reisen und die dortigen Weisen über die Punkte zu befragen, die ihn beunruhigten. Er suchte nun im Verein mit andern glaubenseifrigen Geistlichen um die Erlaubniß zu dieser Reise nach, erhielt aber einen Abschlag und sah sich genöthigt, allein und ohne Erlaubniß heimlich seine Pilgerfahrt anzutreten. Trotz vielfachen Abrathens und der größten Schwie-

rigkeiten, welche ihm Natur und Menschen entgegensetzten, führte er seinen Plan durch und brachte vom Jahr 629 bis 645 größtentheils in Indien, theilweis auf der Hin- und Rückreise zu. In dieser langen Zeit verlor er sein Hauptziel nie aus dem Auge. „Er war gegangen", wie es S. 26 heißt, „um im Westen das Gesetz zu suchen, welches Buddha der Welt vermacht hat; er war betrübt zu sehn, daß in seinem Lande nur eine unvollständige Erkenntniß des Gesetzes existirte und daß die heiligen Schriften selten und lückenhaft waren. Von schmerzlichen Zweifeln gequält" fährt er fort (S. 36) „wollte ich gehn, um selbst die reinen und authentischen Urkunden des Gesetzes aufzusuchen. Darum habe ich mich mit Gefahr meines Lebens in die Länder des Westens gestürzt, damit ich die unbekannten Lehren erfahre. Ich will, daß durch meine Anstrengung der süße Nectar nicht bloß Kapila (das Geburtsland des Stifters des Buddhismus) benetze, sondern sich im ganzen Umfang der Reiche des Ostens verbreite." „Ich brenne vor Begierde" sagt er S. 58 „das Gesetz des Buddha zu suchen, und die heiligen Denkmäler zu befragen, um mit Liebe der Spur seiner Schritte zu folgen." Dieser Aufgabe gemäß sucht er in Indien alle bedeutenden Lehrer auf, studirt Sanskrit, um die heiligen Schriften in der Ursprache durchforschen zu können, sammelt was er von diesen habhaft werden kann, und Alles was sonst dem Buddhismus für heilig gilt, Reliquien, Bildwerke u. s. w. Er findet bei den indischen Weisen Unterstützung für seine Bemühungen, Unterricht, Achtung und Liebe und erwirbt sich einen so bedeutenden Namen, daß ihn Fürsten und Geistliche nur ungern wieder in seine Heimath zurückkehren

Obgleich es eine allgemeine Kenntniß desselben besitzt, so kann es dasselbe doch nicht in seiner Ganzheit umfassen. Deshalb bin ich in fremde Länder gekommen, um mich darin zu unterrichten. Wenn ich jetzt zurückzukehren wünsche, so ist es, weil die Weisen meines Vaterlandes nach mir seufzen und mit allen ihren Wünschen mich rufen. So darf ich mich denn auch keinen Augenblick länger aufhalten, darf nicht die Worte der heiligen Schriften vergessen: „Wer das Gesetz den Menschen verbirgt, wird in allen seinen Existenzen mit Blindheit geschlagen werden.“ Wenn ihr also Hiouen-Thsang länger zurückhaltet, werdet ihr die Ursache sein, daß unzählige Völker des Glücks, das Gesetz kennen zu lernen, beraubt werden; fürchtet ihr nicht auch mit Blindheit geschlagen zu werden?“ — So kehrt er denn geehrt, geachtet, geschätzt und beschenkt von indischen und andern Geistlichen und Fürsten nach 16jähriger Abwesenheit, reich mit religiösen Schätzen beladen, nach China zurück. Hier findet er die glänzendste und rühmlichste Aufnahme, bei dem Kaiser die größte Gunst, Ansehn und Einfluß, welche er einzig dazu anwendet, den Buddhismus, welcher durch Verfolgungen, Mord seiner Priester und Zerstörung seiner Klöster und Tempel in den letzten Jahren der Dynastie der Souï sehr gelitten hatte, von neuem zu kräftigen und zu stärken. Er selbst beschäftigte sich die übrigen Jahre seines Lebens theils mit Abfassung seines Reisewerks, theils und insbesondre mit der Uebersetzung der mitgebrachten heiligen Schriften.

Tritt nun auch während seiner ganzen Reise sein Hauptzweck stets in den Vordergrund, so absorbirte er ihn doch nicht so sehr, daß er versäumt hätte, mit offnem Auge und großer Intelligenz

Vieles, ja vielleicht Alles zu beachten und zu notiren, was die Aufmerksamkeit eines Reisenden in Anspruch zu nehmen verdient. Er ist ein sorgfältiger Beobachter, der sich sorglich um geographische, historische, politische, religiöse, sociale u. aa. Zustände bekümmert, wie dies schon die vorliegende Arbeit von Hoeï-Li, noch mehr aber die von Hrn Julien bekannt gemachten Stücke aus Hiouen-Thsang's Werk selbst zu erkennen geben. Wir verdanken ihm die wichtigsten von neueren Reisenden schon vielfach bestätigten Mittheilungen über geographische Verhältnisse Mittelasiens, und für Indiens ältere Geographie insbesondre ist er die reichste Fundgrube, ja fast die ganze Basis. Denn obgleich in den indischen Schriften eine große Menge alter geographischer Namen auf uns gekommen ist, so sind doch die Andeutungen über die Lage in ihnen so spärlich und so allgemein gehalten, daß, wo nicht Bewahrung der Namen oder Inschriften oder griechische oder chinesische Quellen aushelfen, eine nur irgend genauere Fixirung fast nie erzielt werden kann. — Auch in Bezug auf die Geschichte, insbesondre die indische, ist das vorliegende Werk reich an Interessantem, doch ist das Bedeutendere schon benutzt und wird uns hoffentlich bald in der ungetrübtesten Quelle, dem Reisewerk selbst, vorgeführt werden. Bezüglich der politischen Zustände wird man insbesondre durch die Menge von kleinen Reichen und Staaten überrascht, deren Hiouen-Thsang mehrere in einem Tage — und zwar in sehr kurzen Tagereisen — durchzieht (S. 261). Man sieht wie der ganze politische Verband Indiens aufgelöst ist und es schon vollständig bereit war, jedem als leichte Beute zuzufallen, der nur die Hand danach ausstrecken würde. Eben so fällt die Masse der ver-

wüsteten Städte und Länder auf (**Kapilavasta** S. 126 **Magadha** S. 136), welche zeigt, wie theils einheimische Fehden, theils Einfälle von außen her schon damals das Mark des Landes auszusaugen begonnen hatten. Die meisten und interessantesten Mittheilungen betreffen die religiösen Zustände, insbesondre des Buddhismus. Hier fällt zunächst in die Augen, daß dieser in Indien trotz der Dichtigkeit seiner Bekenner an einzelnen Stellen, doch im Ganzen schon seinem Untergang mit raschen Schritten entgegengeht und sich mit seiner fast in Schwäche übergehenden Milde und Toleranz gegen den glühenden, intoleranten, fanatischen, dem indischen Volksgeist mehr homogenen Charakter des Brahmathums kaum mehr zu halten vermag. Die meisten Reiche Indiens sind voll von Ketzern, d. h. Nichtbuddhisten; das Brahmathum tritt schon in seinen ausschweifendsten Auswüchsen — dem Durgâdienst (S. 116) — hervor. Andrerseits tritt uns zugleich die große Ausdehnung und Macht des Buddhismus in Mittelasien entgegen, insbesondre in Khotan (S. 278 ff.), dessen König sich sogar rühmte von dem Hauptförderer des Buddhismus, dem mächtigen Kaiser von Indien (im 3ten Jahrhundert v. Chr.) Asoka abzustammen; wie denn auch der Namen des Landes für ein Sanskritwort galt (**ku–stana** „Brust der Erde") und es wohl auch wirklich war, da ja Sanskrit und Pali als die heiligen Sprachen der Inder sich im Gefolge des Buddhismus weithin verbreiteten. Natürlich erhalten wir in Uebereinstimmung mit dem eigentlichen Zweck von Hiouen-Thsangs Reise, eine Menge Proben des religiösen Lebens, wie es sich im Buddhismus entfaltet hatte; zunächst begegnet uns das Hauptcharakteristikum desselben, der Reliquiendienst. Au-

wieder verschwand. Von Freude und Schmerz durchdrungen begann er seine Verehrungen von neuem und sah von neuem ein Licht von der Größe einer Schüssel, welches glänzte und verschwand wie ein Blitz. Da schwor er im Uebermaß von Enthusiasmus und Liebe den Ort nicht eher zu verlassen, als bis er den Schatten des Ehrwürdigen des Jahrhunderts erblickt hätte. Er setzte seine Huldigungen fort und nachdem er noch zweihundert Verehrungen vollzogen hatte, war plötzlich die ganze Grotte von Licht erfüllt und der Schatten des Tathâgata von glänzender Weiße zeichnete sich majestätisch auf der Mauer ab, gleichsam als ob sich die Wolken öffneten und auf einmal das wunderbare Bild des goldnen Bergs erblicken ließen. Ein blendender Glanz erhellte die Umrisse seines göttlichen Antlitzes. Hiouen-Thsang betrachtete lange entzückt in Extase den erhabenen und unvergleichlichen Gegenstand seiner Bewunderung. Der Körper des Buddha so wie sein geistliches Gewand waren von einem röthlichen Gelb; von den Knien aufwärts glänzten die Schönheiten seines Körpers in vollem Licht; aber das untere seines Lotus-Thrones war wie in ein Dämmerlicht gehüllt. Zur Rechten, zur Linken und hinter dem Buddha sah man vollzählig die Schatten der Bodhisattwas und der ehrwürdigen Çramana's, welche sein Geleit bilden. Nachdem er Zeuge dieses Wunders gewesen war, befahl er aus der Ferne sechs Männern, welche sich außerhalb der Thür zur Grotte befanden, Feuer zu bringen und einzutreten, um Weihrauch anzuzünden. Als das Feuer kam, kehrte sich der Schatten des Buddha plötzlich um und verschwand. Sogleich befahl er das Feuer auszulöschen, ließ sich den Ort von neuem zeigen und augenblicklich

erschien er wieder. Unter den sechs Männern konnten ihn fünf sehen; aber einer war unter ihnen, der absolut nichts erblickte. Alles dieses dauerte nur wenige Augenblicke. Hiouen-Thsang, nachdem er das göttliche Wunder deutlich gesehn, warf sich ehrfurchtsvoll nieder, feierte das Lob des Buddha und verbreitete Blumen und Weihrauch, worauf das himmlische Licht erlosch. Dann nahm er Abschied und ging heraus. Der Brahmane, welcher ihn begleitet hatte, war über dieses Wunder ebenso entzückt als verwundert. „Meister", sagte er zu ihm, „ohne die Energie eures Glaubens und die Macht eurer guten Werke würdet ihr ein solches Wunder nicht haben erblicken können." Aehnlich heißt es S. 86 von den Fußspuren des Buddha, „daß sie dem Beschauer groß oder klein erschienen, je nach dem Maaß seiner Tugend und guten Werke." So wie hier augenscheinlich das Wunder des Glaubens Kind ist, so tritt auch sonst der Glaube als ein Hauptrequisit des religiösen Lebens der Buddhisten in den Vordergrund. Nächstdem tritt die Masse der Denkmäler hervor, welche zur Erinnerung an Thaten und Wunder des Buddha und andrer Heiligen errichtet sind, die große Menge der buddhistischen Mönche (z. B. S. 151. 174), die Toleranz des Buddhismus gegen Andersgläubige (S. 151. 174) und selbst gegen deren Götter (— Indra und Brahma neben Buddha S. 111. vgl. 243. Aditya und Içvara S. 255) und Anderes. — Auch die litterarischen Zustände des damaligen Indiens finden natürlich eine sorgfältige Beachtung bei unserm Reisenden, jedoch fast nur in Bezug auf die Buddhisten. In den Klöstern von Magadha finden sich 10000 Mönche; man studirt darin alle Arten von Werken, von den vulgären Büchern an

ßerordentliches Verdienst in der Zurückführung jener Transscriptionen auf die sanskritischen Wörter wir noch weiterhin gebührend hervorheben werden — erkennt darin wenn gleich zweifelnd (in den Nachträgen) das sanskritische Wort **mandaka.** Diese Vergleichung scheint mir eben so geistvoll als richtig; **manda** heißt „Schaum oder überhaupt das oben auf Schwimmende, ferner Mark, Essenz, Haupt"; danach kann durch das Wort **mandaka** jener Theil der Grammatik entweder als der „oben schwimmende", das könnte heißen: der zuerst zu erlernende, ehe man zu den unregelmäßigen Unâdi-Bildungen fortschreitet, bezeichnet sein, oder als „der wesentliche, hauptsächlichste." Die wenigen Paradigmen des Verbum und der Declination, welche mitgetheilt werden, nehmen sich in der chinesischen Transscription curios genug aus; der Instrumental, Dativ und Ablativ Plur. ist fehlerhaft und im Vocativ ist das chinesische Hi Transscription von sskr. he. — Auch der Charakter der Bevölkerung der einzelnen indischen Staaten entgeht der Aufmerksamkeit unsres Reisenden nicht und es ist bemerkenswerth, daß er schon den kriegerischen Sinn der Mahratten hervorhebt (S. 202. 415), welcher bekanntlich bis auf die neueste Zeit sich treu geblieben ist. — Auch vieles andre im Allgemeinen Interessante findet sich in dieser Lebensbeschreibung, welche ihre Lectüre belohnt. So wird — beiläufig erwähnt — S. 250 eine Geschichte von einem indischen Bettelmönch und der Dankbarkeit eines Elephanten gegen ihn erzählt, welche an die Dankbarkeit des Löwen gegen Androklus (bei Gellius) erinnert. — Auch für die genauere Bestimmung der geographischen Lage einzelner indischer Reiche ist schon diese Lebensbeschreibung von Einfluß.

niß des Sanskrit und erwarb sich durch die während dieser Studien sich ergebenden zahlreichen Zusammenstellungen chinesischer Transscriptionen mit den entsprechenden Originalwörtern eine so umfassende Kenntniß des chinesischen Verfahrens und ihrer Bezeichnungsweise, daß von den unzähligen Wörtern, welche er im vorliegenden Werk den chinesischen Transscriptionen gegenüberstellt, verhältnißmäßig nur wenige angezweifelt zu werden verdienen. Diese finden sich natürlich vorwaltend in der Zahl der geographischen Eigennamen, welche man, wie sich von selbst versteht, nur dann für ganz sicher erkannt halten kann, wenn das nach den von Hn Julien gefundenen Regeln des Lautreflexes sich ergebende fremde Wort sich auch wirklich als geographischen Namen nachweisen läßt. Dies ist bei vielen der von Hn Julien gegebenen Vergleichen nicht der Fall; bei einigen derselben liegt ein entsprechender Namen aber so nahe, daß man ihn schwerlich als das Original abweisen darf und danach der chinesischen Transscription noch einen größern Spielraum wird einräumen müssen, als ihr Hr Julien zugestehn zu wollen scheint. So z. B. wird S. 189 Tchou-li-ye durch ein sanskritisches Djourya (Dschûrya) wiedergegeben. Ein solcher geographischer Namen existirt im Sanskrit nicht, es ist vielmehr, wie ich zuerst in meinem „Indien" (Ersch und Gruber-sche Encyklopädie S. 118) angenommen habe und auch Hr Julien später S. 465 erkennt, das sskr. Tschola in einer Form Tscholya. — Ich will hier nicht im Einzelnen verfolgen, wo mir statt der von Hrn Julien vorgeschlagenen andre Sanskritwörter gewählt werden zu müssen scheinen, einmal weil diese Untersuchungen nach Erscheinung von Hiouen-Thsangs eignem Werk von neuem

aufgegriffen werden müssen und schon durch dieses eine sicherere Unterlage erhalten werden, dann aber auch, weil es dienlicher sein wird, die von Hrn Julien durch die oben angedeuteten Sammlungen gewonnene Basis abzuwarten, welche in einem von ihm angefertigten sanskrit-chinesischen und chinesisch-sanskritischen Vocabular besteht und deren Publication derselbe S. XXXIII in Aussicht gestellt hat. Die glänzenden Resultate, welche Hr Julien selbst auf dieser Basis erzielt hat, legen für den hohen Werth derselben das unzweifelhafteste Zeugniß ab und er spricht a. a. O. mit Recht die Ansicht aus: „daß die Veröffentlichung dieser Vocabulare die Orientalisten in Stand setzen wird, zu denselben Resultaten wie er zu gelangen und wahrscheinlich den Weg zu erweitern und zu verlängern, den er zuerst gebahnt hat." Ich beschränke mich hier nur auf einige wenige Bemerkungen zu geographischen Namen. S. 76 wird **Na kie lo ho** mit einem sanskritischen **Nagarhâra** identificirt, S. 464 wird letzteres **Nagarahâra** und S. 422 **Nâgarahâra** geschrieben. Es ist dieses unzweifelhaft dieselbe Zusammenstellung, welche ich schon in meinem „Indien" a. a. O. 115 gegeben hatte; ich habe das Reich **Nagarhara** genannt, nach Wilford **As. Res. VIII**, 343, der diesen Namen oder **Nigarhara** aus dem **Brahmâ*nd*a-Purâ*n*a** anführt. Es ist hier so wie überhaupt zu bedauern, daß Hr Julien es versäumt hat, diejenigen Sanskrit-Wörter, welche er indischen Quellen entlehnt hat, von denen zu scheiden, die er bloß nach den Gesetzen des Lautreflexes bildete und dort die Stellen in indischen Schriften, wo sie vorkommen, hinzuzufügen. Wir möchten es ihm dringend ans Herz legen, diese Zugabe bei der Veröffentlichung der versprochenen

652 n. 4 u. 569, 1). — S. 97 wird Na-lo-seng-ho mit einem Walde daneben durch Nârasiñha wiedergegeben. Es ist aber wohl unzweifelhaft das in der Varâhamihirasa*m*hitâ (bei Weber, Verzeichniß der Berliner Sskrit-Handschriften S. 241 Bs 22) vorkommende N*r*isi*m*havana. Wagt man nicht chinesisch Na-lo für Transscription von N*ri* zu nehmen, so wird man als Nebenform des Stadtnamens Narasi*m*ha anzusetzen haben. Es liegt nach der angeführten Stelle im nordwestlichen Indien, was mit dem chinesischen Bericht stimmt. — S. 101 wird die aus S. 453 und 464 sich ergebende chinesische Transscription Tchi-na-po-ti ohne Weitres durch Tchînapati dargestellt. Richtiger ist wohl Lassen's (J. A. II. 482 n. 2) Tschînavatî. Denn in dem im Foe koue ki S. 382 aus Hiouen-Thsang mitgetheilten Artikel wird der Namen durch »érigé par les Chinois« übersetzt, was wohl in Uebereinstimmung mit Pâ*n*ini IV, 2, 86 verglichen mit 68 steht, obgleich Cîna nicht speciell unter den Wörtern aufgeführt wird, aus denen Ländernamen in den vier bei Pâ*n*. IV, 2, 67—70 angegebnen Bedeutungen gebildet werden. Diese Aufzählungen (die ga*n*a's) sind aber bekanntlich selten vollständig. — S. 103 und sonst ist Po-li-ye-ta-lo durch Pâryâtra wiedergegeben; die sskritische Form ist aber Pâriyâtra. — S. 116. 120 ist O-ye-mou-kia durch Ayamoukha, S. 464 dagegen und 360 durch Hayamoukha wiedergegeben. Es ist aber wohl unzweifelhaft das sanskritische Wort Ayomukha, welches wir als Namen eines Berges kennen (Harivansa trad. par Langlois II, 401), von welchem ein Volk Ayomukhîya genannt ward wie die Siddhânta-Kaumudî S. 77a zu Pâ*n*ini IV, 2, 141 zeigt. —

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 6. Januar 1855.

Paris

Schluß der Anzeige: »Histoire de la vie de Hiouen-Thsang et de ses voyages dans l'Inde, depuis l'an 629 jusqu'en 645 par Hoeï-Li et Yen-Thsong etc. par Stanislas Julien.«

S. 184 wird Kong-yu-tho zweifelnd Kongyodha wiedergegeben, S. 465 durch Konyodha, ebenso S. 411, wo es zugleich mit Kongâ identificirt wird, welches zwar in indischen Quellen erscheint, aber Nebennamen von Tschera im Süden des Dekhan ist und gar nicht hierher paßt. Die Lage stimmt vielmehr eher mit der der Gangaridae, und dieser letztre Namen könnte, da das sskritische *t* überaus häufig mit r wechselt, einem sskritischen *Gangâ*ta* (Gangâra, Anwohner des Ganges) entsprechen, welches im Chinesischen durch kong-yu-tho transscribirt sein mochte, — S. 204 wird die chinesische Transscription Po-lou-kie-tchen-p'o, welche sich aber S. 436 u. 465 Po-lou-kie-tch'e-p'o geschrieben findet und dem Barygaze der occidentalischen Quellen entspricht, durch

gesandte Skizze von Hiouen-Thsang's Reise (S. XL), so wie die Menge von Mittheilungen aus dem Reisewerk selbst in den beigegebenen Documents géographiques sur les pays mentionnés dans l'histoire de la vie et des voyages des Hiouen-Thsang von S. 351—461, der Appendice S. 463—466, in welchem die in ihr beschriebenen Länder mit genauer Scheidung der von ihm selbst besuchten und der nach Berichten beschriebenen aufgezählt werden, und endlich die mannigfachen Bemerkungen und Berichtigungen früherer hieher gehöriger Arbeiten eine dankbare Erwähnung. Allein so sehr wir uns auch durch die vorliegende Gabe zu Dank verpflichtet fühlen, so betrachten wir sie doch nur als den Vorläufer der versprochenen Bearbeitung des eigentlichen Reisewerkes selbst, dessen hohe Bedeutung durch jede Mittheilung daraus immer stärker in die Augen springt und seinen fortdauernden Mangel als eine weitklaffende Lücke in der Geschichte oder vielmehr Kunde von Asien überhaupt immer mehr erkennen läßt.

Theodor Benfey.

Halle

C. E. M. Pfeffer 1854. Gotthold Ephraim Lessing als Theologe dargestellt von Carl Schwarz, außerordentl. Professor der Theologie an der Universität Halle. 232 S. in Octav.

Mit Lessing und Semler beginnt diejenige Periode des deutschen Protestantismus, welche man, zum Unterschiede von der vorhergehenden Periode des symbolischen Protestantismus, die Periode des wissenschaftlichen Protestantismus nennt. Beide Perioden haben ihr geschichtliches Recht, aber ihre

Lessing, als der geistige Höhepunkt auch für die theologische Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts, eine solche Hervorhebung verdiene. Wenn Verf. weiter über seinen Standpunkt, aus welchem er Lessing's Thätigkeit auf dem Gebiete der Religionswissenschaft beurtheilt, sich dahin ausspricht, daß Lessing's Kritik darin der echtesten Art war, daß sie nicht allein trennend, sondern auch verbindend, nicht allein verneinend, sondern auch aufbauend sich erwies, daß sie mehr war als sichtender Verstand, Sonderung des Unzusammengehörigen, Auflösung der Verwirrungsknoten, daß sie zugleich combinatorische Thätigkeit, Aufspürung überraschender Verbindungen, Divination verborgener, dem gewöhnlichen Auge entzogener Zusammenhänge, mit einem Worte höhere combinatorische Kritik war, daß in derselben überall das Bestreben bemerkbar ist, nicht allein die Irrthümer zu zerstören, die falschen Autoritäten von ihrem Throne zu stoßen, sondern zugleich, durch diese Hinwegräumung des ganzen Schuttes der Vorurtheile und Verwirrungen Raum zu gewinnen für die Keime des Bessern, neue und festere Gedankengrundlagen zu legen, auf Ideale hinzuweisen, Fernsichten zu eröffnen in bis dahin unbekannte Räume; daß sich darin die wahrhaft conservative oder besser die ethische Richtung derselben zeige, daß sie nie mit der Negation aufhöre, nie an der Zerstörung als solcher Gefallen finde, sondern immer zugleich ein Ideal hinstelle, an welchem sich der Geist erheben, dem er nachstreben solle, so geht einen über dieses tiefe und gesunde Urtheil von dem Bestreben des großen Mannes, den man häufig als Freigeist verschrien hat, eine wahre Freude an. Ueberläßt man sich aber der Freude, die Ideen des großen Geistes auf eine

Lessing dieselbe als eine That der göttlichen Liebe, als eine göttliche Erziehung des menschlichen Geschlechts auf, und veröffentlichte diese Ansicht in der 1780 herausgegebenen Schrift: „Erziehung des Menschengeschlechts.“ Das A. T. war ein Elementarbuch für das Alter der Kindheit. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, für welches die Fähigkeiten der Kinder noch nicht entwickelt sind, übergehen. Auch verehrte das jüdische Volk seinen Jehovah noch mehr als den mächtigsten, denn als den weisesten, fürchtete ihn mehr, als daß es ihn liebte. Diese Begriffe wurden nun erweitert, veredelt, berichtigt durch die spätern Schicksale, namentlich durch die Gefangenschaft unter den Persern. Wenn früher die Offenbarung die Vernunft des jüdischen Volks geleitet hatte, so erhellte nun die Vernunft seine Offenbarung. Beide leisteten sich einen wechselseitigen Dienst. Das in die Fremde geschickte Kind sah nun Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und sagte sich beschämt, warum weiß ich das nicht auch? So kehrten die Kinder aus dem Exil gebessert und erleuchtet zurück. Namentlich wurden sie während ihres Aufenthalts unter den Chaldäern und Persern mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele genauer bekannt, noch vertrauter in den Schulen der griechischen Philosophen in Alexandrien. Denn im A. T. waren nur Vorübungen, Andeutungen, Fingerzeige zur Unsterblichkeitslehre gegeben. Aber grade in solchen Andeutungen und Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit der Elementarbücher, während die negative darin sich zeigt, daß der Weg nicht versperrt wird. Das war die Bedeutung des A. T. Es war ein Elementarbuch für

das Alter der Kindheit. Aber eben nur für dieses Alter ist ein solches Buch gut und brauchbar. Wird die Menschheit weiser, so ist die Beibehaltung von jenem nur schädlich, sie führt zu einer falschen gequälten allegorischen Exegese, sie bildet einen kleinen und spitzfindigen Verstand aus. Das war der Fall in der spätern jüdischen Theologie, der Art war die Behandlung des A. T. durch die Rabbinen. Es mußte ein beßrer Pädagog kommen, er mußte dem Kinde das alte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam. Das Kind wurde Knabe und zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif. Christus war der erste zuverlässige praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Das N. T., das zweite bessere Elementarbuch, hat den menschlichen Verstand mehr als alle andern Bücher beschäftigt, mehr als alle andern Bücher erleuchtet. Wenn Lessing weiter sagt, daß die Menschheit dieses Buch eine Zeit lang für das non plus ultra seiner Kenntnisse hielt, weil das doch jeder Knabe von seinem Elementarbuche halte, so lenkt er doch ein und ermahnt den fähigen Schüler, sich selbst vor Allem zu prüfen, ob das, worüber er hinaus zu sein meine, nicht mehr sei, als wofür er es halte, ob die Lehre von der Dreieinigkeit sich nicht auch vor der Vernunft bestätige, daß Gott nicht Eins sein könne, wie das endliche Ding es ist, daß sein Sichdenken ein reales Sichgegenüberstellen, eine Verdoppelung seiner selbst sei, ebenso die Lehre von der Erbsünde, da der Mensch auf der ersten, niedrigsten Stufe seines Seins nicht so schlechterdings Herr seiner Handlungen sei, daß er dem moralischen Gesetze folgen könne, endlich ob nicht in der Lehre von der Genugthuung eine Wahrheit liege, daß Gott

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1855.

Hamburg

bei Hoffmann und Campe 1854. Vermischte Schriften von H. Heine. Erster Band: Geständnisse.

Eine Unzahl von Tagsblättern hat sich der Heine'schen Geständnisse wie eines willkommenen Raubes und eines Leckerbissens bemächtigt, als solchen ihrem Publicum sie vorgesetzt, sie abgedruckt pur et simple, obgleich sie sehr Vieles verletzen, namentlich das sittlich-religiöse, das christliche Gefühl, und recht muthwillig beleidigen und verhöhnen.

So viel uns bekannt geworden, hat — es ist bezeichnend — nur ein einziges der verbreitenden Blätter, die Allgemeine Zeitung, nachdem sie copiöse Auszüge geliefert, gefühlt, daß Gegenrede und Protest nicht fehlen dürften und den Muth dazu gefunden, auch gegenüber ihrem alten Mitwirkenden.

In ihrem protestirenden Artikel über H. Heine wird Eingangs gesagt: „Wir haben dem Pariser Berichtkinde in der Rue d'Amsterdam mit großer Liberalität unsre Spalten geöffnet und dafür sind

lichkeit! Ich kann mir nicht denken, daß Og, der König von Basan größer gewesen ist. Wie klein scheint der Sinai, wenn Moses auf seinem Gipfel steht! Der Berg ist nur das Fußgestell für den großen Mann, während sein Haupt an den Himmel reicht, wo er mit Gott redet. Der liebe Gott möge mir die Sünde vergeben, aber oft ist es mir vorgekommen als wenn er selbst nur der strahlende Wiederschein Mosis sei, dem er zum Verwechseln ähnlich ist, sowohl in seinem Zorn als in seiner Liebe. Es wäre in der That eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus eine solche Identität Gottes mit seinem Propheten behaupten zu wollen, aber sie haben wirklich frappante Aehnlichkeit."

Da haben wir die altbekannte Manier, die altbekannte Frivolität, Metapher, poetische Beschreibung des Mosescharakters, dithyrambischen Erguß, einen heinisirten Moses — was man will. Aber man wolle uns dergleichen nicht für eine klare und gesunde, historische und gegenständliche, nicht für eine richtige oder gar richtigere Auffassung des Mosescharakters ausgeben, als Andere sie haben. Vielmehr dürfte darin nur eine „verquälte" Vorstellung von diesem Charakter, eine überstiegene Bewunderung desselben liegen. Freilich kann man nicht wissen, wie viel man vom hyperbolischen Heine gelten lassen möchte, wie viel oder wenig Deutliches er sich bei seinen Worten gedacht, wie viel Ernstlich-Gemeintes er in die humoristisch-poetische Einkleidung hineingelegt haben will. Er kann sagen, er habe weiter nichts sagen wollen, als daß er den Moses hoch stelle, sehr hoch. Allein das ist nichts Neues. Wer thut es nicht mit ihm? Weder die Geschichtschreiber, noch die Theologen lassen es daran fehlen. Stellt er indeß den

sie etwa laut würde, zu begegnen: — ein Volk voll Einbildungen und Prätensionen besondrer Heiligkeit und Auserwähltheit; ein Volk, das nie recht zu gehorchen, nie frei zu sein verstand, der wahrhaften freien Entwickelung eigensinnig und hochmüthig widerstrebend, stets unbefriedigt einem Messias entgegenharrend und seine Propheten verlachend oder steinigend, den Erlöser kreuzigend; sich elend machend und — den Stoff zum Mythus vom ewigen Juden herleihend, dem ewigen Juden gleichend in seinem unzerstörbaren Fortleben wie in seinem Starrsinn, — aller Lehre und besseren Einsicht, aller bitteren schmerzlichen Erfahrung und der richtenden Geschichte Trotz bietend. Lag dies Israel, das Christus widerstrebte wie es Moses widerstrebt hatte, das sich zwar kneten, nicht aber frei bilden ließ, das providentiell berufen, seine providentielle Stellung und Mission gänzlich verkannte — lag dieses Israel in Mosis Intentionen, ist dies Israel seine Kunstschöpfung und ist er sonst keines zu rühmen — dann, wahrlich, würde sein Ruhm als ein zweideutiger erscheinen; er möchte selber leicht über diesen Ruhm aus den Wolken fallen, in welche sein ungeschickter Panegyriker ihn gestellt.

Wir sehen Heine gefangen im Wesen des Judenthums, und der Umstand, daß er, nach seiner Weise Christ und fromm geworden und bekennend, so davon sich wieder fangen ließ, mag einen tiefen Einblick darin gewähren. Seine tiefen Einblicke fehlen. Hätte er sich die „Gêne auferlegen" mögen, sich einigermaßen ernstlich mit dem freimachenden Evangelium, der „evangelisch-lutherischen Religion" und den Schriften der Urheber derselben zu beschäftigen: sollte er nicht zu einer richtigern und tiefern Auffassung gelangt sein?

Er hat ganz Recht, das Neue Testament ist ihm noch nicht ganz, will sagen ganz und gar nicht klar. Er hat es gelesen und — um seines eigenen Ausdrucks, wo er einst im Uebermuth von beschränkten Lesern sprach — doch nicht erfahren was darin steht. Dem Apostel Paulus, so tief er im Judenthum gesteckt hatte, waren die Offenbarungen Christi über dessen wahres Wesen offenbar geworden. Nicht höher als er es thut kann man die providentielle, die Weltstellung Mosis und Israels anschlagen, er aber blickt wirklich in die Tiefe und faßt daher richtig auf, und unser Neuchrist und neuer Apostel Mosis und des Judenthums faßt nicht richtig auf, weil er nicht in die Tiefe blickt und es steht schief um seine Auffassung, weil er freilich die Taufe, aber doch „kein Christenthum hat." Er sieht nicht was der Heidenapostel sah, die geschichtliche und providentielle Bedeutung und Stellung Christi und des Evangeliums, den so klaren als tiefen Zusammenhang der Erscheinung des Erlösers und der Verkündung des Evangeliums mit Moses und dem Gesetz. Auf dem Apostel fußend sahen dann auch „die Urheber der evangelisch-lutherischen Religion" klar und tief hinein, und stellten deshalb gleich ihm jenes Israel als abschreckendes und warnendes Beispiel eines gottbegnadigten und ungöttlichen, dem unverstandnen Gotteswillen in hochmüthigen Einbildungen pharisäischer Gerechtigkeit hartnäckig widerstrebenden Volkes dar, statt dieses Israel als ein Muster für alle Völker und ein Prototyp der ganzen Menschheit zu rühmen und anzupreisen. Sie präcisirten und rühmten die hohe Bedeutung der Gesetze und Institutionen, der Mission des jüdischen Gesetzgebers „auf die verheißene Zeit", thaten es aber, auf daß, wie Lu-

ther sagt, die Evangelischen „einen aufrichtigen, sichern, freien, unterschiedlichen Verstand hätten zwischen Mose und Christo", und auch um der Juden willen, „die da wollen, daß Moses durch die ganze Welt herrschen und daß von Jedermann seine Gesetze gehalten werden sollten." Sie waren daneben von einigem theologischen Vorurtheil — das jedoch Moses, dem Judenthume und den Juden auch sehr zu Statten kam — nicht frei, dies Vorurtheil hat die neuere Theologie und Historiographie abgestreift und entfernt. Von dem Allen hat aber Heine nichts erfahren. Er urtheilt zum Theil ganz falsch, und sofern er richtig urtheilt, sagt er nur barocker und schlechter was Andre besser gesagt haben. Weil er aber so wenig gelernt hat und weiß, gibt er seine Schülerweisheit als große Neuigkeit. Und von dem was er nicht erfahren, haben auch Jene nichts erfahren, die seine Aussprüche bewundern — Aussprüche, die man ihm freilich viel weniger zu verargen hat, sofern er, hinter christlichem Visir als litterarischer Commis des Judenthums auftretend, richtig rechnen konnte, daß so viele gute Leute bei der Hand sein würden, seine dreisten Anpreisungen seiner Waare als wahrhaftig zu bekräftigen und freiwillig und beflissen zu colportiren.

Doch noch weiter. Nachdem Moses durch sein Kunstwerk, das Volk Israel, gerühmt worden, kommt sehr natürlich auch letzteres an die Reihe. Heine sagt: Ihr mißachtet die Juden, weil Ihr Euch noch in dem Zustande der Unwissenheit und Befangenheit befindet, aus welchem ich mich losgemacht — werdet wie ich, macht's so wie ich und habt Verehrung der Juden. Er schreibt das zwischen die Zeilen, indem er sagt: so wie den Meister habe er auch dessen Werk, das hebräische

oder Andre, und ein Frommer ist wie ein Christ, nämlich keiner. „Uebrigens ist es gut, sagt er, aus vielen Gründen gut, daß eine Frau eine positive Religion hat.“ Er gönne deshalb der seinigen ihre katholische Religion und lasse katholisch taufen ꝛc. So nennt er sich auch religiös, christlich, bekehrt, so legt er auch „Geständnisse“ ab, weil es gut, aus vielen Gründen gut ist, daß nach Umständen auch ein Mann Religion hat und Geständnisse drucken läßt. Einen andern Eindruck können die seinigen bei Niemandem hervorbringen, der gesunden Sinnes ist. Selbsttäuschung und unwillkürlicher Irrthum mögen allerdings bei ihm mit unterlaufen, der jetzt über religiöse Dinge mit demselben Halb- oder Viertelwissen, derselben Scholarenfaselei schreibt, womit er früher über Philosophie Bücher schrieb, die er jetzt als so ganz erbärmlich selbst verdammt. Eitelkeit und Verblendung der Eitelkeit mag bei ihm mit unterlaufen, der in den Geständnissen von sich sagt: „Die Jahre der Eitelkeit sind vorbei“, und so tief wie jemals in der Eitelkeit steckt. „Die Jahre der Eitelkeit sind vorüber, und ich stelle es Jedem frei, über diese Bekenntnisse zu lächeln.“ Man würde sich auch ohne Freistellung die Erlaubniß nehmen. Man wird über die Heineschen Bekenntnisse lächeln oder auch lachen. Sie verdienen Entrüstung und Zorn, sind aber derselben nicht werth. Wer darin „tiefe Blicke in das Wesen des Judenthums“ gefunden, mag uns den Fund nachweisen, aber nicht glauben, daß wir ihm aufs bloße Wort glauben.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1855.

Hamburg

Schluß der Anzeige: „Vermischte Schriften von H. Heine. Erster Band: Geständnisse.

Wie der Urtheiler in der A. A. Z. vor seiner eignen Einsicht und der Einsicht denkender und prüfender Leser rechtfertigen will, was er über das urtheilt, was Heinrich vom Alten Testamente und vom auserkorenen Volk sagt, muß er selber wissen. Wir vermögen in seinen Aussprüchen so wenig Urtheilskraft und Fähigkeit als in dem Heine'schen Feuer entquellende Prophetenkraft zu entdecken. Oder soll sich Heinrich's Sehergabe etwa durch jene dahin lautenden Aeußerungen bekunden, daß man, angeblich, von den Gottesrittern, den Juden, nichts kenne als ihre Bärte, daß sie noch immer ein wandelndes Geheimniß wären, welches erst dann offenbar werden würde, wenn die Prophezeiung in Erfüllung ginge, wonach Alle ein Hirt und eine Heerde werden und die Gerechten, nämlich die edlen jüdischen Streiter und Märtyrer, die Palme empfangen sollten? Dies

Herbeiziehen einer Verheißung des Erlösers und ihr Herumdrehen auf die Juden — ist das nicht wie „Alles Andere“ ebenfalls mühsam abgequält und ersonnen?“

Berlin

Verlag von Wiegandt und Grieben 1854. Die gegenwärtige politisch-religiöse Bewegung in China. Dargestellt von Dr K. L. Biernatzki. 12 u. 112 S. 8.

Die gewaltigen Bewegungen, welche seit einigen Jahren im chinesischen Reiche vor sich gehen, haben zwar auch bei uns einiges Aufsehen erregt, sind jedoch noch keinesweges in ihrer ganzen Tragweite gewürdigt worden. Schon als großartigster Bürgerkrieg in einem Staate von 300 Millionen Einwohnern zu derselben Zeit, wo in Europa die Revolution auf allen Gebieten des Lebens offen und mit überwältigender Macht hervortritt, verdient die politisch-religiöse Bewegung in China, das man bei uns als die absolute Stabilität zu betrachten gewohnt war, die allergrößeste Aufmerksamkeit. Diese Revolution hat aber für Europa und namentlich für den westlichen seefahrenden Theil desselben noch eine besondere Bedeutung durch den Einfluß, den sie auf den Handelsverkehr der europäischen Nationen und insbesondere der britischen mit Asien ausüben wird und schon auszuüben angefangen hat. Schon das Verbot der Opiumeinfuhr nach China war für die Engländer wichtig genug, um deshalb einen Krieg mit China anzufangen und für ihre Einfuhr die Eröffnung von wenigstens 5 Häfen zu erobern. Darnach kann man sich einen Begriff machen von der Bedeutung des ganzen aus-

wärtigen Handels von China, eines Handels in welchem den Amerikaner einen glückliche Concurrenz mit England schon durch die Ausführung riesenhafter Eisenbahnen zur Küste der Südsee nicht zu theuer erkauft scheint. Nimmt man nun hinzu, in welch innigem Zusammenhange die ostindische Herrschaft der Engländer mit ihrem chinesischen Handel steht und welche nothwendige Bedingung für die britische Seeherrschaft, durch welche allein England gegenwärtig noch ein Staat ersten Ranges ist, sein ostindisches Reich und sein asiatischer Handel bilden, so ist leicht einzusehen, daß der Ausgang der gegenwärtigen Revolution in China, die je nach dem Siege der einen oder der anderen Partei dieses Reich den Europäern entweder ganz öffnen oder noch mehr als bisher verschließen wird, einen unmittelbaren und wichtigen Einfluß auf England und dadurch auf das ganze System der europäischen Großstaaten ausüben muß. Sehen wir uns nun aber um nach den Hülfsmitteln, welche uns über Ursprung und Natur der Revolution in China gründlicheren Aufschluß und dadurch eine Basis zur richtigen Beurtheilung des Verlaufes dieser Revolution gewähren könnten, so finden wir uns fast ganz verlassen. Die Nachrichten, welche uns von Zeit zu Zeit die Zeitungen aus China bringen, sind wohl hinreichend die ungeheure Ausdehnung der chinesischen Revolution uns darzustellen, sie eignen sich jedoch keinesweges dazu, von dem Charakter derselben, so wie von ihrem Fortgange eine auch nur einigermaßen befriedigende Erkenntniß zu gewähren. Nun sind zwar in den letzten Jahren theils in Zeitschriften der Engländer in Ostindien, theils in eigenen englischen Werken vielfache Mittheilungen und Betrachtungen über

ger jedoch sind die betrachteten religiös-moralischen Schriften. Es sind dies 1) das Buch himmlischer Verordnungen und Erklärungen des kaiserlichen Willens, 2) ein Tractat unter dem Titel: Der himmlische Vater kam herab, 3) das Buch himmlischer Vorschriften für den Wandel der Menschen, 4) Taiping's kaiserliche Mittheilungen, 5) Ode für die Jugend, 6) der dreizeilige Klassiker, 7) Uebersetzungen biblischer Bücher, 8) der neue Kalender und 9) das Ceremoniell der Taiping-Dynastie. Nur ungern enthalten wir uns weiterer Anführungen aus diesem Abschnitt des Buches, der ohne Zweifel den wichtigsten Theil desselben bildet, indem es mit der Eigenthümlichkeit der chinesischen Cultur überhaupt, so wie mit dem Charakter der gegenwärtigen Bewegung insbesondere zusammenhängt, daß die Bewegungspartei in China, deren Haupt selbst ein Gelehrter von Profession, kein Krieger ist, nicht allein mit dem Schwert, sondern auch mit der Feder, oder vielmehr nach chinesischer Schreibmethode, mit dem Pinsel ihre Sache verficht. Da wir jedoch diese Schrift Allen, die sich für die Vorgänge in China interessiren, zur eignen Lectüre empfehlen müssen, so beschränken wir uns darauf, hier die Worte anzuführen, mit denen der Verf. diesen Abschnitt seiner Schrift schließt. Sie lauten: „Entschiedene Feindschaft wider den Götzendienst, Erkenntniß Eines Gottes und seiner Gebote, ein alttestamentlich gefärbter Glaube an eine göttliche Vergeltung, daneben Erkenntniß der allgemeinen Sündhaftigkeit, eine Ahnung mindestens von der durch Jesum geschehenen Erlösung — das sind die Grundzüge dieser Schriften, aus denen wir indessen ersehen, daß die Irrthümer Derer, die sie verfaßt haben, beinahe ebenso zahlreich und groß sind, als die Summe der Wahrheiten, welche von

es sich dabei nicht um die kühle, wissenschaftliche Frage von Authentie und Unechtheit, sondern um die „im Gewissen brennende“ von Wahrheit und Lüge handle (Vorrede S. VII); als ob man, was mit Fug und Recht zur äußeren Einkleidung dieser in poetischer Form uns sich darstellenden Schriften gerechnet werden kann, nur von diesem juristischen Standpunkte betrachten könnte.

Da dem Verf. so die wissenschaftlichen Fragen zu Gewissensfragen geworden sind, so leitet er vielleicht aus diesem Standpunkte das Recht ab, gegen mehrere der bedeutendsten Theologen unserer Zeit, denen man in keiner Weise eine negative, destructive Richtung Schuld geben kann, deren Verehrung vor dem göttlichen Wort aus ihren Schriften hervorleuchtet, die aber allerdings andere Ansichten über die betreffenden beiden biblischen Bücher haben, als der Verf., theils sittliche Entrüstung, theils ein geringschätziges Mitleid auszusprechen (vgl. insbesondere S. 390 ff.). Die Ansichten dieser Theologen werden vom Verf. als „offenbarungsleugnerisch“ bezeichnet und mit den Meinungen rein negativer Kritiker parallel gestellt (S. 392), ihre Auffassung der biblischen Bücher wird als ein Versuch bezeichnet, „dem Wolf ein Schafskleid umzuhängen“ (S. 393), es wird ihnen Schuld gegeben, daß sie das Mißtrauen der Gemeinde gegen die Wissenschaft berechtigen und daß sie „den Zwiespalt verlängern zwischen dem Glauben und — nicht dem Wissen“ (der Verf. nimmt also nicht nur den echten Glauben, sondern auch das echte Wissen in Anspruch für — für wen? ist leicht zu errathen), „sondern der Schulmeinung“ (S. 394). Indessen ist doch der Verf. nicht abgeneigt, jenen Theologen, deren Werke Zierden der protestantisch-theologischen Wissenschaft

sind, eine gewisse Duldung zuzusichern, wenn sie sich dazu verstehen, sich als Theologen „der Uebergangszeit" zu betrachten, wenn sie sich demnach mit dem tröstlichen Bewußtsein begnügen wollen, zur Vorbereitung einer Theologie mitgewirkt zu haben, wie sie z. B. in dem vorliegenden Werke sich zeigt, dann aber natürlich darauf verzichten, fortan, nachdem auf „die Uebergangszeit", die — ich weiß nicht welche — Zeit der gegenwärtigen Theologie gefolgt ist, in wissenschaftlichen Dingen noch ferner mitsprechen zu wollen; sie dürfen fortan ihre Leistungen, wie der Verf. mit mißbräuchlicher Anwendung des apostolischen Wortes sich ausdrückt, nur als „Milch" betrachten, während gegenwärtig von der Theologie, die der Verf. im Auge hat, „starke Speise" dargereicht wird (S. 393).

Diese Art, die Werke jener Theologen zu behandeln, kann nur ihren Grund haben in der Prätension, die ausschließlich wahre Gläubigkeit für sich zu besitzen, welche Prätension hinwiederum auf der Annahme fußt, daß der oben bezeichnete abstract-mechanische Begriff von göttlicher Offenbarung der allein zulässige sei, wonach es freilich den Schein gewinnen müßte, als ob jene Männer bei ihren freieren wissenschaftlichen Untersuchungen vom Glaubensgrunde der evangelischen Wahrheit sich entfernt hätten. Allein wer bürgt dem Verf. dafür, daß seine Art des Glaubens reiner, vollkommener, wahrer ist, als der Offenbarungsglaube jener Theologen, die mit kühnerem und hochherzigerem Vertrauen auf die Göttlichkeit des Christenthums sich nicht scheuten, in der Form der göttlichen Offenbarung das Menschliche anzuerkennen, damit um so klarer und gewisser der Kern des rein göttlichen Inhalts festgestellt werde?

Der starre, unlebendige Inspirationsbegriff, welcher dem vorliegenden Werke eigen ist, ist dann auch der eigentliche Grund, warum der Verf. die biblischen Bücher nicht in ihrer geschichtlichen Wahrheit und Lebendigkeit aufzufassen vermag. So reißt er das Buch Daniel aus dem geschichtlichen Boden der Makkabäerzeit heraus, aus dem es hervorgewachsen ist, um es einem 400 Jahre früher lebenden Propheten zu vindiciren, weil er sich scheut, bei dem Verf. des Buches die Freiheit gelten zu lassen, die doch in der symbolisch-dichterischen Form dieser Schrift hinlänglich begründet ist, daß er das Leben eines alten Propheten zum Rahmen der göttlichen Offenbarungen macht, die er zu verkünden hat und daß er ihm die bedeutungsvollen Weissagungen in den Mund legt, die den Gipfel dieser Offenbarungen bilden. Daß das Buch Daniel in der makkabäischen Zeit geschrieben sein muß, dafür entscheidet außer vielen einzelnen Gründen, wie die Stellung des Buches im Kanon unter den Hagiographen, das Vorkommen griechischer Wörter, insbesondere griechischer musikalischer Instrumente, die Nichterwähnung bei Jesus Sirach Kap. 49, der sprachliche Charakter, besonders des hebräisch-geschriebenen Theils des Buches, die Eigenthümlichkeit der prophetischen Darstellung sind, welche der Verf. nicht genügend widerlegt hat, am klarsten die durchaus individuelle, lebensvolle Schilderung des Antiochus Epiphanes und des Unglücks, welches durch ihn dem Volke Gottes zugefügt wurde. Diese historische Beziehung, welche in charakteristischer Weise das ganze Buch durchdringt, ist in der Weise nur zu erklären, wenn wir uns einen Zeitgenossen als den Verfasser denken. Nur wer den Kampf und das Elend seines Volkes in jener Zeit mitdurchlebt und *mitgefühlt hatte*, nur wer mit eigenen

Augen schaute die unerhörten Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, wer in den innersten Tiefen seines Herzens mitergriffen war von der Aufregung und Gährung, die damals das theokratische Volksgefühl in Israel auf das Aeußerste bewegte, nur ein Solcher konnte mit solchen Farben, wie es besonders in Kap. 8. 10. 11 geschieht, das Bild jener Zeit entwerfen, nur ein Solcher konnte das naturgemäße Organ sein, durch welches die in diesem Buche enthaltenen göttlichen Offenbarungen sich kundgaben, nicht aber ein mehrere Jahrhunderte früher lebender Prophet, bei dem die besondere Beziehung auf die Zeit des Antiochus Epiphanes ganz unmotivirt wäre, in dessen Munde eine solche äußerst specielle Weissagung zu einem magischen, in religiöser Hinsicht zwecklosen Wunder werden würde, wie es dem Charakter der alttestamentlichen Prophetie durchaus widerspricht. Wie die Entstehung aller biblischen Schriften nichts Willkürliches hat, sondern sie alle aus der lebendigsten geschichtlichen Bewegung hervorgeboren sind, so ist insbesondere das Buch Daniel nicht ein Werk, dessen Ziel in unbestimmter Ferne läge; man fühlt es ihm an, daß der heiße Drang der Verhältnisse es seinem Verfasser gleichsam abgerungen hat, daß die mitempfundene Bitterkeit der Verzweiflung seines Volkes ihm allein diese innige Empfänglichkeit für die Trost und Sieg verheißende Gottesstimme geben konnte. Diese im Lebensboden der Geschichte organisch wurzelnde Wundererweisung göttlicher Siegeskraft in menschlicher Schwachheit macht man aber zu einem todten, unfruchtbaren, an heidnische Mantik erinnernden, Zauberwerke, wenn man aus dogmatischer Willkür die Entstehungszeit dieses Buches verkennt, deren Signatur demselben so deutlich an die Stirn geschrieben ist.

Rede ist, als Symbol der „verweltlichten Kirche“ (vgl. S. 279 ff. 426). Wer sich den Inhalt dieser Kapitel lebhaft vergegenwärtigt, wird keines weiteren Beweises für die auch fast allgemein geltende Ansicht bedürfen, daß der Apokalyptiker in jener Schilderung nur Rom im Auge haben könne, welches dann weiter als Typus der heidnischen Weltmacht gefaßt werden kann. Man betrügt sich um die Großartigkeit des Eindrucks und um die echte Erbauung, die jene Schilderung hervorbringt, wenn man derselben ihre concrete Beziehung raubt und als ihr Object einen so abstracten Begriff wie „die verweltlichte Kirche“ annimmt. Das ist grade das Große, Göttliche in jener Darstellung, daß der Seher, der den äußerlich armseligen und schwachen Anfängen der christlichen Kirche feindlich gegenüberstehen sah, nicht ein abstractes Gedankending, sondern Roms Weltmacht in ihrer furchtbarsten Realität, auf der Mittagshöhe des größten Glanzes, der jemals ein irdisches Reich umgeben hat, daß er da doch das begeisterte, vom göttlichen Geiste ihm eingehauchte Gefühl im Inneren trägt und im herrlichsten Triumphgesange ausspricht (c. 18), daß vor Christi Macht auch diese höchste Gestaltung irdischer Größe in den Staub sinken müsse.

In Bezug auf die äußere Darstellungsform des vorliegenden Werkes ist zu bemerken, daß es die Absicht des Verfs war, „die Darstellung so zu halten, daß ihr auch nachdenkende Laien wohl würden folgen können“ (Vorr. S. XII). Allein diese höchst schwierige Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, ist von ihm in wenig befriedigender Weise gelöst und das Streben, diesem Ziele nachzukommen, hat sogar einen nachtheiligen Einfluß auf die Darstellung ausgeübt. Es findet sich in dem Buche eine ziemlich unorganische Vermischung

zweier verschiedener Stylarten, des wissenschaftlichen und erbaulichen, die einen etwas disharmonischen Eindruck macht. Man kann aber wohl behaupten, daß eine echt wissenschaftlich gehaltene, klare, präcise Darstellung auch manchem Laien genießbarer sein wird als eine solche haltungslose Spielart von Styl. Ueberdies sind die erbaulichen Stellen des Buches an sich zu wenig einfach und kernig geschrieben und häufig wird auch ihre Wirkung durch den Grundfehler des Werkes, die Verkennung der geschichtlichen Wahrheit der Bibel, getrübt.

Braunschweig

Druck und Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn 1854. Des D. Junius Juvenalis sechste Satire. Mit Einleitung und Uebersetzung von Ed. C. Jac. von Siebold, Dr. der Philosoph. u. Medic. &c. XI und 47 S. in Octav.

Wenn sich der Herausgeber vorstehender Schrift durch die Veröffentlichung derselben auf eine Bahn begeben, welche von seinem eigentlichen Wirkungskreise entfernt genug scheint, so macht er für ein solches Wagniß den Umstand geltend, daß der Stoff, welchen Juvenal in dieser sechsten Satire verarbeitet, doch in einigem Zusammenhange mit der Lebensaufgabe des Herausgebers steht. Das Object der täglichen Beschäftigung des Herausg. ist das Weib: Alles was sich auf dieses bezieht, möge es das Somatische oder das Psychische desselben betreffen, ist für den Frauenzimmerarzt von dem größten Interesse, und so ward der Herausg. zu einem gründlichen Studium der sechsten Satire Juvenals hingedrängt, von welchem er eine kleine Probe, die metrische Uebersetzung dem Drucke übergab. Hinsichtlich dieser war er bestrebt, den Dichter so verständlich als möglich zu übertragen. Wer Aehnliches mit Juvenal versucht, wird es *gerne* zugeben, daß die Arbeit kei-

ne leichte ist: die prägnante Kürze des Dichters an so manchen Stellen ist nur mit der größten Mühe wiederzugeben, und es mußte oft mehr als ein Versuch gemacht werden, bis das am besten Scheinende gefunden wurde. Nur an einigen Stellen, es sind deren nur wenige, ward der Text nicht ganz treu wiedergegeben: den kräftigen Ausdruck der römischen Sprache vertrug die deutsche nicht, und so hat der Uebersetzer jenen gemildert oder umschrieben, ohne aber dem Sinne selbst zu nahe zu treten. Da es übrigens längst in der Absicht des Herausgeb. lag, die vorliegende Satire einer akademischen Vorlesung über vergleichende Psychologie der Frauen des Alterthums und der neueren Zeit zu Grunde zu legen, — beiläufig gesagt entsprang diese Idee auf der herrlichen Villa Albani der ewigen Stadt, wo der Herausg. im Herbste 1847 in der Gesellschaft des geistreichen Philologen Welcker aus Bonn und des liebenswürdigen Alterthumsforschers Emil Braun in Rom einen seligen Nachmittag verlebte, welche beide Männer des Herausg. Plan billigten, dem, da er sich in diesem Semester erst verwirklichte, also beinahe das »nonum prematur in annum« voranging, — so ließ der Herausg. auch den Juvenal'schen Text selbst mit abdrucken, um den Zuhörern seiner Vorträge eine bequeme Handausgabe zu verschaffen, nach welcher sie den Erläuterungen in der Vorlesung selbst folgen können. Mit sehr wenig Ausnahmen ist der Herausg. ganz dem Texte treu geblieben, welchen sein verehrter Freund und College K. Fr. Hermann in seiner neu besorgten Ausgabe des Dichters (Leipz. bei Teubner 1854) als die beste anerkannt hat, um dessen Reinigung er sich so große Verdienste erworben. Endlich hat der Herausg. einige einleitende Worte vorausgeschickt, welche das richtige Verständniß der Satire anbahnen sollten, wobei er auch nicht verfehlt hat, am Ende dieser Einleitung den Inhalt der Satire in einer folgerechten Zergliederung des Ideengangs derselben anzugeben. Ed. v. Siebold.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 15. Januar 1855.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'scher Verlag 1854. System der Volkswirthschaft. Ein Hand= und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende von Wilhelm Roscher. Erster Band: Die Grundlagen der Nationalökonomie. 511 S. in gr. Octav.

Im Jahr 1843 erschien von dem Verf. ein „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft nach geschichtlicher Methode" als ein „Gerippe, das durch größere Werke mit Fleisch und Blut bekleidet" werden solle. Hr Roscher hat seit jener Zeit freilich durch andere Schriften eine unbezweifelte Stellung unter den ersten Nationalökonomen Deutschlands in der Gegenwart errungen, indessen ist doch wohl erst das vorstehende Werk als die Erfüllung der gegebenen Zusage zu betrachten, obgleich es in vielen Stücken die anatomische Leistung des Grundrisses selbst verbesserte. Meine Anzeige würde, wie ich meine, eine unpassende Anlage erhalten, wenn sie nicht der Ueberzeugung Rechnung trüge, daß jeder Fachgenosse

bei dem ersten Durchblättern des Werkes finden werde, er habe ein Buch ersten Ranges vor sich, dessen Studium er sich auf alle Fälle nicht entschlagen könne.

Das von Roscher beabsichtigte Gesammtwerk ist auf einen bedeutenden Umfang angelegt. Dem vorliegenden Bande sollen drei weitere „über die Nationalökonomik des Ackerbaus und der übrigen Urproductionszweige — über die Nationalökonomik des Gewerbfleißes und Handels — über die Lehre vom Staats- und Gemeindehaushalt folgen, nach der Arbeitsweise des Werks so, daß die Kapitel der Volkswirthschaftspolitik nicht aus der Volkswirthschaftslehre ausgesondert sind. In den vorliegenden Grundlagen der Nationalökonomie haben besondere Erörterungen weder über die productiven Gewebe noch über Wechsel, Banken und dergl. eine Stelle gefunden; die grundlegenden Bemerkungen über den Credit im Allgemeinen sind in das 1. Buch — Production der Güter — eingefügt. Auch sonst tritt manche Eigenthümlichkeit in der Eintheilung und Vertheilung entgegen. In der „Einleitung" sind: Grundbegriffe — Stellung der Nationalökonomik im Kreise der verwandten Wissenschaften — und Methode der Nationalökonomik" behandelt. Zu den Grundbegriffen ist indessen nur: Gut, Werth, Vermögen, Reichthum und Wirthschaft gezählt; andere Begriffe, die man wohl sonst hier zu erörtern pflegt, „sind an die Spitze der Abschnitte gestellt, die von ihnen ausführlicher handeln müssen". In dem ersten Buch — Production der Güter — treten zwei besondere Kapitel zu den üblichen hinzu: Unfreiheit und Freiheit; Gütergemeinschaft und Privateigenthum. Der Güterumlauf ist als das zweite Buch von dem dritten: Güterverthеilung — ge-

die rechte Stelle in dem System noch nicht gefunden hat.

Für eine in vielen deutschen Lehrbüchern der Nationalökonomie vorangeschickte kurze „Geschichte der volkswirthschaftlichen Systeme" ist in diesem Bande kein Raum in Anspruch genommen worden. Dagegen hat der Verf. einen ebenso muthigen als für die Wissenschaft heilsamen Entschluß durchzuführen unternommen. „Die meisten Citate — sagt er — verfolgen einen dogmengeschichtlichen Zweck. Soweit meine Hülfsmittel reichten, habe ich von jeder wichtigen Lehre den ersten Keim, die Hauptentwicklungsstufen und Gegensätze, endlich den bis jetzt erreichten Höhepunkt anzugeben versucht —— und ich beabsichtige, beim Schlusse des ganzen Werkes ein historisch gruppirtes Verzeichniß der früheren Theoretiker mitzutheilen, worin auf sämmtliche Stellen, die von dem jeweiligen Autor handeln, verwiesen ist. Mein Buch wird auf solche Weise zugleich als Handbuch und als Litteraturgeschichte der Nationalökonomik dienen können." Ref. begrüßt mit der lebhaftesten Freude diesen ersten Versuch zur Ausfüllung einer Lücke in der nationalökonomischen Litteratur, welche wohl als eine der wesentlichsten Ursachen für die ganz auffällige Mangelhaftigkeit in den Leistungen der Geschichte der volkswirthschaftlichen Theorie angesehen werden muß. Zumal vor dem Beginn monographischer Arbeiten erkennt der nach Orientirung über Maaß und Art der vorhandenen Leistungen Suchende, daß man in jenen „Geschichten" in der Umkehrung des Sprichwortes: vor lauter Wald keine Bäume unterscheiden kann. Mit den „Systemen" beginnt man und mit den Systemen hört man auf; Alles was man vorfindet, lehnt man gut oder übel an sie an und vor

Lebens= und Erkenntnißstufe aus dem Register der Studiosi litterarum ausstreichen lassen. Das Bedürfniß nach wirklich wissenschaftlicher Belehrung in gemeinfaßlichem Gewande ist offenbar in Deutschland so gut vorhanden und im Wachsen begriffen wie in England, und aus zwingenden Gründen muß die Zahl der Geschäftsmänner täglich wachsen, welche die äußersten Grenzen der Leistungen einer bloßen Routine nicht mehr überschätzen. Mit Recht ist Roscher dem Beispiele Rau's gefolgt und hat die Masse des beweisenden und detaillirt ausführenden Materiales in Noten aus dem gedrängt fortschreitenden Texte ausgeschieden. An einzelnen wahrhaft klassischen Partien hat der Verf. ein stärkeres Maaß veranschaulichenden Stoffes dem Texte einverwebt und zwar durchaus unbeschadet des wissenschaftlichen Ganges der Entwicklung. Mit dieser Maaßhaltigkeit dürfte man in Deutschland sich vielleicht durchweg zu einer Annäherung an die Darstellungsweise der Engländer, die immer (?) für das ganze Volk der Gebildeten schrieben, schon entschließen dürfen.

Verfasser und Leser können erwarten, daß die in unserem Werke befolgte Methode einer etwas einläßlicheren Besprechung nicht entzogen werde, da Hr Roscher grade auch durch seine „geschichtliche Methode“ bekannt geworden ist und in der Vorrede zu den „Grundlagen“ besonders auf sie aufmerksam macht. Ref. befindet sich rücksichtlich dieser Frage mit dem Hrn Verf. im Allgemeinen auf derselben Bahn. Er müßte indeß sich selbst untreu werden, wenn er nicht auch hier darauf aufmerksam machen würde, daß Hr Roscher die echten Grundsätze jener Methode in fast überall durchaus befriedigender Weise zur Anwendung bringt, während die theoretische Ausführung und Begrün=

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. Stück.

Den 18. Januar 1855.

Stuttgart und Tübingen

Schluß der Anzeige: „System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende von Wilhelm Roscher. Erster Band: Die Grundlagen der Nationalökonomie.“

Auch hat der Hr Verf. über eine andere Hauptfrage an der Stelle, wo er von dem „Organismus der Volkswirthschaft“ spricht — § 13 ff. — wohl recht lehrreiche Bemerkungen zusammengestellt, doch erschöpfen sie die Sache nicht und stehen selbst von einer scharfen Formulirung der conträren Gegensätze mit jener Scheu ab, die dem Verständigen, der zu Verstehenden spricht, allerdings sich fast aufnöthigt. Und nur soviel möchte ich an dieser Stelle bemerken, daß selbst für den Fall, man lasse auf die entscheidende Fragstellung doch keine wesentliche Scheidewand zwischen Gesetzen der Psychologie und Gesetzen der Physik bestehen, doch noch die auf die geschichtliche Erfahrung begründete Ueberzeugung unerschüttert bliebe, wel-

unsere obige 2. Forderung gibt § 43 ein wohl gelungenes Beispiel; § 45 n. 1 dagegen zeigt eine minder glückliche Anwendung; denn der Mangel an Sparsamkeitstrieb in dem Kriegs- und Seedienst liegt nicht in der Gefährlichkeit der Berufsart, sondern in erster Linie in dem dort herrschenden Cölibat neben der gewöhnlich standesmäßigen Geringschätzung der materiellen Besitzthümer. Der Kürze halber verweisen wir gleich rücksichtlich der Forderung 3. auf den Nachsatz eben dort „auch in Pestzeiten" — indem für unsere Zeit mit ihren Bildungsgrundlagen die Lebensversicherungsanstalten entgegengesetzte Erfahrung aus Cholerazeiten beigebracht haben.

Ein Buch wie das vorliegende mit so vielem Neuen, mit der großen Fülle von Belehrung und Anregung, die es im Detail bringt, fordert natürlich an vielen Punkten zur Besprechung von Einzelnheiten auf. Auf dem uns gebotenen Raume können wir nur an ein Herausgreifen denken. Der Herr Verf. hat auch einige Neuerungen in den technischen Bezeichnungen. Nationalökonomik als die Lehre von der Nationalökonomie — was irgendwo, glaube ich, schon Rau vorgeschlagen hat — möchte aus nahe liegenden Gründen allgemeine Zustimmung verdienen. Bei „Privatökonomik" statt der allerdings im außerakademischen Leben nie in Curs gekommenen „Cameralwissenschaften" finden wir die Parallele nicht zutreffend (der Sinn verlangt eher ein Wort wie Partialökonomik), wie die Bezeichnung denn auch gar nicht auf den wichtigsten Theil dieser Disciplinen, auf den technischen, hinweis't. Für die Wahl von „Ausgebot"

So rechnet denn auch Schulze neuerdings 10 Scheffel (550 L.) für Preußen heraus, während M. de Jonnès früher einmal für Frankreich 210 angegeben hat.

statt „Angebot“ sehen wir keinen Grund ab; „Betrag“, was sich neben „Ertrag“ findet, würde sich für Sätze empfehlen wie: der freie, der reine Betrag in dem rohen Ertrag. —

Wie sich erwarten läßt hat der Verf. auf die Formulirung der Grundbegriffe und Definitionen große Aufmerksamkeit verwendet. Sind doch so manche Controversen, in denen Schriftsteller eines hitzigen Eifers sich nicht erwehren können, nur auf diese kalten Anfänge zurückzuführen. So steht denn auch bei Roscher der Umstand, daß er z. B. die persönlichen Dienste und Dienstfähigkeiten zu den Vermögensbestandtheilen rechnet, als eine Folgerung seiner Definition von Gut und wirthschaftlichem Gut da. Ebenso verhält es sich mit seinem Widerspruch gegen eine nur „mittelbare“ Productivität des Handels, wie gegen die Einrechnung der Arbeitskräfte oder der Grundstücke in das „Kapitel“; desgl. mit seiner engen Beschränkung des „abgeleiteten“ Einkommens; daß er „die bloße Vermehrung des Roheinkommens für gleichgültig“ erklärt, muß man nur nach genauer Erwägung seiner Definition von „Productionskosten“ beurtheilen ꝛc. — Ref. hat im Uebrigen schon a. a. O. darauf aufmerksam gemacht, daß der Gedanke, welcher dem schönen Worte des Vfs (S. 11. n. 3) zu Grunde liegt „die meisten Definitionen des Reichthums sind mehr einseitig als falsch“ für sehr viele anderweitige Definitionen auch gilt. Sollte nicht Hr Roscher bei seinen ausgedehnten dogmengeschichtlichen Forschungen gefunden haben, daß die begrifflichen Definitionen in der Regel nicht Folge des Irrthumes in parte sind, sondern einestheils das allgemeine Procedere der gesammten wissenschaftlichen Erkenntniß signalisiren, anderntheils in engstem Zusammenhang mit den Ge-

sammtanschauungen des Schriftstellers über Wesen, Zweck 2c. der Volkswirthschaft stehen? Schon in dem Grundriß hatte R. sich von Denen getrennt, welche nur die eine Triebfeder in allem wirthschaftlichen Schaffen, den Eigennutz, anerkennen und hatte neben demselben gleich Herrmann auf den Gemeinsinn verwiesen. Der § 11 der „Grundlagen" erscheint uns als eine sehr wesentliche Verbesserung dieses Satzes. Es ist eine Folge unserer mehr nur formell abweichenden Ansicht, daß wir in dem bedeutsamen Schlußsatz des § noch hinzufügen würden „die Opferbereitschaft für große allgemeine Zwecke ohne fleißige Sorge für die eigne wirthschaftliche Selbstständigkeit."

Die gedrängten Abschnitte über die productiven Kräfte der Natur und der Arbeit in dem I. Buche sind sehr reichhaltig sowohl durch die aufmerksame Beachtung der neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften und der physischen Geographie wie durch seine Beobachtungen und Schlußfolgerungen des Verfs. Die erstere kann hier nicht genug in Ehren gehalten werden, weil diese Partien der Nationalökonomik am entschiedensten in ihrem weiteren Fortbau an die Ergebnisse anderer Disciplinen verwiesen sind. — In dem Abschnitt „Zusammenwirken der drei Factoren" ist besonders ansprechend auf die Unstatthaftigkeit einer Ueberschätzung sowohl der Natur wie der Arbeit als Güterquelle hingewiesen; wie uns dünkt, fehlte es in der neuesten Zeit auch nicht an einem Complemente in Bezug auf das Kapital. Die schönen Abhandlungen über „Theilung und Vereinigung der Arbeit" übersehen die vorhandenen Leistungen nicht, doch sind die Erlebnisse unserer Zeit darnach angethan, daß dem Kapitel „Vereinigung der Arbeit" eine bedeutsame Erweiterung

bevorsteht. Ist nicht ein Hauptbestandtheil in den schönen Beobachtungen des § 52 schon von Xenophon bemerkt worden? (Cyrop. VIII, 2, 4 u. 5). Wir möchten rücksichtlich der „Bedingungen der Arbeitstheilung“ auch auf klimatische Verhältnisse hinweisen. In anbaufähigen Landstrichen des Hochgebirgs unter niederer Breite und in Ackerbau treibenden Ländern unter höherer Breite, wo die landwirthschaftlichen Arbeiten sich in einem viel kürzeren Sommer zusammendrängen, würde nur zum Schaden der Volkswirthschaft wie der Menschen Ackerbau und Gewerbebetrieb in gleich hohem Grade wie anderwärts auseinander treten können. An Abschnitte, wie einer durch die bedeutsamen Worte über „die Schattenseiten einer zu großen Arbeitstheilung“ zusammengestellt wird, hatten wir ganz besonders gedacht, als wir bemerkten, der Verf. verliere in seinen wirthschaftlichen Erörterungen nicht die Zwecke des ganzen Menschen aus dem Auge. — Mit den Hauptgedanken der positiven Darstellung des Begriffes der productiven Arbeit ist Ref. einverstanden, wenn auch der Hauptsatz: „Jeder Arbeiter, dessen Leistung vernünftiger Weise begehrt und angemessen bezahlt wird, hat productiv gearbeitet. Unproductiv nur dann, wenn Niemand seine Leistungen brauchen will oder bezahlen kann“ — schon deshalb keine recht scharfe Form zu haben scheint, weil die beiden Gegensätze sich nicht vollkommen entsprechen. Das Verhältniß des Begriffes der productiven Arbeit zu der eventuellen Verwendung eines Productes der Arbeit scheint uns noch nicht in volles Licht gerückt. „Der Bauer, dessen Korn aus Mangel an Absatz in der Scheune verfault, hat unproductiv gearbeitet.“ — Aber kann nicht das Consum-Bedürfniß vor-

nopel, hat schon früher in derselben Zeitschrift (IV. 83—96, 505—509) seine Entzifferungsversuche bekannt gemacht, und seit 1845, wo er nach Konstantinopel reiste, den Pehlvi-Münzen seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Wie er angibt, hat er seitdem gegen 2000 derselben genau untersuchen können, auf einer Urlaubsreise 1849 benutzte er auch das k. k. Cabinet in Wien, das k. Cabinet in Berlin, die Abdrücke des Hn Professor Olshausen, endlich Abbildungen, welche sich in einzelnen Druckwerken vorfanden. Mit weniger Erfolge waren seine Versuche gekrönt, Mittheilungen über die Sammlungen außerdeutscher Cabinete zu erhalten. Aus London erhielt er Versprechungen ohne Erfüllung, aus Petersburg eine abschlägliche, aus Paris gar keine Antwort. Die Abhandlung selbst ist nun vollkommen methodisch, sie handelt nach einer allgemeinen Uebersicht der verschiedenen Arten der Münzen selbst, zunächst von der Sprache und dem Alphabete, wobei eine zwiefache Sprache unterschieden wird; das Pehlvi (eigentlich die städtische Sprache) und das Parsi, das echte, unverfälschte, noch nicht mit dem Arabischen vermengte Persisch. — Taf. V gibt die Alphabete (nach 3 Perioden geordnet) mit einer Gegenüberstellung der neupersischen Buchstaben. Von den Prägorten, deren Taf. IV. 84 aufführt, sind (S. 11—28) 73 mit großem Scharfsinne erklärt, nur ungefähr 20 Zeichen und Abkürzungen sind dem Verf. noch undeutlich geblieben. Es ergeben sich mit ziemlicher Sicherheit 9 Provinzen und 35 Städtenamen, die er als Prägorte auf den verschiedenen von ihm verglichenen Münzen gefunden. Dann folgen S. 29—174 die Münzen der Sasaniden chronologisch geordnet, wobei außer der Entzifferung selbst noch besonders der Fleiß

und die Genauigkeit zu loben sind, mit welchen der Verf. die Königsnamen, so weit es möglich war, im Pehlvi, in der griechischen, armenischen, hebräischen, syrischen, arabischen und anderen Schreibweisen zusammengestellt hat. Auch die genaue äußere Beschreibung jeder Münze ist beigegeben. Aus einer vergleichenden Tabelle des Münzgewichtes S. 147 ergibt sich, daß die aus Chorasan die besten, die aus Pars und Chuzistan dagegen im Allgemeinen die schlechtesten waren. S. 148—172 folgen Chalifen-Münzen aus den Jahren 20—83 der Hidschret, von S. 173 an Münzen von Taberistan. Bei letzteren, auch Ispehbeden-Münzen genannt, ist eigenthümlich, daß dieselben einer eigenen Aera folgen, welche natürlich von dem Jahre des Anfanges der Unabhängigkeit von Taberistan datirt. Auch das Verdienst, diese Aera genau zu bestimmen und zu berechnen, erwirbt sich der Vf. S. 179. Sie reichte vom J. 31—176 der Hidschret, 652—792 nach Chr. Geburt Wenn endlich S. 181 der Hr Verf. noch eine Nachschrift beigefügt hat, so geschah dies nur, um eines inzwischen erschienenen Aufsatzes (Journal of the Royal Asiatic Society Vol. XIII. Part 2 S. 373 ff.) von E. Thomas Erwähnung zu thun, und aus den von demselben veröffentlichten Pehlvi-Münzen für diese seine Abhandlung eine reiche Nachlese zu halten; zugleich auch, um über seine von Thomas bestrittenen früheren Deutungen zu erklären, daß er dieselben nur als Studien und Vorarbeiten betrachte, und viele derselben in dieser neuen Abhandlung theils stillschweigend, theils ausdrücklich verworfen habe. Außer den schon angeführten Tafeln finden wir noch Taf. I die Namen der Münzherren, Taf. II Titel und vermischte Legenden, Taf. III Zahlen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1855.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. H. Brockhaus. Achter Band.“

Hier ist besonders bemerkenswerth, daß die Zahlwörter von 1—9: **achad, tarein, talata, arba, chomascha, schata, scheba, tomena** und **tischa** ganz aramäisch sind, welchen Umstand der Verf. gewiß nicht ohne Grund dadurch zu erklären sucht, daß die große Aehnlichkeit von 3 und 30, 4 und 40 ꝛc., welche in persischer Sprache in Pehlvi Charakteren wenig oder gar nicht verschieden sind, eine Verwechslung dieser Zahlen habe befürchten lassen, und daß man deshalb das Aramäische herbeigezogen habe. Taf. VI—X geben 35 Münzen im Hochdruck und 13 nach andern Tafeln von Longpérier und Thomas lithographirte. Hiermit beschließen wir den Hinweis auf diese fleißige, sorgfältige, *in* jeder Beziehung befriedigende Untersu-

chung, da noch andre Abhandlungen derselben Zeitschrift berücksichtigt sein wollen.

Das zweite Heft beginnt (S. 209 — 229) mit einer Abhandlung von Dr Hitzig über „drei Städte in Syrien“. Der Verf. will, wie er selbst sagt, das Vorurtheil, als wenn in ältester Zeit nur semitische Sprache für Syrien in Betracht käme, sich etwas näher ansehen; er will zeigen, daß auch zwischen Euphrat und Mittelmeer einst indogermanische, ja brahmanische Cultur geherrscht habe. Zum Beweise wählt er die Erklärung von drei syrischen Städten: Mabug, Damask und Tadmor. Der Raum erlaubt uns hier nicht, über all die verschiedenen Etymologien, welche er anführt, Bericht zu erstatten. Er selbst thut einen kühnen Griff (so sagt er S. 215) und sagt: Mabug hieß vorher מַבּוּל (das griech. *Μανούρα*); dies setzt er identisch mit dem Sanskritwort Mahâpura = große Stadt. Ebenso werden die beiden andern Namen erklärt. Damask ist das sanskr. Tâmrâksha rothäugig, und dies eine Bezeichnung des Dionysos, Tadmor endlich ist sanskr. Tâtamûra, freilich ein sonst unbekanntes Wort, aber Tâmara heißt Wasser, und daher der Name der Stadt „Wasserstadt“. Die Frage, wie nun aber Sanskrit-Sprechende nach Tadmor, Mabug und bis nach Damask gekommen, wird nur durch Gegenfragen beantwortet, und der Unterz. muß vorläufig gestehen, noch nicht ganz überzeugt zu sein; man darf in Etymologien nicht zu weit gehen, besonders bei Städtenamen, denen oft ein ganz zufälliges, unbekanntes Ereigniß zu Grunde liegt. Sieht man sich bei dergleichen Versuchen genöthigt, noch außerdem keineswegs unbedeutende Veränderungen, wie hier, mit den Namen vorzunehmen, so muß man

tere Abhandlung wurde veranlaßt durch eine kürzlich erschienene Schrift: **Lecture littéraire des Hiéroglyphes et des Cunéoformes par l'auteur de la Dactylologie. Paris 1853, Mars.** Nach der wunderlichen Ansicht dieses Franzosen sind die Keilschriften nichts Anderes als eine abgebildete Daktylologie; die Keile sind deutlich nichts als abgezeichnete Finger, senkrecht und horizontal ausgestreckte und gebogene. Ferner bezeichnet nach ihm jeder Buchstabe ein ganzes Wort, und zwar in der Ursprache des Menschengeschlechtes, welche glücklicherweise keine andre ist, als die griechische. Der gelehrte Deutsche widerlegt diese Schrift, erkennt jedoch die Echtheit der darin enthaltenen und zum ersten Male mitgetheilten Keilinschriften an und beleuchtet dieselben auf eine ganz andre, höchst scharfsinnige Weise. Der Daktylologe verdient um so mehr Tadel, da er durch seine wunderlichen, unerwiesenen Hypothesen zu den irrigsten Resultaten gelangt; es braucht z. B. nur erwähnt zu werden, daß er **le Décalogue tel qu'il a été proclamé par Jéhovah** in einer Keilinschrift und in der prohellenischen Ursprache abgefaßt, gefunden zu haben behauptet. — Desselben Ansichten über die Hieroglyphen, welche er akrologisch erklärt, und denen er ebenfalls die prohellenische Sprache zu Grunde legt, glaubt der Unterz. S. 830—834 dieses Bandes der Zeitschrift mit überzeugenden Gründen widerlegt zu haben.

Wir kehren zu dem zweiten Hefte zurück. Hier folgen S. 239 „Bemerkungen zu Mohl's Ausgabe des Firdusi B. I v. Fr. Rückert." Es sind nicht allein Bemerkungen, sondern Berichtigungen, Ausstellungen, Zweifel und Verbesserungen. Leider ist diese schätzenswerthe Abhandlung noch nicht vollendet, und wir können somit

mie, Disputirkunst, Onomatopöie, Logik, Geometrie, Algebra, Arithmetik, Musik, Sphärenkunde, Gnosis, Koranlesekunst und endlich türkische, französische, italiänische, altgriechische und persische Sprache — eine vollständige universitas litterarum.

Im dritten Hefte berichtet zunächst (S. 414—441) Prof. Pott von Sprachen aus Afrika's Innerm und Westen, anknüpfend an vier in den Jahren 1852 und 1853 von Norris, Riis und Vidal herausgegebene Werke. Es handelt sich hauptsächlich um die Bórnu, Kánuri, Odschi und Yoruba Sprachen, durch deren wissenschaftliche Bearbeitung sich England in den hier angeführten und zwei neueren von Hn Koelle bearbeiteten und im 177. Stücke dieser Anzeigen (6. Nov. 1854) besprochenen Werken ein wahres Verdienst erworben hat. Eine von Herrn Koelle dem Verf. mitgetheilte Erzählung mit Interlinearübersetzung wird S. 419—421 veröffentlicht, dann die verschiedenen Dialekte dieser Sprachen selbst in ihren Bestandtheilen charakterisirt. In der darauf folgenden Abhandlung „Ueber den Zweigehörnten des Koran" entscheidet sich Hr K. H. Graf dafür, daß der aus Sur. XVIII bekannte Ausdruck ذو القرنين gegen Hammer-Purgstall's Ansicht für Alexander den Großen zu erklären sei. Er stützt sich hauptsächlich auf die von ihm mitgetheilte Erläuterung Beidâvî's zu dieser Stelle, und auf den griechischen sogenannten Kallisthenes, welcher (in der Ausgabe von Müller, Par. 1846 S. 138) diesem Welteroberer ein Glaubensbekenntniß in den Mund legt, welches wohl Muhameds Verfahren rechtfertigt, den Alexander unter die frommen Könige der Vorwelt aufzunehmen und neben Moses und Salomo zu stellen. In der folgenden Abhandlung „Ei-

lungen folgt wieder eine etwas größere, die wir als eine Fortsetzung eines schon in früheren Jahrgängen begonnenen Werkes begrüßen. Es sind „Auszüge aus Saalebi's Buche der Stützen des sich Beziehenden und dessen worauf es sich bezieht" von Hammer-Purgstall. Die diesmalige Gabe enthält Hauptst. XXXIII—XLV, und handelt von dem, was sich auf Thiere, näml. Schlangen, Scorpionen, Spinnen, Ameisen, Strauß, Raben, Tauben, Vögel aller Art, Eier und Fliegen, ferner was sich auf die Erde, Häuser, Gebäude, Wohnplätze, Länder und Städte bezieht. Der nächste Jahrgang verspricht den Schluß dieses für das Verständniß vieler arabischer Phrasen so schätzenswerthen und fast unentbehrlichen philologischen Werkes.

An den mit großer Sorgfalt und Genauigkeit von Dr E. Roediger bearbeiteten wissenschaftlichen Jahresbericht (S. 637—719), welcher diesmal die beiden Jahre 1851 und 1852 umfaßt, schließt sich im vierten Hefte zunächst S. 720 Graul an mit Mittheilungen über die tamulische Bibliothek der evangelisch-lutherischen Missionsanstalt in Leipzig. Schon im VII. Bande S. 558 haben diese Mittheilungen begonnen, und bestanden damals in dem Kataloge der Bibliotheca Tamulica, die er selbst in Ostindien gesammelt; diesmal gibt er eine Uebersetzung eines Manuscriptes (in dem Kataloge No 70) unter dem Titel „Widerlegung des Buddhistischen Systems vom Standpunkte des Sivaismus." Der tamulische Text dieser Uebersetzung soll als Beilage in einem der nächsten Hefte mitgetheilt werden; dann wird auch der Indologe in den Stand gesetzt sein, sich genauer mit dieser Sprache zu beschäftigen und Nu-

beide nicht allein wegen ihrer Größe und Handelsbedeutung, sondern auch wegen ihrer vielen großartigen öffentlichen Gebäude und Institute selbst unter den Städten der Alten Welt einen keineswegs untergeordneten Rang einnehmen würden.— Wenig bedeutend ist dagegen in der vorliegenden Schrift das eigentlich Geographische, und beschränken wir uns deshalb in der nachfolgenden kurzen Inhalts-Uebersicht derselben, da ein Eingehen auf die Städtebeschreibungen zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, auf die Hervorhebung einiger auch allgemeiner interessirenden statistischen Daten.

Nach einer kurzen geographisch-statistischen Uebersicht der Insel von Montreal, geht die Schrift zur Beschreibung der Stadt dieses Namens, der größten und volkreichsten Stadt des Britischen Amerika's über, die unter 45° 31′ N. Br. und 73° 34′ W. L. von Greenwich liegt und mit den Vorstädten einen Flächenraum von 1020 Acres (ungef. 1575 hann. Morgen) einnimmt. Die Stadt, welche i. J. 1642 von dem französischen Gouverneur M. de Maissonneuve auf dem Terrain eines indianischen Dorfes Hochelaga angelegt wurde und längere Zeit den Namen Ville Marie führte, weil sie der Jungfrau Maria geweiht war, liegt sehr günstig für den Handel an der oberen Grenze der Schiffbarkeit des St. Lorenz für Seeschiffe und hat sich deshalb namentlich seitdem sie in neuester Zeit durch Eisenbahnen nach verschiedenen Richtungen mit dem Innern in Verbindung gesetzt worden, sehr rasch gehoben, sowohl an Einwohnerzahl wie in ihren Handelsoperationen. Die Zahl ihrer Bewohner beträgt gegenwärtig ungefähr 65000 und im J. 1852 hatte der Handel dieses Hafens einen Werth von 2,993,338 Pfd Sterl.,

wovon 2,311,472 Pfd auf die Einfuhr und 681,866 Pfd auf die Ausfuhr kamen. Im J. 1853 betrug die Einfuhr allein schon 3,603,696 Pfd St. (S. 46). — Von Montreal führt die Schrift den Reisenden den St. Lorenz abwärts über Port St. Francis, Three Rivers, St. Leon le Grand und Batiscan nach Quebec, der gegenwärtigen Hauptstadt der Vereinten Provinzen von Ober- und Unter-Canada, welche auf dem nördlichen Ufer des St. Lorenz unter 46° 49′ N. Br. und 71° 15′ W. L. liegt. Sie wurde i. J. 1608 von Charlevoix (?) gegründet und ist jetzt mit einer Bevölkerung von 45000 Seelen die zweite Stadt des Britischen Amerikas. Ihr Handel ist ebenfalls bedeutend, indem ihre Ausfuhren i. J. 1851 den Werth von 1,593,662 und ihre Einfuhren den von 642,804 Doll. hatten. Nachdem der Führer die vielen großartigen Institute der Stadt und ihre sowohl durch Naturschönheiten wie durch historische Erinnerungen sehr interessante Umgegend ausführlicher beschrieben hat, kehrt er nach Montreal zurück, um von da den Reisenden auf der St. Lorenz- und Atlantic-Eisenbahn, die nach Boston führt, bis zur Grenze der Provinz zu begleiten, worauf noch eine Anzahl Reiserouten durch den interessantesten Theil von Ober-Canada näher beschrieben werden. Die vornehmsten Städte, die auf diesen Routen berührt werden, sind Bytown am Ottawa-Fl. und am Eingang des großartigen Rideau-Canals, der diesen Fluß mit dem Ontario-See verbindet, ein neu angelegter, durch seinen sehr großen Holzhandel und seine großen Schleusenbauten interessanter schnell aufblühender Ort, der jetzt bereits 10,000 Ew. zählt; Kingston, am Ausflusse des St. Lorenz aus dem Ontario-See unter 44° 8′ N. Br. und 76° 40′ W. L.,

eine hübsche, i. J. 1784 angelegte Stadt, die gegenwärtig ungefähr 15,000 E. hat, Toronto, an einer Bai des Ontario-Sees unter 43° 32′ N. Br. und 79° 20′ W. L., eine 1794 angelegte Stadt, die außerordentlich rasch sich entwickelt und gegenwärtig 40,000 Seelen zählt; Hamilton, 1813 angelegt, jetzt mit 17,000 Einw. und eine größere Anzahl erst in den letzten Decennien angelegter Städte, die fast alle ein ebenso rasches Emporblühen zeigen, wie die schnell groß gewordenen jungen Städte der benachbarten Theile der Ver. Staaten; Städte wie Chicago und Milwaukee jedoch ausgenommen; wie denn überhaupt Canada und insbesondere das erst durch die Engländer colonisirte West- oder Ober-Canada in seiner Entwicklung fast ganz gleichen Schritt gehalten hat mit den am schnellsten erblüheten Staaten der Amerikanischen Union. Zum Beweise dafür stellen wir hier noch die verschiedenen Zählungen von 1814 bis 1854 an.

	Unter-Canada.	Ober-Canada.
Zählung v. 1814	335,000 Ew.	95,000 Ew.
„ „ 1823	427,000 „	151,000 „
„ „ 1831	512,000 „	261,000 „
„ „ 1848	770,000 „	721,000 „
„ „ 1851	890,261 „	952,004 „

Die Gesammtbevölkerung von Canada, die zur Zeit der Eroberung durch die Engländer i. J. 1760 auf 70,000 Seelen geschätzt wurde, betrug demnach i. J. 1852 1,842,265, eine Zunahme der Bevölkerung, welche die in den Ver. Staaten noch bedeutend übertrifft. W.

Wien

bei Tendler u. Comp. 1854. Handbuch des Consulatwesens mit besonderer Berücksichtigung des

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 22. Januar 1855.

Breslau

In Commission bei Josef Max und Comp. 1855. Salzbrunner Skizzen. Von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Ein Scherflein zur Unterstützung der im Herbst 1854 in der Schlesischen Obergegend Ueberschwemmten. V und 69 Seiten in kl. Octav.

Das Schlesische Mittelgebirge, in welchem Salzbrunn mit seinen vortrefflichen Heilquellen liegt, zeichnet sich durch eine große Mannichfaltigkeit geognostischer Verhältnisse, und einen außerordentlichen Reichthum an fossilem Brennmaterial aus. Dadurch wird nicht allein eine große Verschiedenheit des landschaftlichen Charakters der Gegenden, ein Wechsel von sanften, bebaueten Thälern, engen Felsenschluchten und verschiedenartig geformten, zum Theil sehr imposanten, bewaldeten Bergen bewirkt, sondern auch eine nicht unbedeutende Mannichfaltigkeit von Cultur- und industriellen Verhältnissen hervorgerufen. Diesen Zusammenhang mit leichten Umrissen zu schildern, und da-

durch wo möglich ein anschauliches Bild von der Natur und den Beschäftigungen der Menschen in der Gegend von Salzbrunn zu geben, ist in obigen Skizzen versucht worden. Sie würden indessen in dieser Form nicht erschienen sein, wenn nicht der auf dem Titel bemerkte Zweck ihre Zutageförderung veranlaßt hätte. Da es bei diesem darauf ankam, wo möglich ein größeres Publicum zu gewinnen, so mußte auf ein tieferes Eingehen in die geologischen Verhältnisse der beschriebenen Gegenden verzichtet werden. Doch ist für manche Leser des Geologischen vielleicht noch zu viel in diesen Skizzen; wogegen andere wegen des zu Wenigen sich nicht befriedigt finden werden.

H.

Göttingen

Dieterichsche Buchhandlung 1851. **Corpus Paroemiographorum Graecorum. T. II. Edidit Ernestus Ludov. a Leutsch.** Auch unter dem Titel: **Paroemiographi Graeci. Diogenianus. Gregorius Cyprius. Macarius. Aesopus. Apostolius et Arsenius. Mantissa Proverbiorum. Edidit Dr. Ernestus Ludov. a Leutsch. XXIV u. 868 S. in Octav.**

Es ist bei der Ausarbeitung dieses Buches von dem Plane, wie er in diesen Anzeigen J. 1846, St. 141 näher entwickelt, nur in Einzelnem abgewichen: trotzdem haben persönliche Verhältnisse, vor Allem die Schwierigkeit der Arbeit die Herausgabe verzögert. Schwierigkeit machte besonders die Kürze, deren der Verf., sollte das Buch nicht zu sehr anschwellen, sich befleißigen mußte: sie hat zu seinem großen Mißbehagen ihn gezwungen, die eignen Untersuchungen auf Andeutungen zu beschränken, die nur wer genauer zusieht —

spätern Sammlungen außer Zweifel: was aber nach ihrer Entfernung übrig bleibt, ist ein nach einem ziemlich consequent festgehaltenen Principe angefertigter Auszug aus Diogenian, wie in nott. critt. ad DV I, 6 auch angedeutet. Denn immer ist auf den Titel Gewicht zu legen: mehr schon wiegt, daß unserm größern Auszug aus Diogenian eigenthümliche Fehler im DV ebenfalls sich finden: *αἱρήσεις* DV I, 15: add. I, 25. 26. 47. II, 18: daß Eigenthümlichkeiten des Diogenian hervortreten, wie die Neigung Sprichwörter verwandten Inhalts zusammenzustellen: I, 8. 15. II, 4. 61. III, 3. 52. 88.: die Erklärung ganz wegzulassen und durch ein *δήλη, φανερόν* zu ersetzen: II, 32. 96. III, 68 — wenn bei Zenob. VI, 6. 20 das einmal erscheint, so liegt es lediglich an der schlechten Ueberlieferung —: wie auch das Streben, die verschiedenen Sagen und Erzählungen über die Entstehung eines Sprichworts (I, 12. 72. II, 84. III, 29) sowohl, als auch die oft sehr mannichfache Art der Anwendung derselben zusammenzustellen (I, 62. 84. II, 2. 65. 83), worin allerdings Aeltere schon vorangegangen waren. Dazu kommt ferner, die bald wörtliche, bald sehr genaue Uebereinstimmung des DV mit unserm ältern Diogenian; dann der Umstand, daß grade dem Diogenian eigenthümliche Sprichwörter sich hier finden, z. B. III, 2: ganz besonders aber die Art, wie DV und der ältere Diogenian sich gegenseitig ergänzen. Es mögen dafür folgende Beispiele genügen, da ähnliche fast jede Seite liefern kann:

Diog. I, 11: *ἀγνότερος πηδαλίου: ἐπὶ τῶν ἁγνῶς βεβιωκότων· παρόσσον ἐν θαλάσσῃ ἐστὶν ἀεὶ τὸ πηδάλιον.*	DV I, 10: *ἁγνότερος πηδαλίου: ἐπὶ τῶν ἁγνῶς βεβιωκότων· καθὸ ἐν θαλάττῃ ὂν διὰ παντὸς τὸ πηδάλιον ἁγνὸν εἶναι δοκεῖ.*

Diog. I, 84:	DV I, 48:
ἀντιπελαργεῖν: ἐπὶ τῶν τὰς χάριτας ἀνταποδιδόντων. λέγονται γὰρ οἱ πελαργοὶ γεγηρακότας τοὺς γονεῖς τρέφειν.	ἀντιπελαργεῖν: ἐπὶ τῶν χάριτας ἀποδιδόντων· οἱ γὰρ πελαργοὶ γεγηρακότας ἑαυτῶν γονεῖς γηροτροφοῦσι τὰ τροφεῖα ἀπονέμοντες.

Noch mag auf DV II, 15. 48. III, 73 verwiesen werden. Entsteht durch derartige Ergänzung Uebereinstimmung mit Zenobius zuweilen, wie DV I, 37, so folgt daraus nicht sofort engerer Zusammenhang zwischen diesem und DV, sondern es weis't auf die auch sonst bezeugte gemeinschaftliche Grundlage beider hin. Dies Alles wird endlich bestätigt durch die Reihenfolge der Sprichwörter im DV: sie ist mit wenigen zum Theil unerheblichen Ausnahmen — I, 74. 90. II, 84. III, 4. 32. 38. 53. 55. 77 — ganz die des ältern Diogenian. Dringt man tiefer in diesen Punkt ein, so ergeben sich allerdings noch Schwierigkeiten, da die Handschriften, aus denen unsre beiden Auszüge des Diogenian geflossen, die Sprichwörter schon nicht mehr überall in ihrer echten Reihenfolge hatten: allein grade DV unbefangen betrachtet, gestattet gar Manches aufzuklären. So entspricht DV I, 1—22 dem Diogen. Schott. I, 1—49: aber DV I, 23—39 entspricht erst Diog. Sch. II, 3—29, so daß also über funfzig Sprichwörter hier auf einmal übersprungen wären: da aber DV I, 40—60 denen des Diog. Sch. I, 74—II, 1, ferner DV I, 61—95 dem Diog. Schott. II, 31—III, 42 entspricht, so wird klar, daß in dem vom DV benutzten Exemplare Diog. Sch. I, 74—II, 1 auf II, 29 gefolgt sind, wodurch nun allerdings für einen Theil des ältern Diogenian eine bessere al-

aus ihm stammen: und daher hat der Epitomator des DV in seinem Exemplar des Diogenian Blätter gefunden, welche in dem vom Verf. des durch Schott zuerst edirten Auszugs benutzten verschwunden waren.

Obgleich diese Ausführung, abgesehen von dem Beweise, daß Diogenian die Grundlage dieser Sylloge sei, auch die Wichtigkeit derselben in ein klares Licht gesetzt haben dürfte, so möge diese doch noch an einigen Beispielen erläutert werden, um zugleich deutlicher, als durch nackte Angabe des Resultats geschehen könnte, darzulegen, welch ein Trümmerfeld in diesen Sprichwörtersammlungen vor uns liegt: es wird dies zugleich erklären, warum manche, auf den ersten Blick so nahe liegende Conjectur von mir abgewiesen worden. Einfacher Art ist Folgendes: Diog. Sch. III, 29: *ἀδελφὸς ἀνδρὶ παρείη: ὅτι προτιμητέον τοὺς οἰκείους:* dazu fügt DVI, 91: *ἐπὶ βοήθειαν:* daß das richtig und alt, zeigt Schol. ad Platon. p. 398 Bekk.: verwickelter aber ist die Herstellung der Erklärung des im Alterthum viel behandelten Sprichworts Diog. Sch. V, 1: *ἢ δεῖ χελώνης κρέα φαγεῖν ἢ μὴ φαγεῖν: τῆς χελώνης μὲν ὀλίγα κρέα βρωθέντα στρόφους ποιεῖ, πολλὰ δὲ, καθαίρει:* dies ist nur die Angabe der Entstehung, nicht aber die des Sinnes des Sprichworts: daß diese auch im Diogenian enthalten gewesen, ist zwar schon an und für sich klar, wird aber noch von Hesychius bewiesen, der den oben mitgetheilten, also aus Diogenian stammenden Worten hinzufügt: *ὅθεν τὴν παροιμίαν λέγεσθαι ...:* die Rede bricht also mitten im Satze ab: sie sollte fortgehen *φασὶ ἐπὶ τῶν κτλ.:* dieselbe Lücke findet sich auch bei Zenob. IV, 19, wo nach *καθαίρει* folgt: *ὅθεν ἡ παροιμία. Ἕτεροι δὲ ἐπὶ τῶν κτλ.:* die Ansicht derer, denen die ἕτεροι δὲ

Scholl. ad Arist. Eccles. 102 sich nicht findet, also später gemacht ist: es entsteht sonach die Frage, woher diese Aenderungen und Zusätze? von Apostolius? Das leugne ich: einmal, weil er davon in der Vorrede nichts sagt, ferner, weil auch Arsenius nichts Eigenes hinzugefügt: denn solche Zusätze, wie ann. critt. ad Apost. IV. 92a angegeben, sind so gut wie gar keine: endlich, weil eine sichere Spur von Eignem überhaupt in dem Sammelwerke des Apostolius sich nicht vorfindet: denn was ich nott. critt. ad III, 84. IV, 68. V, 17. 93. X, 19. XI, 4 ihm zugeschrieben, ist vielleicht richtiger als aus einem Aeltern entlehnt anzusehen: Annahmen aber, wie die von Stiehle im Philol. IV, p. 408, sind, wie meine Noten zeigen, immer falsch. Daß also Apostolius auch in jenen Fällen nur abgeschrieben, ist um so wahrscheinlicher, weil dieselbe Thätigkeit, die so eben bei ihm nachgewiesen, sich auch bei Suidas findet, bei dem man aber auf sie noch nicht näher eingegangen: v. Bernh. ad Suid. s. *Διϊτρέφης*, s. *Λάμπων*, s. *Λυκαβηττός*, s. *σίδια*, s. *χοροῖοι*: in ihm sind nämlich, ohne Zweifel aus Aeltern, sowohl willkürlich durch Worte des Kratinus, Aristophanes und Andrer gebildete Sprichwörter zu finden, als auch Verse aus diesen, die mit Sprichwörtern nichts zu thun haben, als solche behandelt, indem ihnen Erklärungen, wie sie nur zu Sprichwörtern passen, beigegeben; und zwar Beides so, daß man sieht, wie die Urheber nicht den Aristophanes ꝛc. selbst, sondern nur ungefähr das vor Augen hatten, was wir bei Suidas als Erklärung finden. So heißt es bei Suid. s. *μᾶζα*: . . . *καὶ παροιμία ἐπὶ τῶν ἀλλοτρίοις πόνοις ἐγκαυχωμένων·*

Μᾶζαν μεμαχὼς τὴν ὑπ' ἐμοῦ μεμαγμένην:

die intt. ad h. l. streiten sich über das Versmaß:

allein das angebliche Sprichwort ist aus den ersten Worten von Arist. Equitt. 55 und den letzten von vs. 57 zusammengesetzt und ihm eine den bei Suid. l. c. stehenden Versen entlehnte Erklärung beigegeben. Analog ist zu behandeln Suid. s. Ἔμπορός εἰμι σκηπτόμενος. Ἀριστοφάνης· ἐπὶ τῶν προφασιζομένων ψευδῆ διὰ δειλίαν. εἰςάγεται κτλ.: das Lemma nämlich ist aus Arist. Plut. 904: Χρ. ἀλλ' ἔμπορος; Συκ. ναί, σκήπτομαί γ', ὅταν τύχω, und aus den Scholien zu dieser Stelle die Erklärung gebildet, wie die folgenden Angaben bei Suidas zeigen: damit ist die Ansicht von Hemsterhuys und Fritzsche, das Lemma sei aus einem verlorenen Stücke des Aristophanes, vollkommen widerlegt. Aehnliches findet sich bei Suid. s. ἄνευ ξύλου, s. Διονύσια, s. τιθύμαλλος. Aber, wie gesagt, zu nicht veränderten Versen sind auch Erklärungen beigegeben, welche nur zu Sprichwörtern, gar nicht aber zu jenen Versen passen, und zwar weit häufiger, als Bernh. ad Suid. praef. p. LXXVI angenommen: Suid. s. ἀλλ' οὐκ ἔνεστι, s. ἅλσιν διασμηχθείς, s. γέρανοι, s. δότε μοι, s. δοῦλος ὤν, s. ἐστρατήγησε, s. ἡττήθης, s. οἱ μὲν γάρ, s. νῦν ταῦτ' rc. Es ist also klar, wie diese Richtung schon vor Suidas dagewesen: sie hat auch nach ihm noch fortbestanden, indem er selbst durch sie Zusätze erhalten hat: so Suid. s. παρὼν ἀποδημεῖ: ἐπὶ τῶν αἴσθησιν ἑαυτοῖς μηδεμίαν παρεχόντων: da ist ἐπὶ κτλ. mit Cod. A zu streichen: ebenso Suid. s. πατῆσαι: indem ferner nach seiner Zeit die Scholien zu Aristophanes durch sie interpolirt sind: so hat die ed. Junt. zu dem Schol. ad Arist. Plut. 328 einen Zusatz der Art: s. Suid. s. βλέπειν: ferner das Schol. ad Arist. Acharn. 194, den

zunehmen: das Verfahren wird sofort deutlich, so wie man nur Suid. s. *διαλλάττειν* mit Schol. ad Arist. Lysistr. 630 vergleicht: die erstere Stelle lautet: *διαλλάττειν.*

Καὶ διαλλάττειν πρὸς ἡμᾶς ἀνδράσιν Λακωνικοῖς,

οἷσι πιστὸν οὐδέν, εἰ μή περ λύκῳ κεχηνότι. ἡ παροιμία ἐπὶ τῶν τὰ ἀλλότρια διαρπαζόντων· ὃν γὰρ τρόπον λύκοις οὐκ ἔστι πίστις, οὐδὲ τούτοις· τὸ δὲ κεχηνότι ἐπὶ τῶν μάτην χαινόντων: letztere aber: *λύκῳ κεχηνότι*] ὥσπερ οὐδεὶς δύναται πιστεῦσαι λύκῳ χαίνοντι. ἡ παρομία ἐπὶ τῶν μάτην χαινόντων ἢ ἐπὶ τῶν ἀλλότρια ἁρπαζόντων. ὃν γὰρ τρόπον λύκοις οὐκ ἔστι πίστις οὐδὲ τούτοις: so ist klar, daß das, was in der ältern Quelle des Suidas auf das Sprichwort *λύκος ἔχανεν* sich bezog, deshalb, weil nach *ἡ παροιμία*, was früher wohl *ἐστὶ παροιμία* lautete, (*ἡ* und *ἐστὶ* sind oft verwechselt: s. Nauck im Philol. V, p. 527) dies Sprichwort ausgefallen, auf die beiden Verse des Aristophanes übertragen ist: v. Diog. VI, 21. Greg. Cyp. M. IV, 15 ibiq. annott. Dasselbe zeigt Suid. s. *λήμη*, wo p. 564, 4 nach *παροιμία* das Sprichwort: *χύτραις λημᾶν ἢ κολοκύνταις* ausgefallen: v. ann. ad DV III, 10. Ferner haben Versetzungen zu Fehlern geführt, wie z. B. bei Suid. s. *Θάσιος οἶνος. καὶ παροιμία· Εἰ Θάσιον ἐνέχεις*: da ist *καὶ παροιμία* aus der folgenden Glosse *Θάσος ἀγαθῶν* — s. DV II, 90 — irrthümlich an diese Stelle gekommen. Endlich scheinen zu manchen Mißverständnissen die Spätern auch durch die Präpositionen verführt zu sein: denn wenn *ἐπί τινος λέγεσθαι* im Sinne von *αἰνίττεσθαι εἴς τινα* oder *παίζειν, λέγειν πρός τινα* oder wie Schol. ad Arist. Pac. 865. Av.

1698 stand, haben sie es in dem Sinne genommen, den es in den Erklärungen der Sprichwörter hat. Daraus ist z. B. der Zusatz bei Suid. s. μάκελλα entstanden: ἐπὶ τῶν βλασφήμων εἴρηται, der auf die Verse des Arist. Av. 1230—32 folgt: der Scholiast hatte nur sagen wollen, daß sich diese Verse auf die βλάσφημοι bezögen, gegen sie gerichtet seien: ferner im Schol. ad Arist. Equitt. 1203 stand ursprünglich zu dem Verse: τὸ μὲν νόημα τῆς θεοῦ, τὸ δὲ κλέμμ' ἐμόν weiter nichts als: τοῦτο πρὸς τὴν ἀλαζονείαν τῶν δημαγωγῶν: daraus ist dann später geworden: οὕτω γὰρ οἱ δημαγωγοὶ ἀστεϊζόμενοι ἔλεγον τὰς ἑαυτῶν ἐπινοίας τῆς θεοῦ: v. Suid. s. τὸ μὲν, Apost. XVII, 10: nott. ad Greg. Cypr. P. III, 83. Recht deutlich wird dies auch aus Vergleichung von Apost. XVII, 88 ibiq. nott. critt. mit Suid. s. Φιλέψιος. So viel von dieser Interpolation. Alle diese Erscheinungen finden sich nun in bei weitem ausgedehnterem Maße als bei Suidas in dem Veilchengarten des Apostolius und Arsenius: da nach dem oben Gesagten von ihnen dies nicht ausgehen kann, so müssen sie es von Aeltern haben, und deshalb glaube ich, daß dem Apostolius eine Ueberarbeitung des Suidas aus der Art der in praef. p. XIX näher bezeichneten zur Hand gewesen. Es läßt sich dafür auch noch Andres anführen: dies möge genügen, da es wohl zeigt, daß ich meine Ansicht über die Quellen des Apostolius nicht leichtsinnig ausgesprochen habe. Nur zwei Punkte will ich noch hervorheben: erstens, wie nach dieser, wenn auch in Hinsicht auf den weitschichtigen Stoff, der ihr zu Grunde liegt, nur kurzen Auseinandersetzung über manche Stelle des Suidas anders zu urtheilen sein wird, als bisher geschehen: zweitens,

daß eine Reihe Sprichwörter, die man bis jetzt für alt gehalten, jungen Ursprungs sein dürften: so Apost. X, 97. XI, 97. XVII, 80. XVIII, 15 und viele andre: ferner Formen wie *Κλεωνύμου δειλότερος* bei Suid. s. *Κλεώνυμος*, dann ibid. s. *Πεισάνδρου*, Apost. XIV, 14, s. *Νεοκλείδου*, Apost. XI, 99 ꝛc.

Dies die Schriftsteller, welche in diesem Buche enthalten: die Anmerkungen zu ihnen zerfallen in kritische und in solche, welche das Material für die Erklärung und Geschichte der Parömien zusammenstellen. Neben den Lesarten der Handschriften und andrer Quellen geben die kritischen Noten eigne so wie Andrer Versuche zur Wiederherstellung des, wie es scheint, oft schon sehr früh verdorbenen Textes: was dabei zunächst die Sprichwörter selbst anlangt, so ist festzuhalten, daß ich nur herzustellen habe, was Diogenian, Gregorius u. s. w. gelesen und geschrieben haben: davon ist ganz zu trennen die Frage nach der ältesten und echten Form der Sprichwörter. Daher habe ich weniger, als man vielleicht erwartet, im Texte geändert: auch deshalb, weil ich das Princip, so viel als möglich die Sprichwörter auf ein bestimmtes Versmaß zurückzuführen, nicht als ein richtiges anzuerkennen vermag. Freilich wo der Ausdruck und Dialekt darauf hinweis't, oder wo durch leichte Aenderung ein passendes Versmaß herzustellen, da ist das Versmaß nicht abzuweisen: so finden sich Hexameter: Mant. Provv. I, 77 ist nach Nauck im Philol. V, p. 527 zu schreiben: *ἰσχὺς καὶ τεῖχος καὶ ὅπλον σοφοῦ ἐστι φρόνησις*: in Berücksichtigung der Ueberlieferung hat Bothe in R. und Welck. Rhein. Mus. V, p. 298 aus Athen. I gewiß richtig hergestellt: *Ἀλκείδης τ' Ἰόλεώς τε γενήσομαι αὐτὸς ἐμαυτοῦ*: fer-

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1855.

Berlin, London, Göttingen

Schluß der Anzeigen: »Iashar. Fragmenta archetypa carminum hebraicorum in Masorethico Veteris Testamenti textu passim tessellata collegit, ordinavit, restituit, in unum corpus redegit, latine exhibuit, commentario instruxit J. G. Donaldson.« Und: »Jahrbücher der Biblischen wissenschaft von H. Ewald. Viertes bis sechstes Jahrbuch, von 1851—54.«

Der Vf. erklärt in dem Vorworte, er habe die Erscheinung seines lange bearbeiteten Werkes in Deutschland gewünscht, damit er doch auch sogleich geschickte Leser und Beurtheiler finde, auf die man in England für Werke dieses Faches jetzt noch zu wenig hoffen könne. Inter Germanos viget linguae Hebraicae cognitio, viget unumquodque Biblicae scientiae pabulum, viget incorruptus amor veritatis, viget denique vera illa atque impavida Fides quae invitat candi-

das ingenuasque disceptationes, nec veritatis lumen reformidat. Und damit man nicht meine solche belobende Worte (deren Wahrheit oder Unwahrheit wir in Deutschland wohl zu bedenken haben) seien etwa nur von einem der mit dem Gange der großen kirchlichen Dinge unzufriedenen Dissenter eingeschrieben, so ist es hier wohl nützlich zu bemerken, daß der Verfasser, obwohl er mit den besseren Forschern unter uns in aller guten Freiheit biblischer Wissenschaft wetteifern will, dennoch an einer andern Stelle von sich sagt: Ad theologiam quod attinet, mihi quidem qui Sacerdos sim et Doctor Anglicanus, satis esse debet quod nulla in hoc libro vel opinio vel sententia ad Articulos nostros (die bekannten 39) impugnandos, quovis pacto conferat; quod legitimam interpretandi libertatem, ab Episcopo (welchem namentlich ?) concessam, ab Academia (Cambridge und Oxford) confirmatam, nusquam migravi; quod salva hac argumentatione (nämlich dem bald zu erörternden Inhalte des vorliegenden Buches) professionem meam (auf die 39 Artikel) in extenso iterare possum; imo etiam quod oppigneratum illud ordinis mei officium aliter praestare nequeo. Man ersieht hieraus so wie aus hundert andern Anzeichen wie weit der Verf. als vollkommnes wahrscheinlich auch amtlich beschäftigtes Mitglied des anglicanischen Klerus dennoch davon entfernt ist heute ein sogen. Puseyit zu sein; und wie sehr ihn die ganze Anschauung biblischer Dinge beherrsche, welche unter den deutschen Evangelischen jetzt blühet, auch durch die Finsterlinge neuesten Schlages, welche in der evangelischen Kirche unter uns aufkommen wol-

der Lebensbeschreiber Josua's das Bruchstück Jos. 10, 12 f. in ihm fand, so fand er vielleicht noch einiges Andre in ihm aus dessen Leben: nur ist was er daraus anführt so eigenthümlich und so kurz, hat auch im jetzigen B. Josua so weniges ihm Aehnliche, daß wir dadurch kaum um einen einzigen Schritt weiter kommen. Aus diesen beiden Anführungen können wir uns unmöglich ein festes Bild von dem entwerfen was das Werk etwa von dem Inhalte der jetzt erhaltenen Bücher noch weiter in sich schließen mußte; noch weniger können wir beweisen, daß es wirklich noch Vieles davon enthielt. Während nun aber Hr Donaldson das nicht beweist was er vor Allem beweisen sollte, nimmt er vermuthungsweise Anderes als fest an was sogar als bloße Vermuthung keinen Grund hat. Er meint nämlich, alle die Stellen der jetzigen alttestamentlichen Bücher müßten dem B. des Redlichen entlehnt sein, welche von Redlichkeit und verwandten Tugenden oder von der Schöpfung des Menschen als eines gerade geschaffenen und dessen allmähligem Verluste seiner ursprünglichen Geradheit und Unschuld handeln, oder in welchen Israel so genannt oder seine Feinde ihm gegenüber als solcher Tugend nicht theilhaftig beschrieben seien: nur müßten alle diese Stücke bereits zu Salomo's Zeit geschrieben sein, da er das Alter des B. des Redlichen ebenfalls in diese Zeit verlegt. So setzt er aus alttestamentlichen Stücken mit der größten Zuversicht sogar genau sieben Abschnitte zusammen, aus denen das B. Jashar bestanden habe. Wir wollen diese zur Aufklärung unsrer Leser hier kurz bemerken. Der erste Theil habe Gen. 1, 27 f. 6, 1—5. 8, 21. 6, 6; alsdann Gen. 2, 7—9. 15

—18. 3, 1—19. 21—24 umfaßt; der zweite Gen. 9, 18—27 (wo überall Adam statt Noah zu setzen sei); dann Gen. 4, 2—16 (Hubel sei Sem's Sohn und einerlei mit Abraham), ferner Gen. 16, 1—4. 15 f. 17, 1—8. 15, 6. 17, 9—16. 18—26. 21, 1—14. 20 f., endlich Gen. 25, 21—25. 27—34. 27, 1—10 und noch einiges Andre aus der Genesis bis Kap. 35; der dritte Gen. 6, 5—14. 7, 11 f. 18, 6—11. 5, 29. 8, 4. 1 Kön. 6. 8, 43. Deut. 6, 18 (nämlich die Sintfluth sei allegorisch zu fassen, die 600 Jahre des Lebens Noah's bis zum Bau der Arche seien die Jahre bis zur Erbauung des Salomonischen Tempels); der vierte die gesetzlichen Stücke Deut. 5, 1—22. 6, 1—5. Lev. 19, 18. Deut. 10, 12—21. 11, 1—5. 7—9. 8, 1—3; 6, 6—25; der fünfte die Lieder Gen. c. 49. Num. 23, 7. 10. 18—24. 24, 3—9. 15—22. Deut. 32, 33, 2—5. 26—29; der sechste die Lieder Ex. 15. Ps. 136, 1. 135, 5—11. Jos. 10, 5—11. Richt. K. 5; endlich der siebente die Lieder 1 Sam. 2, 1—10. 2 Sam. 1, 19—27. 3, 33 f. Ps. 18. 60. 2 Sam. 23, 1—7. Ps. 45 (sei Salomonis Epithalamium) 68. Auch wollen wir der Deutlichkeit wegen noch die Inschriften hersetzen, welche der Verf. diesen 7 Abschnitten gibt, damit man klar sehe, wie er sie alle unter den Begriff des Redlichen bringen will: 1. Homo factus est probus, sed per carnalem sapientiam in peccatum delapsus est; 2. Abrahamidae tanquam probi adoptantur in filios Dei; rejiciuntur vicinae gentes, atque ita ecclesia Iasharana novis usque limitibus definitur; 3. Aegypto elapsi probi Israelitae post quadraginta annos in deserto absumptos multasque alias fluctuantis fortunae vicissitu-

zusammen, die biblische Wissenschaft, namentlich auch die des A. Ts, zu einer ganz ungemein schwierigen zu machen; und es ist nicht so ganz umsonst, daß nun schon drei bis vier Jahrhunderte unter uns ernstlicher an ihr gearbeitet wird, ja daß vor zwei= bis dreihundert Jahren ein großer Wetteifer der bedeutendsten Gelehrten aller europäischen Völker entstand ihren Aufgaben zu genügen, während im letzten Jahrhundert die Arbeit fast allein nur noch auf die Deutschen einzelner Länder fiel. Man mache sich nur diese vielseitige große Schwierigkeit recht klar, wenn man hier mit Erfolg arbeiten will: aber die Meisten werfen hier vielleicht allerlei glänzende Tagesredensarten um sich, wie Hr Donaldson das A. T. ein Kalifornien nennt, worin noch ganz unerwartet große Schätze (und man weiß wie leicht!) zu entdecken seien, kommen aber über das erste Antasten und Versuchen nicht hinaus, wie wir denn auch nicht finden, daß unser Verf. sein Kalifornien gehörig bearbeite, so leicht ihm die Goldklumpen hier entdeckbar scheinen. Wir sind jetzt aber wirklich so weit, daß Jedermann die wirklich hier vorliegenden Schwierigkeiten wenigstens deutlich begreifen sollte, um dann vielleicht desto nützlicher an ihrer Tilgung zu arbeiten.

Wir wollen daher nur noch an einem leichten Beispiele zeigen, wie wenig der Verf. den wahren jetzigen Zustand und die Bedürfnisse dieser Wissenschaft kenne. Er fügt hinten alle die Stellen des A. Ts, welche er zu seinem I a s h a r rechnet, im Hebräischen bei, und meint damit nur dasselbe zu thun, was die Philologen der sogen. Klassiker in ihren bekannten vielen Fragmenten=

sammlungen bereits so glücklich geleistet hätten; auch meint er, könnten die Arbeiten dieser Philologen den Hebraisten sehr zum Muster dienen. Letzteres mag in England wohl seine Richtigkeit haben, so lange man dort noch mit den ersten bessern Anfängen einer alttestamentlichen Philologie zu kämpfen hat; für die fortgeschrittenere wie sie bei uns möglich ist, läßt sich dasselbe kaum sagen. Ueberblicken wir die letzten vier Jahrhunderte (und von den noch frühern Zeiten kann bei einer solchen Vergleichung überhaupt nicht die Rede sein), so zeigt die Geschichte, daß die Bibel und namentlich das A. T. die höheren Aufgaben und Bemühungen aller Sprach- und Schriftwissenschaft ebenso sehr hervorgerufen und mächtig angeregt hat wie die Klassiker. Ist dies in den letzten Zeiten durch die Schuld vorzüglich der Theologen an manchen Orten und vorzüglich auch in England anders geworden, und hat indessen die klassische Philologie viele gern anzuerkennende Fortschritte gemacht, so hat eben die ganz besondre Schwierigkeit der biblischen Wissenschaft in jüngster Zeit uns in Deutschland nur desto stärker angetrieben, in ihr einen sichern Grund zu schaffen; und dieser ist so sehr aus der Erkenntniß der vorliegenden Dinge geschaffen und es mußte dabei eine solche Menge von Vorurtheilen getilgt werden, daß von einer Entlehnung aus einer andern Wissenschaft keine Rede sein kann. Was aber die Fragmentensammlung des Verf. betrifft, so ist sie ganz überflüssig, da Jedermann das A. T. selbst gebrauchen kann.

Die einzelnen sprachlichen und geschichtlichen Ansichten, welche der Verf. neu aufstellt, wollen wir, wie schon oben gesagt, hier nicht weiter be-

großer Umsicht von dem besonders um die wanzenartigen Insecten so sehr verdienten Herrn Herrich=Schäffer geschieht, indem durch Bekanntmachung einerseits der naturgetreuen Abbildungen, welche, bei der Unmöglichkeit die natürlichen Exemplare zu conserviren, zum Studium dieser Familie unentbehrlich sind, andererseits der stets mit Notizen über die Lebensweise und die verschiedenen Formen der Arten begleiteten Beschreibungen, ein großer Schritt vorwärts im Studium dieser Thiere gemacht ist. Bis jetzt liegen 50 Tafeln bereit; das ganze Werk, welches eine Fortsetzung des nun beendigten größern Werkes von Hahn und Herrich=Schäffer über die wanzenartigen Insecten bildet, wird mit 60 Tafeln in 10 Heften binnen einigen Jahren beendet und geschlossen sein. Nach der Uebersicht enthalten die Pflanzenläuse 40 Gattungen, von denen 33 den Saftläusen oder Aphidinen, 7 aber den Schildläusen oder Coccinen angehören. In dem vorliegenden Hefte sind die Gattungen Chaitophorus, Hyalopterus und Rhopalosiphum abgehandelt und die 24 Arten derselben beschrieben, nach ihrer Lebensart geschildert und in 45 Figuren abgebildet.

Sicherlich wird dieses mit großem Fleiße und vieler Umsicht ausgearbeitete Werk zur Aufhellung eines der verhältnißmäßig noch wenig bearbeiteten, aber sehr wichtigen Zweiges der Entomologie wesentlich beitragen, weshalb wir demselben einen raschen und ununterbrochenen Fortgang wünschen. Berthold.

---

dern, so daß man sagen muß, Hr M. hat sich in der deutschen Litteratur fleißig umgesehen. Freilich bei näherer Betrachtung stellt sich doch heraus, daß die Ansichten und Methoden dieser Gelehrten nur zu häufig von Hn M. unbeachtet geblieben: wie er denn die poetische Sprache des Sophokles eben so gut aus alten Hellenen als aus Müllners Schuld, aus Jesaias und andern Schriften des alten Testaments glaubt erklären zu können und eine Menge echt griechischer Worte und Wendungen als phönizische und chaldäische und hebräische ansieht. So soll Ἰσμήνης κάρα (ad Antig. 1. 185) ein Chaldäismus sein, ἄναξ (ad Oed. Tyr. 80) ein semitisches Wort: ganz besonders aber ist dieses auf die Mythologie angewandt: Apollon z. B. ist der phönizische Esmun: ad Oed. Tyr. 20: doch für unsre deutschen Leser wird zur Charakteristik der Ansichten Hn M's die Bemerkung genügen, daß Sickler der ist, dem in diesen Dingen Hr M. mit besondrer Vorliebe folgt. Darnach steht denn Hr M. auch nicht an, zu Oed. Tyr. 922 darauf aufmerksam zu machen, wie Vieles bei Pindar dadurch seine Erklärung erhalte, daß phönizisches Blut in des Dichters Adern fließe: ferner staatliche Zustände in Hellas mit denen des Orient zu vergleichen, wie Teiresias und seine Stellung durch Samuel erklärt wird: Proben genug, um zu beweisen, wie ein tieferes Eindringen in das Wesen des hellenischen Alterthums hier vermißt wird.

Daß Hr M. gar Manches, was vor ihm für Sophokles geleistet war, übersehen, ist kein Vorwurf: doch ist dadurch manche Lücke in der Erklärung geblieben. Es zeigt sich das Soph. Elect. 737, wo in der Beschreibung des Wettrennens des Orestes zu Delphi es heißt:

daß diese Vorstellung den Athenern ganz geläufig gewesen, zeigt namentlich des Sophokles Antigone. Nur darin fehlt Welcker, daß er Elect. 379 hierher zieht und das daselbst erwähnte Gefängniß mit diesem Begräbnisse identificirt: denn während das Grab nicht weit von der Stadt liegt, Vs 51. 404, ist das Gefängniß weit von ihr entfernt, χθονὸς τῆσδ' ἐκτός, hat also mit dem Grabe nichts zu thun. Von diesem τάφος ἀρχαῖος oder πατρῷος wird aber im Folgenden θήκην πατρός unterschieden: denn wäre τάφος mit θήκη hier gleichbedeutend, so wäre zu θήκη nicht nöthig gewesen, πατρὸς hinzuzusetzen: darnach ist klar, daß, wie schon der Todtencult verlangt, auf dem Hügel, also über der Erde, ein dem Agamemnon besonders geweihter erhöhter Platz war, den θήκη hier bezeichnet: s. Vs 51: auch dies ist dem Gebrauche in Sophokles Zeit ganz entsprechend. Nun ist die weitere Erzählung der Chrysothemis auch klar: als sie von weitem den τάφος und auf seiner Spitze die geschmückte θήκη erblickt, steht sie still: als sie aber πάντα τόπον, d. h. den ganzen Bau und dessen Umgebung von Menschen leer, also sich unbeobachtet sieht, geht sie zur θήκη, die hier mit τύμβος und πυρά bezeichnet wird: denn πυρά schlechthin für Grab steht auch Eur. Hecub. 386. 437 und sonst. Damit der Wechsel mit Synonymen nicht auffalle, ist zu beachten, wie in Erzählungen die Tragiker lieben, in Bezeichnung des Hauptbegriffs mit verwandten Worten zu wechseln: grade wie hier ist dies in Eur. Hecub. 517 geschehen, mit dem κῆρυξ in Soph. Oed. Tyr. 800, dem πέπλος in Soph. Trach. 757. Aehnliche Schwierigkeiten haben ταφαί und θῆκαι in Thucyd. II, 52, 3 gemacht: νόμοι τε πάντες ξυνεταράχθησαν οἷς ἐχρῶντο πρότε-

lieben Todten und spricht ihre Liebe aus. Aber was nun mit den ausgeworfenen Versen anfangen? Vergleicht man ihren Inhalt mit der eben hergestellten Rede der Tekmessa, so ist klar, daß sie ein den Ansichten der Tekmessa verwandtes, rechtfertigendes Urtheil über des Aias Tod enthalten: „wie dir Aias ἀνίας καὶ γόους zurückließ, so mir πικρίαν (cf. vs. 900), wie Du, sage auch ich, er starb den Feinden angenehm, aber sich selbst zur Freude“: das kann kein Andrer als der Chor sprechen, welcher wie auch sonst — Aiac. 263. Elect. 251 — mit Versen, die nicht mehr zum κόμμος gehören, die Klagen beschließt. Dafür hat sich in einem Theile der codd. auch ein äußeres Anzeichen noch erhalten, indem Paris. A und andre Handschriften vor Vs 969 das Zeichen des Chors haben: es ist das, wie Vs 966 sqq., verschoben und vor 966 nun zu setzen. Es wollte aber Tekmessa diesen Stoff, wie der Chor aus ihren Bewegungen sah, noch nicht verlassen: daher, da Teukros Ruf in diesem Moment vernommen wird, sagt er σίγησον. So möchte also diese Stelle geheilt sein: da die Scholl. Laur. aber diese Verse eben so wie die Handschriften ordnen, so sieht man, wie alt die Corruptel hier ist.

Dies Stellen aus Jamben: die schwierigsten Partien sind und bleiben aber die Chorgesänge: um auch an ihnen zu zeigen, wie viel Hr M. zu thun noch übrig gelassen, behandelt Ref. in Kürze Trachin. 205 sqq. Daß dieser Gesang ein ganz eigenthümlicher sei, hat, obschon der Schol. ad vs 216 es angegeben, Hr M. nicht beachtet und somit die eigentliche Grundlage für die Erklärung verloren.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. Stück.

Den 1. Februar 1855.

Oxford

Schluß der Anzeige: »The Tragedies of Sophocles, with notes critical and explanatory, adapted to the use of schools and universities by T. Mitchell. Vol. I. et II.«

Es gehört das Lied zur tragischen ὑπόρχησις und stellt leidenschaftlich die durch eine so eben bei Deianira eingegangene freudige Nachricht veranlaßte Freude dar: es schließt sich also an eine einzelne Handlung, an ein bestimmtes Factum an und gehört somit zum Epeisodion, weshalb Deianira auch während desselben nach Vs 225 auf der Bühne bleibt, wo sie eine zum Chorgesange passende Stellung einzunehmen hatte. Deianira fordert aber aus Dankbarkeit ihre weibliche Umgebung zum Lobe der Götter auf: im ersten freudigen Aufwallen denkt sie eben nur an die ihr nächste: der Chor aber, der dieser Aufforderung Folge leisten will, hält sich nicht allein an die γυναῖκες, sondern verlangt auch von den Jünglingen im Hause der Deianira Mitwirkung zum

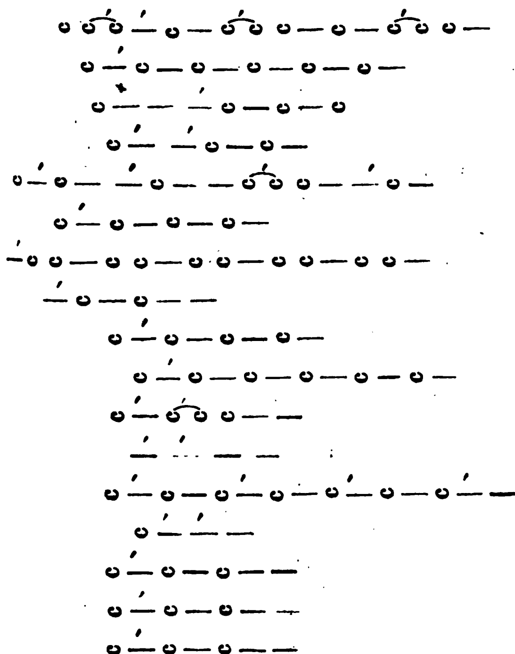
naue, detaillirte Beschreibung der Empfindung, die damit zusammenhängende Neigung zu Aufzählungen, überhaupt das Eingehen in das Einzelnste bewirkt den hyporchematischen Charakter; der Unterschied zwischen Hyporchem und Dithyramb ist hiernach schon klar: der Dithyrambos ist viel idealer. Hiermit stimmte der Tanz: seine Aufgabe war, so genau wie möglich an die Worte sich anzuschließen und diese darzustellen: daher μίμεσ Simon. l. c., Athen. I, p. 15 D: καὶ ἔστιν ἡ τοιαύτη ὄρχησις μίμησις τῶν ὑπὸ τῆς λέξεως ἑρμηνευομένων πραγμάτων, XIV, 628 D: Grundr. d. Met. p. 381: daher überhaupt die leidenschaftliche Art des Tanzes und die Beschreibung desselben im Gedichte, so daß wie die Kunst des Gesanges und des Tanzes sich gegenseitig ergänzten, hier recht hervorgehoben ward: Simon. fr. 45: ὄρχημ' οἶδα ποδῶν μιγνύμεν: den raschen Tanz ersieht man aus Simon fr. 45: ἐλαφρὸν ὄρχημα, fr. 43: ἐλελιζόμενος … μέλος διώκων, fr. 44: πέταται, Pratin. fr. 1, 6: σύμενον, Pind. Hyporch. fr. IV, 4: ἐσσυμένα, fr. inc. 224 B., 192 Bergk.: μανίαις τ' ἀλαλαῖς, denn dies Bruchstück ist zu den Hyporchemen zu setzen. Dies das Allgemeine: die Bewegungen werden aber noch specieller beschrieben, also die σχήματα selbst: sie waren natürlich auch heftig: so gehört, wie aus Eustathios zu zeigen, die θερμαϋστρίς hierher: s. Grundr. d. Met. p. 380: auf sie bezieht sich ποδὸς διαῤῥιφά, wie G. Dind. ad Steph. Thes. L. Gr. II, p. 1302 D hergestellt hat, bei Pratin. fr. I, 6: ferner der στρόβιλος; den Simon. fr. 44 hat: τὰν δ' ὑπ' αὐχένι στρέφοισαν σφέτερον κάρα: s. Grundr. d. M. p. 393: endlich der μορφασμός in Simon. fr. 43. 44: es zeigt sich hierin die Verschiedenheit des

hören, wie die Alten auch schon (s. Grundr. d. M. p. 366) angedeutet, recht zu den Eigenthümlichkeiten des Sophokles. Diese Lieder sind aber nicht alle gleich behandelt, sondern wie in der Lyrik zeigt sich auch in ihnen große Mannichfaltigkeit und ein ungemeiner Reichthum an Formen: das lebendigste, begeistertste ist das Lied in den Trach., dem am nächsten Aiac. und Antig. ll. cc. stehen: am ruhigsten ist Oed. Tyr. l. c., an welches Eur. l. c. zwar der Form, aber nicht dem Inhalte nach sich anschließt, wie auch sonst Inhalt und Form bei Euripides nicht in gehöriger Uebereinstimmung mit einander sind: von Einfluß zeigen sich dabei immer die Personen, welche den Chor bilden. Dagegen findet sich in allen auch ein Gemeinsames: einmal sind sie stets voll vom Affecte der Freude: dann gehören alle zu den Epeisodien, schließen sich also eng an ein so eben vollendetes Factum an, verweilen bei diesem allein und ergehen sich nicht in Betrachtungen: daher pflegt auch die Hauptperson auf der Bühne zu bleiben, und wo das nicht der Fall, wie Aiac., Antig. ll. cc., ist es ganz besonders motivirt. Daher ist die Anrede für diese Lieder charakteristisch und gut von Tzetz. bei Cram. l. c. 346, 26 hervorgehoben: wo die Hauptperson abwesend, wendet sich der Chor an einen Gott; wie denn der Chor hier überhaupt gern Götter anruft, meist mehre, wodurch ein Anklang an ὕμνοι κλητικοί entsteht: die Götter aber, die er an- und herbeiruft, sind immer heitre und tanzlustige. So zeigt sich ein durchgreifender Unterschied vom στάσιμον: noch deutlicher tritt er hervor, beachtet man die Form näher. Für sie ist zunächst der Umfang der Strophen von Wichtigkeit: bei Sophokles sind sie mit Ausnahme von Trach. l. c., klein, wo-

μείοις μόνον τῶν ᾀδομένων. So gelangt der Zuschauer durch derartige Lieder aus der frühern trüben, traurigen Stimmung in eine total andre: es ist nun wohl klar, wie sehr in der Tragödie sie hervortreten und wie es ganz natürlich, daß sie in der Komödie besonders gern und oft parodirt wurden.

Alle diese Fragen mußten, wie bei allen, so auch bei diesem Liede aus den Trachinierinnen gelös't sein, bevor das Metrum bestimmt werden kann: denn dies hängt enger, als man jetzt gewöhnlich meint, mit dem Inhalte und Charakter der Gedichte zusammen. Fragt man hierbei zuvörderst wieder nach der Lyrik, so läßt sich im Allgemeinen deshalb wenig sagen, weil grade im Metrum die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Dichters bestimmter und schärfer als sonst wo hervortritt: daher stimmen die oben herangezogenen auch nur in dem Allgemeinsten zusammen, nämlich einmal in dem Zurückdrängen des Kretikos, der früher das ausschließliche Maaß im Hyporchem gewesen: dann in dem Streben nach Leichtigkeit, welche aber von Pindar, wie **Hyporch. fr. IV** recht deutlich zeigt, ganz anders als bei Simonides und Pratinas aufgefaßt ist. Da aber mit Pindar die Tragiker gar nicht, dagegen mit Simonides vielfach in Zusammenhang stehen, so genüge hier mit Rücksicht auf Simonides und Pratinas zu bemerken, daß sie die Leichtigkeit hervorbringen und das Enthusiastische durch häufigern Gebrauch der Anapäste und anapästischen Logaöden, durch Hervorheben der Reihen und leichten Verse des γένος διπλάσιον, dabei Auflösungen: lassen sie Daktylen zu, so werden diese durch Vorschläge, durch beigegebene Reihen geschwächt, treten auch nie massenweise auf: in den zusammen=

mos aber länger zu verweilen, gestattet die Erregtheit des Chors nicht: trotzdem tritt plötzlich und überraschend der ithyphall. als Clausel ein, der Vs 3 auch als Schluß, aber etwas modificirt, gedient hatte: an ihn schließt sich, wie oben gezeigt, Gesang und namentlich Flötenmusik an, wodurch der Schluß des Haupttheils, den Vs 5—8 also bilden, stark markirt wird. Da der Affect des Chors nun steigt, indem er jetzt erst recht eigentlich von sich selbst zu sprechen anfängt, so beginnt der dritte Theil, die Clausel, mit Wiederholung zweier früherer, sehr leichter und hier eine Steigerung bewirkender Verse: Vs 9 ist dem Vs 6, Vs 10 dem Vs 2 gleich und machen sie, wie schon Vs 5. 6 und Vs 7. 8 eine Epodos aus, so daß sie in der Composition dem Haupttheile folgen: so machen sie den Uebergang und die Einleitung zu Vs 11—14, wo Vs 11 die erste Reihe von Vs 1 — die Clausel steht mit der Einleitung immer in engster Beziehung — und Vs 13 auch eine Epodos bilden, die aber wegen des nach Vs 8 gehörten Paian durch Refrains getrennt und abgeschlossen ist: Vs 12 muß *εὐοῖ, εὐοῖ*, Vs 14 *ἰὼ Παιάν* geschrieben und als antispastische Form genommen werden, so daß sie mit keinem Verse zu verbinden, sondern für sich bestehen. Darauf folgt der Schluß, so daß, wie in erregten Liedern öfter, diese Clausel dreitheilig ist: er besteht aus derselben durch *μεταβολή* von Vs 1 genommenen dreimal wiederholten tetrap. iamb. catal., da Vs 15 *ἴδ' ὦ φίλα γυναικῶν* zu schreiben: diese Wiederholung gibt einen ebenso kräftigen als eigenthümlichen Schluß: cf. Soph. Aiac. 197 sqq. Darnach ist das metrische Schema des so künstlich gegliederten Ganzen folgendes:



Auf dieselbe Weise sind die übrigen hierher gehörigen Gesänge zu behandeln, wobei denn Einzelnes des hier Gesagten näher begründet und anschaulicher gemacht werden kann. E. v. L.

Berlin

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung 1854. Vergleichendes Accentuationssystem nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen von Franz Bopp. VII u. 304 S. in Octav.

Die vergleichende Grammatik des Sanskrit's und vieler mit diesem Stamme verwandten Sprachen,

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1855.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Vergleichendes Accentuationssystem nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen von Franz Bopp."

Man muß also dann über die einzelnen Sprachen zunächst desselben Stammes, und wären sie noch so viele und weite, sich wirklich hinaus bis zu dér Höhe erheben, wo man näher begreift, wie der Zustand dieses Zweiges menschlicher Sprache war als er sich alsdann allmälig in viele einzelne trennte. Und weil dieser einzelne Sprachstamm schon zu dér Zeit wo er sich noch nicht so gespalten hatte, doch wiederum nur ein Glied der damaligen ihm näher oder entfernter stehenden menschlichen Sprache überhaupt war, so kommt es dann weiter dárauf an, auch die Sprachstämme selbst richtig unter einander zu vergleichen und wechselseitig zu erkennen, um so von Stufe zu Stufe in diesem Ganzen von fast unabsehbaren Theilen alles bis zu seinen letzten Gründen, An-

schaftliche Ansicht über die Accente im Sanskrit auf, woran hier nur deswegen erinnert wird, weil wir hier zu ergänzen wünschen, was dort in der Kürze nicht weiter berührt werden konnte.

Wollte der Verf. mit den Sanskrit-Accenten die anderer alten Sprachen desselben Stammes vergleichen, so bot sich ihm zu dem Behufe nur noch das Griechische dar, weil bloß dieses ebenso wie das Sanskrit von sorgfältigen alten Grammatikern auch nach dieser feinsten und zartesten Seite hin genau beschrieben ist. Auf die Vergleichung dieser beiderseitigen Accente und die Erklärung ihrer Art und Weise beschränkt sich daher das neue Werk, obgleich es auch auf andre Spracherscheinungen Rücksicht nimmt und manche Ergänzungen oder auch Verbesserungen zu dem größeren einschaltet. Vergleicht man nun den Accent (denn daß es ursprünglich nur éinen Wortaccent gibt, lehrt das Sanskrit noch weit deutlicher als das Griechische) wie er in sanskritischen und wie er in griechischen Wörtern sich zeigt zunächst nur im Großen, so wird man auf der einen Seite von einer höchst denkwürdigen Gleichheit überrascht, welche zwischen den beiden Sprachen auch nach dieser so zarten und gleichsam ätherischen Seite hin herrscht. Man sieht auch daraus, daß der Accent nie zu irgend einer Zeit in menschlicher Sprache fehlen konnte, ein so feines und kaum durch Zeichen hinreichend zu verdeutlichendes Ding er übrigens ist; daß er ursprünglich etwas für jede Sprache sehr Wesentliches sein muß, und daß er innerhalb der Wörter dieses Sprachstammes bereits auf eine schwer zu verändernde Weise sich ausgebildet hatte, ehe noch Griechisch und Sanskrit sich von einander trennten. Etwas tief sich Einprägendes und so schwer Haftendes muß also

setzung, welche sich durch nichts beweisen läßt, von der vielmehr das Gegentheil (so lange man auf dem bloßen Felde von Vermuthungen bleiben will) weit größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn waltete im Sanskrit irgend eine Neigung den Accent auf das Wortende hin zu ziehen, wie wir dies etwa im Französischen sehen, so müßten sich die Wirkungen davon ganz anders zeigen. Das Sanskrit hat vielmehr den Accent auf jeder denkbaren Silbe eines noch so langen Wortes, bald vorne, bald in der Mitte, bald am Ende desselben: wir sehen nirgends, daß es eine Vorneigung für die eine oder die andre Betonung habe, und am wenigsten läßt sich ernstlich denken oder beweisen, daß die Lebendigkeit und Ursprünglichkeit der Sanskritwörter gerade in dén Fällen gelitten habe, wo sie den Ton in der Mitte oder am Ende haben. Wir stehen hier also noch immer vor dem dunkeln Räthsel selbst. Aber in der That kommt es ja auch in dieser ganzen Sache nicht dárauf an, bloß einen einzelnen Satz aufzustellen, aus dem sich Alles im Einzelnen schon erklären lasse. Es walten, näher betrachtet, hier vielmehr mehrere an sich sehr verschiedene Sprachtriebe und Kräfte, die wir nun in der Kürze hier richtig zu bestimmen und só anzuwenden suchen wollen, daß ihre weitere Anwendung nicht mehr so schwer sein kann.

1. Vor Allem sollte man doch sicher einsehen, daß der Accent auch für die Wortbildung und Wortbedeutung eine hohe Bedeutung haben kann, ja daß dieses die nächste Kraft ist, welche ihm einwohnt und die er nirgends völlig verliert. Dient der Sprachthätigkeit jeder mögliche Laut und jede Farbe und Mischung oder Stellung desselben ihre Zwecke zu erreichen, so sieht man nicht,

auch unerklärlich scheinen muß, wenn wir Alles was hieher gehört, nicht sorgfältig untersuchen und das hinter der jetzigen Gestaltung verborgene Ursprüngliche wieder zu entdecken suchen. Daß dies aber möglich sei, zweifeln wir nicht, da die Erfahrung uns darüber sogar schon jetzt belehrt haben kann.

3. Diese beiden Grundursachen des Accentes wirken nun in der Sprachbildung immer zusammen, so verschieden sie sind: und ist die zweite eine, als durch das Zusammentreffen und Verschmelzen von Wortgliedern veranlaßt, mehr bloß leibliche, so ist die erste desto freier und geistiger wirkend. Man muß nur erst beide ihrem Wesen und ihrer großen Verschiedenheit nach verstehen, um desto leichter zu begreifen wie die erste in die zweite eingreifen und Vieles durch diese bestimmte frei umgestalten und erneuen kann. Gerade darin zeigt das Sanskrit noch so viele ursprüngliche Lebendigkeit und Beweglichkeit. Tritt z. B. das Wort in den Vocativ oder in die Desiderativbildung oder empfängt das Verbum das Augment, so tritt der Wortton im Sanskrit auf ganz ungewöhnliche Weise auf die vorderste Sylbe, was sich in jedem besondern Falle leicht erklärt und wozu so ganz verschiedene Sprachstämme wie der semitische ganz entsprechende Fälle darbieten, was sich aber nur noch im Sanskrit, nicht mehr im Griechischen deutlich und folgerichtig genug erhalten hat. Tritt dann die große Wortzusammensetzung oder richtiger Wortverkettung mit ihren ganz neuen Erfordernissen und Kräften hinzu, so zeigt das Sanskrit, wie auch da der Accent, weil er in so weitem Gebiete auf jede Sylbe kommen kann, Kraft und Lebendigkeit genug besitzt, den Sinn jeder besondern Zusammensetzung näher zu be-

stimmen: wovon das Griechische ebenfalls nur noch Trümmer bewahrt.

Denn allerdings kann in den Sprachen endlich noch ein ganz anderer Trieb eingreifen die Stelle des Wortaccentes zu bestimmen. Ist es ursprünglich theils die geschichtliche Ausbildung und Gestaltung des Wortes nach seinen Urtheilen, theils noch mehr in allen Fällen, wo sie eingreifen kann, die freie Sinnbildung, welche den Wortaccent bestimmt, so kann endlich in einer bestimmten Sprache das einmal gebildete und längst bestehende Wort bloß im Allgemeinen nach dem Gewichte seiner Laute festgehalten und danach auch sein Accent eingerichtet werden. Den Accent bald vorne, bald hinten, bald in der Mitte zu sprechen, ist bunter und beschwerlicher als ihn stets nur an éinem Hauptorte des Wortes, wo die Laute sich alle schärfer zusammendrängen können, festzuhalten: und wie in neueren Sprachen die ursprüngliche Freiheit und Mannichfaltigkeit leicht dem neuen Gesetze einer größern Einfachheit und Einerleiheit weicht, so hat sich in vielen, ja wir können sagen in den meisten auch der Wortaccent diesem neuen Gesetze mehr oder weniger unterwerfen müssen. Sprachen, welche grundsätzlich nicht viele langgedehnte und doch in allen ihren Gliedern engverschmolzene Worte bilden, wie die semitischen, neigen sich leicht von selbst zu dieser größern Einfachheit des Wortaccentes: im Aramäischen und beinahe ebenso auch im Hebräischen kann der Ton nur auf der Endsylbe ruhen. Die dem Sanskrit verwandten konnten diesem zuletzt eindringenden Triebe zu neuer Einfachheit länger widerstehen: das Sanskrit selbst hat ihm weder in der vedischen, noch in der nicht vedischen Mundart nachgegeben, und ist in der Sprachgeschichte eben auch

$$a_0 + (a_1 - a_0\, x_1)\, x + (a_2 - a_1\, x_1)\, x^2 + (a_3 - a_2\, x_1)\, x^3 + \ldots$$

ergibt, welche convergirt, weil die Zahlenwerthe der Wurzeln der Gleichung:

$$\frac{f(x)}{1 - x_1\, x} = 0$$

alle < 1 sind — und folglich hat man für ein hinreichend großes r:

$$a_r - a_{r-1}\, x_1 = 0,\ a_{r+1} - a_r\, x_1 = 0, \text{ ꝛc.}$$

also auch: $\frac{a_r}{a_{r-1}} = \frac{a_{r+1}}{a_r} = \ldots = x_1.$ (5)

Hätte die Gleichung nur eine Wurzel $x_1 < 1$, so ergibt sich auf ähnliche Weise aus (4):

$$\frac{b_{r-1}}{b_r} = \frac{b_r}{b_{r+1}} = \ldots = x_1. \quad (6)$$

Die Gleichung des (n—1)ten Grades ergibt sich aus der gegebenen durch Division mit $x - x_1$.

Hat die Gleichung zwei Wurzeln, welche größer, oder kleiner als 1 sind, so wird wieder mit dem Producte der entsprechenden Factoren des ersten Grades multiplicirt, um eine für $x = 1$ convergente Reihe zu erhalten, aus welcher sich die Coefficienten des diesen beiden Wurzeln entsprechenden Factors des zweiten Grades ergeben; u. s. f. bis zu einem Factor des $\frac{n}{2}$ten, oder $\frac{n-1}{2}$ten Grades, je nachdem n eine gerade oder ungerade Zahl ist.

Aus dem Obigen sieht jeder Sachkundige, daß die in Rede stehende Methode weit davon entfernt ist, eine praktisch brauchbare zu sein. — In Bezug auf imaginäre Wurzeln wird kein Wort gesagt. — Schon die Umsetzung des x in $x\sqrt[n]{M}$,

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1855.

Hannover

Hahnsche Hofbuchhandlung 1853. Hannover's Staatshaushalt. Dargestellt von W. Lehzen, früherem Vorstande des Finanz- und Handels-Ministeriums. Erster Theil. Die Einnahmen. 473 S. in Octav.

Von diesem wichtigen Werke ist bereits die erste Hälfte des zweiten Theiles, welcher von den Ausgaben handelt, im Laufe des Jahres 1854 erschienen. Wir wollen die folgende Anzeige auf den ersten Theil beschränken und später, nachdem das ganze Werk vollendet worden, den zweiten Theil für sich betrachten.

Der Verf. hat als vieljähriges Ständemitglied und als Staatsbeamter in verschiedenen Stellungen, besonders als Schatzrath und zuletzt als Finanz- und Handels-Minister durch seine Sachkunde und aufopfernde ersprießliche Thätigkeit einen so wohlbegründeten Ruf sich erworben, daß die vorliegende litterarische Arbeit von vorne herein den Glauben an eine vorzügliche Leistung er-

wecken mußte, welcher auch in der That nicht getäuscht worden ist. Lehzen konnte in seiner gegenwärtigen Muße kein größeres Verdienst um seinen Staat und seine Mitbürger sich erwerben, als dadurch, daß er über die Finanzverhältnisse des Königreiches Hannover eine so vollständige Belehrung ertheilte, welche zu erlangen Allen, die für die öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes reges Interesse fühlen und besonders Denen, welche als Beamte oder Ständemitglieder zur Mitwirkung an denselben berufen sind, ein wahres Bedürfniß gewesen ist.

An der Darstellungsweise ist zu rühmen, daß sie nicht an einem Ueberflusse von Raisonnements laborirt, durch welchen statistische Werke oft fast ungenießbar werden; in klarer Fassung reiht der Verf. Thatsachen an Thatsachen, indem er nur die zum Verständnisse derselben nöthigen Erläuterungen hinzufügt.

So kann das Werk dem Referenten weniger zu kritischen Erörterungen, als zur Berichterstattung über den wesentlichen Inhalt und zur Hervorhebung der wichtigsten Partien Veranlassung geben.

Lehzen knüpft an das bekannte Werk von Ubbelohde an: „Ueber die Finanzen des Königreiches Hannover und deren Verwaltung. Hann. 1834.“ Er will dieses Werk nicht entbehrlich machen, sondern bloß fortsetzen, wo Ubbelohde abbricht, und geht deshalb nur selten auf die Zeit vor 1834 zurück: seltener als diejenigen Leser, welche das Ubbelohde'sche Werk nicht zur Hand haben, namentlich in Betreff solcher Maaßregeln wünschen werden, welche zwar vor 1834 getroffen worden sind, aber noch praktische Gültigkeit haben *).

*) So z. B. wird S. 55 hinsichtlich der noch gelten-

Eine solche Fortsetzung — wie der Verf. in seiner anspruchslosen Weise seine Arbeit bezeichnet — war schon durch die in den letztverflossenen 20 Jahren eingetretene fast gänzliche Umgestaltung des hannoverschen Staatshaushaltes nothwendig geworden. So wie der Verf. hiezu die hauptsächlichste Anregung von Ständemitgliedern erhielt, so hat er auch vorzugsweise die Rücksicht fest gehalten, sein Werk für den ständischen Gebrauch nutzbar zu machen. Hiemit hängt nicht bloß die häufige Anführung ständischer Actenstücke, sondern die Form der Behandlung überhaupt zusammen, indem das Budget nach dem Gegensatze der Einnahmen und Ausgaben gewissermaßen den Text bildet, zu welchem die für alle einzelnen Positionen erforderlichen Aufklärungen gegeben werden.

Dieses Verfahren entspricht ohne Zweifel dem beabsichtigten praktischen Zwecke am besten, erschwert jedoch zuweilen die rein statistische Auffassung eines Gegenstandes, wenn nämlich durch die budgetmäßige Behandlung desselben das sachlich Zusammengehörende getrennt wird. So führt das Budget mitten unter seinen Netto-Positionen die Brutto-Einnahme der Chausseebauverwaltung auf, weil sie rechnungsmäßig als Netto-Einnahme sich verhält, indem die gesammten Chaussee- und Brückengelder in die Generalkasse fließen, ohne Vorabzug für Chaussee-Unterhaltungs-, Hebungs- oder sonstige Kosten, welche direct aus der Generalkasse bestritten werden. In Uebereinstimmung hiemit behandelt der Verf. im ersten Theile S. 308 ff.

den Verpachtungs-Normen der Domainenkammer auf Ubbelohde verwiesen; bei Behandlung der Grundsteuer S. 340 ff. würde eine Uebersicht der allerdings auch in Ubbelohde's Werk zu findenden Catastrirungs-Principien willkommen gewesen sein.

haltes in der mit der Wiedervereinigung der Cassen beginnenden neuen Periode anzusehen ist.

Der Anschlag pro 1850—51 lautete (nach seinen fast durchgängigen Netto-Positionen) auf 7,345,745 Thlr Einnahmen und 7,754,755 Thlr Ausgaben, wonach ein Deficit von 409010 Thlr erwartet wurde; die Rechnung selber ergab 8,058,477 Thlr Einnahmen und 7,695,046 Thlr Ausgaben, mithin einen Ueberschuß von 363,431 Thlr. Aus der erwähnten Anlage 6 sieht man, daß die Brutto-Einnahme dieses Jahres 12,878,391 Thlr betragen hat. Das Budget befaßt indessen nur die ordentlichen laufenden Einnahmen und Ausgaben, indem die außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben in den Capitalien-Fonds der Generalcasse zur Verrechnung kommen, welcher jetzt vier Abtheilungen hat:

1) Den vorzugsweise sogen. Capitalien-Fond;
2) Den Bau-Fond der Süd- und Westbahn;
3) Den Fond von verkauften Domanial-Gebäuden und Inventarien; (unbedeutend).
4) Den Commerz-Capitalien-Fond (gleichfalls unerheblich).

Daneben existiren noch der Domanial-Ablösungs- und Veräußerungsfond (am 1. Juli 1851 fast 19 Mill. Thlr) und als Anhang zu demselben der Holzgelderfond (von außerordentlichen Holzverkäufen), welche beide in den Verhandlungen zwischen Regierung und Ständen abgesondert gehalten werden, weil die Mittel derselben — wenigstens die des ersteren und hauptsächlichen — im Wesentlichen erhalten werden müssen und daher nur als ein Vermögensstamm zu betrachten sind. (S. 34).

Ob sich nicht in Betreff der übrigen Fonds eine Vereinfachung des Rechnungswesens durch

Einverleibung in das eigentliche Budget erreichen läßt, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Den Bestand und die Einnahmen und Ausgaben sämmtlicher 6 Fonds ersieht man aus der Anlage 6 (S. 441 ff.).

Außerhalb aller dieser Summen liegt die Klosterdomainen-Casse, welche erst im zweiten Theile bei den Ausgaben des Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten zum Vorschein kommen wird.

Der Verf. erörtert nun von S. 41 an die Staats-Einnahmen in folgenden, den Positionen des Budgets möglichst entsprechenden Abtheilungen: 1) die Domainen. 2) Die Bergwerke und Salinen. 3) Die Wasserzoll- und Schifffahrtsgefälle. 4) Die Posten. 5) Die Eisenbahnen. 6) Chaussee- und Brückengelder. 7) Die Lotterien. 8) Die Sporteln der Oberbehörden. 9) Die Zinsen von Activcapitalien. 10) Uebrige unmittelbare Einnahmen der Generalcasse. 11) Die Steuern. Beigefügt sind 20 Anlagen S. 402—473.

Zu wünschen wäre, daß die Zahlen des Werkes und die der Anlagen immer denselben Jahrgängen entsprächen. Wer das Werk gründlicher zu studiren beabsichtigt, wird zunächst die Anlage 6 als den Text, den das Werk commentirt, zur Hand nehmen. Während diese Anlage auf das Budget, resp. die Rechnung von 1850—51 sich bezieht, bleibt die Erläuterung nicht selten bei 1849—50, auch wohl bei 1848—49 stehen; und das zusammengehörige Detail bezieht sich dann nicht immer auf dasselbe Jahr, z. B. S. 63: Flächeninhalt der Forsten von 1850; S. 68: wie viel davon mit und ohne Servituten 1848—49; S. 68 ff.: Material- und Geldertrag der Forsten 1848—49; S. 87: die Besoldungsausgaben

für das Forstwesen 1850—51, S. 88: Die Ausgaben für die Forstculturen und Forstwege 1849—50. Indessen werden dem Verf. die nöthigen Detail-Angaben für 1850—51 noch nicht durchweg zu Gebote gestanden haben und würde die Herbeischaffung derselben die Herausgabe des Werkes wahrscheinlich zu lange verzögert haben.—

Es gestattet uns der Raum hier nur, aus den wichtigsten Abtheilungen die hervorragendsten Thatsachen und Zahlen zu berühren.

Erste Abtheilung. Die Domainen S. 43—96. Unter Domanium ist hier nach der Geschäftssprache der Behörden und Stände nur derjenige Theil des Krongutes verstanden, welcher von der Domainen-Kammer verwaltet wird und dessen Netto-Einnahme in den „Ueberschüssen von den Amtskassen" (Rubr. 1 des Budgets) aufgeführt ist Die hauptsächlichsten Domanialeinnahmen bestehen in den Gefällen, den Pachtgeldern und den Intraden aus den Landforsten (im Gegensatze zu den Harzforsten). Die den Ablösungsgesetzen unterworfenen Domanialgefälle betrugen:

1832: 1,315,000 Thlr
1852: 920,000 „

und repräsentirten ein Ablösungscapital von c. 33 Mill. Thlr im Jahre 1832 und 23 Mill. Thlr im Jahre 1852 (S. 51. 52). Die langsame Ablösung dieser Gefälle mag sich daraus erklären, daß sie, soweit sie in Geld bestehen (Erbenzins, Dienstgelder rc.), den Pflichtigen nicht lästiger fallen, als die Zahlung eines Ablösungscapitals oder die Verzinsung und Tilgung desselben; die Krongefälle sind durch die Ablösung sehr vermindert worden, die Zehnten fast verschwunden. Die Pachtgelder von Zehnten betrugen 1834—35 fast 230000 Thlr, 1849—50 kaum noch 30000 Thlr und sind

seitdem noch vermindert worden. Von 1832 bis 1850 sind gegen 700000 Morgen pflichtiger Ländereien vom Domanialzehnten durch Ablösung befreiet worden. Von den Domanialländereien gehören c. 150,000 Morgen zu den geschlossenen Gütern, den sogen. Haushaltspachtungen oder Hauptpachtungen. Die Zahl der letzteren beträgt 213, so daß auf jedes Gut durchschnittlich c. 700 Morgen kommen. Dieser, für norddeutsche Wirthschaftsverhältnisse mäßige Durchschnitt zeigt, daß große Wirthschafts-Complexe im hannoverschen Domanium nicht vorherrschen, zumal ein Pachtgut nicht selten außer dem Haupthofe noch Vorwerke befaßt. Im Einzelnen aber findet die stärkste Verschiedenheit Statt, indem die größte Domanialpacht fast 15000 Thlr, die kleinste unter 100 Thlr liefert; von den 213 geschlossenen Gütern fallen 85 auf die ostfriesischen Bauerhöfe und Polder. Die Hauptpachtungen bringen jetzt 350,000 Thlr Brutto ein, im Durchschnitte also 2⅓ Thlr per Morgen.

Fast dieselbe Summe (gegen 340,000 Thlr) werfen die einzeln verpachteten Ländereien ab: c. 316,000 Morgen, wovon aber die Hälfte auf Torfmoore fällt, mit Einschluß einiger Gräberei für öffentliche Rechnung. Diese Einnahme aus den Höfen und einzelnen Ländereien von zusammen c. 687000 Thlr, betrug 20 Jahre früher nur ½ Mill. Thlr; die Steigerung ist theils den Pachterhöhungen, theils dem Zukaufen von Grundstücken, wozu ein Theil der Ablösungs-Capitalien verwendet wurde, zuzuschreiben.

Die öffentliche meistbietende Verpachtung bildet bei den einzelnen Ländereien die Regel, bei den Höfen die Ausnahme. So oft jetzt ein Gut pachtlos wird, tritt zuvörderst eine Untersuchung ein, ob die Verpachtung im Ganzen oder im Einzel-

Domanium, wie sie in die Amtskassen geflossen ist, 1850—51 circa 2,509000 Thlr Brutto und nach Abzug der hierauf ruhenden Ausgaben der Amtscassen c. 1,683,000 Thlr Netto betragen hat.

Es ist indessen aus diesen Zahlen kein bestimmtes Bild von dem wirklichen Ertrage des Domanium und dem Verhältnisse des Kostenaufwandes zu demselben zu gewinnen. Denn einerseits sind hierin die bedeutenden Generalverwaltungskosten des Domanium, welche unmittelbar aus der Generalkasse bestritten werden, nicht einbegriffen *) und eben so wenig die aus dem Holzgelderfond abgehaltenen Ausgaben für außerordentliche Forstculturen. Andererseits werden aus den Amtscassen von den Domanial-Einnahmen vor deren Ablieferung an die Generalcasse namhafte Ausgaben für andere Zweige der Verwaltung mit abgehalten. Dies gilt besonders von dem Domanialbau-Etat, auf dessen Kosten eine Menge von Staatsbauten beschafft werden, wie Amthäuser, Gefängnisse, Obergerichtslocale, auch Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser rc.; demnächst auch von der Unterhaltung der Rentämter, welche nicht bloß die Domanial-Einnahmen zu heben haben, sondern auch die Ausgabecassen für die ganze untere Instanz der Justiz- und Regiminalverwaltung, für das Wasserbauwesen, für einen großen Theil des Straßenbaus rc. bilden und in dieser Beziehung mehr beschäftigt sind, als für das Domanium.

Ueber die rücksichtslose Wahrnehmung der wirklichen oder vermeintlichen Domanial-Interessen während der Zeit der wiedereingeführten Cassen-

*) Die Domainenkammer kostet an Besoldungen, Bureaukosten rc. c. 65000—70000 Thl. jährlich, wozu die Gehalte der Consulenten, Producenten und Kammerökonomiebeamten und einige andere Pöste kommen.

leg, wie viel richtiger es gewesen sein würde, wenn der Staat von vorne herein den ganzen Bergbau in Folge der Regalität desselben in die Hand genommen hätte und nicht erst nach vorgängiger Aussaugung durch die Privatspeculation hinzugetreten wäre.

Obgleich der oberharzische Silberbergbau jetzt in einer etwas besseren pecuniären Lage sich befindet, als vor 35—40 Jahren, so wird er doch immer schwieriger und mißlicher, je mehr man in die Tiefe gehen muß. Von 1814—1848 sind im Ganzen fast 900,000 Thlr für Versuchsbaue verwendet worden (S. 122).

Der Aufbereitungshaushalt umfaßt 93 Anstalten (Scheidhäuser, Erzwäschen, Walzwerke, Pochwerke ꝛc.), von welchen nur einige den gewerkschaftlichen Gruben gehören; das Personal bestand 1849 aus 5 Ober-Pochsteigern, 86 Aufsehern und 1556 Arbeitern, worunter viele Knaben und invalide Bergleute. (Gesammtsumme der Löhnungen = c. 80,000 Thlr). Die Silberhütten (4: zu Clausthal, Altenau, Lauterthal und Andreasberg) sind schon seit langer Zeit sämmtlich in das Eigenthum der Landesherrschaft übergegangen; sie beschäftigten 1849 außer den Hüttenmeistern, deren Gehülfen und Schreibern 20 Aufseher und 399 Arbeiter. (Gesammtsumme der Löhnungen 225,000—230,000 Thlr). Die Production der gewerkschaftlichen Gruben wird zufolge des landesherrlichen Vorkaufsrechtes gegen festgesetzte, nöthigenfalls vom Finanzministerium periodisch umgeänderte Preise der k. Zehnt-Casse überlassen. Das Silber wird durch die Münzstätte in Hannover verwerthet, das Blei und Kupfer durch die k. Berghandlung in Hannover vertrieben. Das Rechnungswesen der Zehnt-Casse und der Berg-

handlung, welches früher die Uebersicht der finanziellen Lage des Haushaltes sehr erschwerte, ist 1850 vereinfacht worden (S. 141 ff.).

Was die zweite Abtheilung des harzischen Bergbauwesens, den Eisenhüttenhaushalt betrifft, so wird der Bergbau selber ausschließlich von einzelnen Privatpersonen (sogen. Eigenlöhnern) unter Leitung und Aufsicht der Behörden betrieben, während die Hüttenwerke, an welche die Eisensteine abzuliefern sind, der Landesherrschaft gehören. Eisen ist reichlich vorhanden, aber die Production ist durch die Kostspieligkeit des Brennmaterials begrenzt. Die Production hat 1849 betragen: 39000 Ctner Gußwaare, 77000 Ct. Roheisen, 48000 Ct. Stabeisen, 15000 Ct. Zinneisen, 1100 Ct. Drath und einige hundert Ct. Stahl (S. 152). — Die Eisenhütten-Cassen lieferten 1850 einen Ueberschuß von 51000 Thlr an die Zehntcasse ab.

Da die auf der Zehntcasse ruhenden allgemeinen Kosten der Harzverwaltung 73000 Thlr betragen und der Silberbergwerkshaushalt zur Zeit keinen oder nur einen geringen Ueberschuß liefert, so reicht der Ueberschuß der Eisenhütten-Cassen nicht aus, um jene allgemeinen Ausgaben zu decken, welcher also die Generalcasse unmittelbar (wie sie dieselben für die übrigen Provinzen trägt) oder durch einen Zuschuß an die Zehntcasse ganz oder theilweise zu übernehmen haben wird. Nach einer solchen Entlastung kann die Zehntcasse einen Rechnungs-Ueberschuß haben, womit freilich die Rentabilität des oberharzischen Bergbaus für die Staatscasse noch nicht erwiesen ist, weil von einer Verzinsung der successiven großen Capitalverwendungen abgesehen wird und die Harzforsten dem Bergbau tributair sind. Daß übrigens, wie die Sachlage einmal ist, der Staat aus volkswirthschaftli-

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1855.

Hannover

Schluß der Anzeige: „Hannover's Staatshaushalt. Dargestellt von W. Lehzen. Erster Theil."

Der Emszoll wird jetzt nicht gehoben, kann aber unter Umständen wieder eintreten. Nur die Elbzölle sind von pecuniärer Bedeutung. Der Ertrag dieser Position (1850 = c. 398000 Thlr Brutto-Einnahme, c. 64000 Thlr Kosten, mithin c. 334,000 Thlr Netto-Einnahme) ist aber gegen früher sehr verringert, hauptsächlich in Folge der Ermäßigung der Elbzölle und der Abnahme der Fluß-Schifffahrt durch die Eisenbahntransporte.

Die Ueberschüsse der Elb- und Weserzölle erreichten 1841 (1841—42) die Höhe von 631,000 Thlr und betragen jetzt nur noch die Hälfte dieser Summe. Sehr hoch erscheinen die Kosten des Stader Zolles: 1849—50 = 40000 Thlr von 221000 Thlr Brutto; weniger Ausgaben verursachen die oberelbischen Zölle: 1849—50 = 15000 Thlr von 190000 Thlr Brutto.

Vierte Abtheilung. Die Posten. S. 241—258.

1851—52: Brutto = 730,000 Thlr; Kosten = 601,000 Thlr *), Netto = 129,000 Thlr. Die Taxermäßigungen für die inländischen Postversendungen und der Anschluß an den deutsch-österreichischen Postverein neben manchen Mehrverwendungen für das Postwesen (Verbesserung des Diensteinkommens von Postbeamten, Errichtung der sogen. ambulanten Eisenbahn-Postbüreau's rc.) haben keinen so großen Ausfall, als 1850 veranschlagt wurde, zur Folge gehabt, und der ursprüngliche Ausfall wird durch die zunehmende Correspondenz noch weiter vermindert werden. In dem günstigsten Jahre vor der Postreform 1845—46 haben die Postüberschüsse 169,000 Thlr betragen. Es ist jedoch zu bemerken, daß das Postwesen einerseits die Behörden-Correspondenz unentgeltlich besorgt, andererseits die Eisenbahnen und Chausseen unentgeltlich benutzt, so daß der wahre Reinertrag der Posten in den Ueberschüssen nicht genau sich herausstellt. Nach dem Etat von 1850 hat das Königreich 26 Postämter mit eben so vielen Postmeistern, 105 Postsecretaire nebst 26 Comtoirgehülfen und 200 Postspediteure. Die von den Ständen wiederholt angeregte, ohne Zweifel zweckmäßige Umgestaltung des General-Post-Directoriums und Verbindung der Postverwaltung mit der Eisenbahnverwaltung ist bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen, in welcher Hinsicht Lehzen auf die formelle Schwierigkeit aufmerksam macht, daß die Postverwaltung unter dem Finanzministerium, die Eisenbahnverwaltung unter dem Ministerium des Innern steht und die gedachte Aenderung ohne eine Reihe wichtiger Aenderungen

*) Mit Einschluß der Ausgaben für das Generalpostdirectorium.

eins an den Zollverein diese wichtige Einnahme-Position (Durchgangs- und Ausgangszölle sind im Zollvereine von keiner Bedeutung mehr), sich stellen wird, muß sich erst zeigen. Trotz der neulichen Erhöhung der dem Einfuhrzolle hinzuzurechnenden Rübenzuckersteuer wird die Einnahme des Zollvereines wahrscheinlich noch mehr abnehmen, theils weil mit zunehmender Industrie das Bedürfniß der Einfuhr fremder Fabricate abnimmt, theils weil der Anschluß des Steuervereins durch beträchtliche Heruntersetzung der Zölle auf Colonialwaaren und Wein erkauft worden ist, welche auf eine Reihe von Jahren ungeachtet zunehmenden Consums einen Ausfall in der Einnahme bewirken wird, endlich auch weil die bisher zollpflichtige Einfuhr des Zollvereins aus dem Steuervereine keine Einnahme mehr abwirft. Da aber Hannover ein Präcipuum von 75 Proc. erhält, so wird die Brutto-Einnahme per Kopf wahrscheinlich eine höhere, als die bisherige des Steuervereins werden, hinsichtlich dessen von der Verzollung des letzten Jahres wegen der beschafften vorgängigen Verproviantirung mit fremden Waaren abgesehen werden muß. Sänke die Einnahme aus dem Einfuhrzolle auch z. B. auf 18 Sgr. per Kopf, so würde Hannover immer noch über 1 Thlr per Kopf (ohne Aus- und Durchgangszölle) erhalten; und da Hannover von der Gesammtheit der Importartikel überhaupt und von den, für die Zolleinnahme den Ausschlag gebenden Hauptcolonialwaaren nicht das volle Plus von 75 Proc. consumirt, so ist durch dieses Präcipuum jedenfalls die Garantie gegeben, daß, wie auch die Verzollung sich stellen möge, doch das was hannoversche Unterthanen an die Zollvereinscasse erlegen, auch vollständig wieder in die hannoversche Staatscasse zurückfließt.

ἀλλ' Ἄρης φιλεῖ
ἀεὶ τὰ λῷστα πάντα τἀνθρώπων στρατοῦ,

oder mit dem üblichen Compendium τανων. Die Vorschläge Valckenaers (ἀμᾶν), Erfurdts (παντὸς ἀνατρέπων) und Andrer genügen aus verschiednen Gründen nicht, selbst Hermann fr. 104 weiß keinen Rath; Wagner fr. 96 bringt etwas Verfehltes vor, wenn er τἀνδρῶν ἐν στρατῷ empfiehlt. Sehr schön Hr Conington:

ἀλλ' Ἄρης φιλεῖ
ἀεὶ τὰ λῷστα πάντ' ἀπανθίζειν στρατοῦ.

Er vergleicht den Vers aus den Phrygern des Sophokles, welchen die Neuern nach einem homerischen Scholion schreiben:

Ἄρης γὰρ οὐδὲν τῶν κακῶν ληΐζεται,

während man früher mit Stobäus λογίζεται las. Beides genügt nicht: gegen ληΐζεται macht Herr Conington namentlich geltend, daß es gegen den attischen Sprachgebrauch verstoße, welcher λῄζομαι verlangt. Daher schreibt er sinnreich

Ἄρης γὰρ οὐδὲν τῶν κακῶν λωτίζεται

und stellt damit dem Dichter eine auch von Aeschylos gebrauchte Metapher her.

S. 9 wird in dem bekannten längern Bruchstücke (fr. 306 Herm.) vom ἔποψ, welches Aristoteles aufbewahrt hat, der vorletzte Vers, welcher stark corrumpirt überliefert ist, dem Sinne nach vortrefflich, den Zügen nicht allzu fern, so restituirt:

ἀεὶ δὲ μίσει τῶνδ' ἀπαλλαγεὶς τόπων
δρυμοὺς ἐρήμους ἢ πάγους ἀποικιεῖ.

Besonders aber gelungen ist die Herstellung von Sophokles' fr. 155 aus den Σύνδειπνοι, welches in den Scholien zum Aias so geschrieben steht:

ὦ πάντα πράσσων, ὡς ὁ Σίσυφος πολὺς
ἔνδηλος ἐν σοὶ πανταχοῦ, μητρὸς πατήρ.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1855.

London

Church Missionary house, Salisbury Square, 1854. Polyglotta Africana; or a comparative vocabulary of nearly three hundert words and phrases in more than one hundred distinct African languages. By the Rev. S. W. Koelle, missionary of the Church Missionary Society. VI, 23 und 188 S. in Folio.

Ebendaselbst.

African native literature, or proverbs, tales, fables and historical fragments in the Kanuri or Bornu language. To which are added a translation of the above and a Kanuri-English vocabulary. By Rev. S. W. Koelle, Church missionary. XIV u. 434 S. in Octav.

Welche große Verdienste um die nähere Erforschung und Erkenntniß des ungeheuern afrikanischen Sprachengebietes der Verfasser sich erworben habe, berichteten wir schon neulich in St. 177 ff. des vorigen Jahrganges bei der Beurtheilung sei-

als sein östlicherer Nachbar in dem alten Aethiopien: da brach gegen den Anfang dieses Jahrhunderts die ganze Eroberungs- und Zerstörungslust des Islam's durch einen Mann aus dem Volke der Phula's über es herein, dessen Einbildung sich von Muhammed selbst dazu aufgefordert fühlte; und nichts hat seitdem das innere Afrika so verheert und den europäischen Sclavenhändlern an der Küste in die Hände gearbeitet als die neue Macht der Phula's. Der Islam mit seinem Korane ist nun hier überall eingedrungen und macht stets noch mächtige Fortschritte, aber Alles ist dadurch nur noch schlimmer geworden. Nichts ist so zerstörend als eine menschliche Einbildung, welche trotz ihrer Verkehrtheit in ihrem völligsten Rechte zu sein meinen darf: aber diese selbe Einbildung hat ja Persien, Kleinasien und wie viele andre uns wohl bekannte Länder seit so vielen Jahrhunderten bis in unsre Zeit immer unheilbarer zerstört, und bedrohet auch uns stets mit ganz derselben Verwüstung, wenn wir ihr nicht auf die rechte Art zuvorkommen.

Daneben enthalten diese Mittheilungen auch für den Naturforscher manches Wichtige, wie die Berichte über die verschiedenen Arten von Schlangen, Heuschrecken und andern Naturgegenständen jener so unbekannten Gegenden beweisen. Und endlich dürfen wir den bedeutenden Nutzen nicht übersehen, den sie uns zur richtigen Beurtheilung des größten Gegenstandes auch der Naturforschung, des Menschen, mit einer Sicherheit darreichen, welche wir sonst leicht vermissen. Daß noch immer mitten unter uns, sogar unter gebildeten und wissenschaftlichen Männern, die schwersten Vorurtheile gegen die Schwarzen ihrem geistigen Wesen und Werthe nach herrschen, ward auch in diesen G. A. erst noch im vorigen Jahrgange S. 681 ff.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. 27. Stück.

Den 15. Februar 1855.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'scher Verlag 1854. Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner, k. hanov. Legationsrathe, Minister-Residenten bei dem päpstl. Stuhl in Rom. VIII u. 305 S. in Octav.

Welche Stelle der Roman „Werther's Leiden" in der Romanenlitteratur überhaupt und in der Deutschlands insbesondre einnimmt, darüber sind die zuständigen Beurtheiler einig. Man wird jedoch jüngere Personen unter den jetzt Lebenden daran erinnern dürfen, daß wenige deutsche Werke durch ihren Stoff eine hinreißendere, durch ihr künstlerisches Ganzes eine bildendere Wirkung hervorgebracht haben. Thatsache und Grundvorstellung genau kennen zu lernen, aus denen ein solches Meisterwerk der Kunst entsprungen sei, kann nun immer nicht anders als höchlich anziehen und belehren. Goethe selbst hat in den Mittheilungen aus seinem Leben die Entstehung dieses Romans, sowohl dem Stoffe nach, als mit einem

Blick auf die überwältigende Unfreiwilligkeit des darin ausgeprägten Gemüthszustandes, andeutend zu erläutern gesucht. Allein es fehlte bisher noch viel zur vollständigen Erklärung. Wir müssen daher ein Buch willkommen heißen, das diesen Mangel ergänzt. Es gehört keineswegs zu der verwässernden oder zu der conjecturirenden Goethe-Litteratur, nicht zu denjenigen Schriften, in welchen die Verfasser, neben kleinlich fleißiger Wörter- und Bezugs-„Ausdeutung“ ad modum Minellii, auch die ganze Vorgeschichte des Stoffes aus griechischen Mythen, oder andern Quellen, und deren spätern Zudichtungen, in breiter Ueberladung, — dann ferner die Auseinandersetzung der vermeintlichen Intention des Dichters, — endlich auch noch mit gespreizter Belesenheit alles gelegentlich Einfallende und dazu wiederum Herbeigezogene auftischen; woraus denn schließlich ein dichter Filz von Ungenießbarkeiten sich zusammenleimt, von welchem die echte Philologie und Kritik sich längst losgemacht hat. — Wir wünschen den Schöpfer eines ausgezeichneten Kunstwerkes, die Erregung seines Genius, seine Weise zu schaffen und zu vollenden, seine Studien, sein Gemüth, seinen Charakter und seinen Tact, d. i. seine beherrschende Mäßigung, kennen zu lernen. Die Aesthetik, deren Sätze von einem großen Künstler berichtiget und erweitert werden, will ihm ablauschen, was sie nur von einem Meister lernen kann. Daher müssen Mittheilungen über Goethe, wie sie sein Briefwechsel mit Schiller, mit Zelter, mit Merk, seine Briefe an Frau von Stein, seine Gespräche mit Eckermann und ähnliche Sammlungen, welche den Stempel der Treue an sich tragen, in reichem Maße darbieten, zu erfreulichster Belehrung dienen.

in unvollständigen Perioden doch immer die des Polybius. Darnach ist der Text bei Athenäus weit besser als in den Handschriften des Polybius: denn einmal füllt Athenäus Lücken aus: p. 319, 14. 27 — eben so XII, 3, wo p. 726, aus Athen. IX, 400 F ὁ δὲ κύνικλος καλούμενος zu schreiben: cf. IV, 43, p. 343, 15. 21. 344, 6 —, zweitens bietet er bessere Lesarten, die von den Herausgebern noch nicht gehörig gewürdigt sind: so ist p. 319, 20 κατὰ νόμον zu schreiben, d. h. kunstgemäß, so daß die Knaben, um mit Pratinas zu reden, keine παραμελορυθμοβάται werden: ferner p. 320, 21 φύσεως, 321, 1 δίοδον, 320, 5 οἱ παλαιοὶ, 321, 5 ἁπάσης; endlich ist die Wortstellung zu berichtigen, wie es p. 321, 1 ἃς ποτε πόλεις heißen, 321, 3 καὶ μετὰ τὴν geschrieben und καὶ vor καθαρμὸν gestrichen werden muß. Aber trotzdem zeigen sich auch Stellen, deren Fassung sich nur aus Fehlern der von Athenäus benutzten Handschrift des Polybius erklären läßt: so steht 321, 3 im Athenäus καθαρμὸν τῆς πόλεως, was nur aus einer Versetzung der letzten Worte entstanden: 321, 1 εἰς ἅς τε πόλεις Ἀρκαδικάς, wo ποτέ vor πόλεις erst irrthümlich gestellt und dann in τε verkürzt ist: eben so 319, 15 ἐν παισὶν, wo das richtige παισὶν οὖσιν erst in οὖσιν παισὶν, dann in ἐν παισὶν verschlechtert worden: daß dies Alles keine in den codd. des Athen. erst entstandene Fehler sind, ergibt sich besonders aus p. 319, 28, wo Athen. hat ἀκροαμάτων ὡς διὰ τῶν, dieselbe Lücke sich aber nach Schweighäusers ausdrücklicher Versicherung auch in Polyb. cod. C findet: AB haben ὡς δι' αὐτῶν richtig: dadurch scheint dann Athenäus zu Conjecturen veranlaßt zu sein, wie 319, 30 er τὸ ᾄδειν statt τήν γε μὴν ᾠδήν,

lich Aristophanes die kämpfenden Dichter ermahnt hat, in dem gegenwärtigen Kampfe alle ihre Kräfte aufzubieten, sagt er, daß grade die Feinheit der hier zu verhandelnden Fragen dem Publicum gefiele, da es in einem andern Zustande sei als früher: Scholl. ad vs. 1143: ὡς τῶν Ἀθηναίων οὐχ ὁμοίως πρότερον γεγυμνασμένων ἐν τοῖς ποιητικοῖς σοφίσμασιν: und nun folgt ein Lob der Athener, was aber begreiflicherweise nur ein komisches sein kann: vs. 1113:

ἐστρατευμένοι γάρ εἰσι,
βιβλίον τ' ἔχων ἕκαστος μανθάνει τὰ δεξιά·
αἱ φύσεις τ' ἄλλως κράτισται,
νῦν δὲ καὶ παρηκόνηνται:

denn sie sind ja gediente Leute — d. h. sie haben eben die Schlacht bei den Arginusen mitgemacht und wissen daher prächtig Militairisches, worauf Aischylos solchen Werth legt, zu beurtheilen — und lernen aus Büchern jegliche Weisheit, d. h. sie lernen aus Büchern die Spitzfindigkeiten der Sophisten, sind gebildet für und aus Euripides und verstehen λεπτῶν τε κανόνων εἰςβολὰς ἐπῶν τε γωνιασμούς κτλ., vs. 956; daher Schol. ad vs. 1145 = 1114 ganz richtig: ἐν εἰρωνείᾳ δεξιά, was Fritzsch. ad h. l. ganz falsch behandelt: der Vortrag war so, daß man, namentlich nach dem bisher im Stücke Ausgeführten, leicht merkte, wie sehr gezweifelt werden könne, ob sie als Kriegserfahrene zu loben und ob sie ihr Lesen zur echten Weisheit geführt: Bücher verderben, wie Aristoph. Tagen. fr. III ap. Scholl. ad Arist. Nub. 360 sagt: so daß also hier der Gedanke des Sprichworts erscheint, den auch Xenoph. Memor. IV, 2. Plat. Alcib. I, p. 118 C auf ihre Weise verarbeiten. So viel genüge, um zu zeigen, wie die von H. H. edirten Excerpte zu philologischen

die Helden der Nibelungen gesagt hat und was im Ganzen das bestätigt und weiter ausführt was ich in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs I, 1, S. 170 vorgelegt habe. Nur darin geht er weiter, daß er vier von Lazius angeführte Verse in der Nibelungenstrophe nicht für das Bruchstück eines wirklich vorhandenen älteren Gedichtes hält, sondern für eine Erfindung jenes allerdings wenig zuverlässigen Schriftstellers, und ebenso die Nachricht des Bruschius von einem Gedicht über die Kämpfe mit den Ungarn, welches Piligrim veranlaßt haben soll, nur für eine unrichtige Bezeichnung der Nibelungen und Klage, während er auf die Aussage dieser, daß Piligrim durch den Meister Konrad die Erzählung in lateinischen Buchstaben schreiben ließ, einen bedeutenden Werth legt. Es greift diese Frage ein in die nach der Entstehung der Nibelungen, die durch Holtzmanns Buch neu angeregt worden ist und über die allerdings wohl kaum gestattet ist so beiher ein Urtheil auszusprechen. Aber wenn Hr D., in Einigem, z. B. in der Behauptung, daß die lateinischen Buchstaben, von denen die Klage spricht, nicht auf einen lateinischen Text hinwiesen, sondern auch wohl von einem deutschen Gedicht gebraucht werden könnten, Holtzmann bestreitend, in anderem ihm beipflichtet, so wird es wohl auch mir vergönnt sein, die Bemerkung hier niederzulegen, daß das Buch jenes Schriftstellers in den Theilen, wo ich mir ein Urtheil beilegen darf, so ungeheuerliche und wahrhaft unmögliche Dinge behauptet oder vermuthet, daß ich auch von den übrigen Abschnitten mir wenigstens keine unbefangene und wahrhaft kritische Prüfung der schwierigen Fragen versprechen kann *); und auch der Beifall, den es mancher

*) Seitdem diese Zeilen geschrieben sind, ist das neue

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1855.

London

Longman, Brown, Green, and Longmans 1854. Christianity and Mankind, their beginnings and prospects. By Christian Charles Josias Bunsen, D. D., D. C. L., D. Ph. In seven Volumes. Die einzelnen drei Abtheilungen auch mit den besondern Aufschriften:

Historical Section. Hippolytus and his age or, the beginnings and prospects of Christianity. Vol. I. Hippolytus and the teachers of the Apostolical age. Vol. II. The life of the Christians of the Apostolical age.

Philosophical Section. Outlines of the philosophy of Universal History, applied to Language and Religion. In two Volumes. 521 und 488 S. in Octav.

Philological Section. Analecta Ante-Nicaena, collegit recensuit illustravit C. C. J. Bunsen. Vol. I. Reliquiae literariae (Die christologischen Stellen aus dem N. T., Dicta Christi ἄγραφα, Petri Ap. ep. 1 restit., und ausgewählte Schrif=

Werke in England entstanden und nehmen zugleich auf englische Ansichten und Verhältnisse viele Rücksicht, so sind sie doch sowohl in ihrem Geiste als nach ihren steten Beziehungen auf die neuesten Bestrebungen und Zustände der Wissenschaft unter uns zugleich echt deutsch; und reichen so eine desto lehrreichere Vermittelung zwischen der deutschen und englischen Wissenschaft.

Das vor zwei Jahren erschienene englische Werk gab schon in seiner ersten bald vergriffenen Auflage von jenem Hippolytus aus eine Fülle der bedeutsamsten Abhandlungen, Bemerkungen und Andeutungen über den unerschöpflichen Gegenstand, welcher nun als Aufschrift der neuen Bearbeitung „Christenthum und Menschheit“ erscheint. Diese neue Bearbeitung in sieben Bänden umfaßt aber einen noch weit größern Reichthum sowohl an Abhandlungen als an Urkunden. Dürfen wir nun hoffen, daß über den Inhalt der ersten und der dritten Abtheilung dieses großen Werkes, wie er oben nur der Uebersicht wegen mitbemerkt wurde, bald eine geeignetere Hand in diesen Blättern näher eingehend berichte, so wählen wir hier aus der mittlern einen Gegenstand zum Beurtheilen aus, welcher den größten Raum der beiden Bände füllt und der zugleich in dieser Ausgabe ganz neu hinzugekommen ist. Dies ist die Abhandlung über das Wesen und den Zusammenhang aller menschlichen Sprache.

Um über diesen großen Gegenstand richtiger urtheilen zu können, häufen sich allerdings in unsern jüngsten Zeiten die Hülfsmittel und die Erkenntnisse immer mehr: obgleich schon der hier zu bewältigende ungeheure Stoff nach vielen Seiten hin noch immer theils so dunkel und ununtersucht, theils sogar so wenig hinreichend bekannt

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.

Den 23. Februar 1855.

London

Fortsetzung der Anzeige: »Christianity and Mankind, their beginnings and prospects. By Christian Charles Josias Bunsen etc.«

Möchte hier nur die Wissenschaft nicht wieder durch allerlei scheinbar treffende und doch, näher besehen, unpassende und irre führende Vorstellungen sich so täuschen lassen wie das früher so oft geschehen ist. Denn Bilder und Vergleichungen, Schulworte und Schlagworte des Tages drängen sich überall leicht ein: ein Urding aber und etwas so völlig Eigenthümliches wie die menschliche Sprache, läßt sich nach allen solchen Bildern und Schlag= oder Schulwörtern nicht verstehen, verlangt vielmehr überall die seinem eigenen Wesen entsprechendste Erkenntniß und Beschreibung. So ist hier eine Hauptwahrheit, daß die am vollkommensten ausgebildeten Sprachen zwar wesentlich alle die Stufen durchlaufen haben, auf welchen die weniger ausgebildeten stehen geblieben sind, daß aber, so verschieden danach die besondre Aus=

bildung jeder einzelnen Sprache sein mag, dennoch der Möglichkeit und Nothwendigkeit des Ausdruckes der Gedanken gegenüber alle Sprachen sich wiederum gleich sind. Ueber diesen Doppelsatz denke man nach allen Seiten hin tiefer nach, versuche, ob er wahr sei, und ziehe daraus, wenn er sich überall in seiner wesentlichen Richtigkeit bewährt, die wichtigen Folgerungen. Was wir Vollkommenheit einer Sprache nennen, bezieht sich nur auf den Bau und die Ausbildung des Wortes und demnächst des Satzes: ist jedes Wort einer Sprache so ausgebildet, daß es mit den geringsten Mitteln, d. i. Lauten, doch den genauesten Ausdruck eines vollen oder eines halben Gedankens gibt, so können wir sie eine vollkommne nennen, und begreifen leicht, welchen Vortheil dies nach hundert Richtungen hin gewähren könne. Nehmen wir nun das Sanskrit als ein Muster davon (obwohl es solcher schon in hoher Stufe vollkommnerer Sprachen auch außerhalb des ganzen mit dem Sanskrit verwandten Sprachstammes viele gibt, und das darüber unter uns herrschende Vorurtheil verschwinden sollte), und leiten wir (wie wir dazu befugt sind) diese Vollkommenheit davon ab, daß es die bei menschlicher Sprache in ruhigster Ausbildung möglichen Stufen eben alle durchlaufen habe: so erhellet, daß man aus dem Sinesischen als seinem geradesten Gegensatze keineswegs das Sanskrit, wohl aber aus diesem vielleicht durch viele Stufen abwärts hindurch jenes seinem Baue nach verstehen kann. Würde aber dieser Unterschied, so groß und so folgenreich er sein mag, irgend etwas Anderes als eben nur den Bau und die Bildung des Wortes und des Satzes betreffen, würden also nicht alle Sprachen, so verschieden gestaltet ihre Mittel sein mögen, den

nach allem was wir bis jetzt einsehen können, immer noch nicht hinreichen würde, die ursprüngliche Einheit aller Sprache und daher auch des Menschengeschlechtes gegen alle Zweifel zu sichern. Und man mag weiter das Räthsel geschichtlich zu ergründen suchen, wie so manche Sprachen auf niederen Stufen stehen blieben: es würde sich wohl ergeben, daß z. B. das Sinesische vorzüglich auch deshalb auf einer solchen Stufe einseitig verharrte, weil in seinem Volke so ungemein früh ein höher ausgebildetes volksthümliches Reich entstand, also die Verstandesthätigkeit in ihm so früh vorherrschend wurde; so daß was von der einen Seite ein Mangel, von der andern ein Vorzug war, welcher so früh wenigen Völkern zu Theil ward. Ist dies aber, so scheint es unpassend, solche Begriffe wie unorganisch und organisch auf die verschiedenen Sprachen zu übertragen: keine Sprache als menschlich-geistiges Wesen kann unorganisch sein, da wir bis jetzt nicht einmal wissen, ob in der Natur selbst ohne neue Schöpfung ein Uebergang vom Leblosen zum Belebten möglich ist. Auch die Unterschiede von Haus, umherstreifendes Volk und ausgebildeter Staat lassen sich hier nicht anwenden: wenn man das Sinesische eine Sprache des bloßen Hauses, das Tatarische seinem Baue nach eine Sprache der Nomaden nennt, so schillern da zwar allerlei bekannte Ueberlieferungen hinein und man scheint damit recht geistreich zu reden, in der That aber ist damit nicht viel Treffendes ausgesagt. Es ist allerdings sehr schwer, die einzelnen Sprachen alle unter wenige Haupt- und Nebenarten zu bringen, da sie ihrer Ausbildung nach unter sich fast ebenso endlos verschieden und mannichfach sind wie in der Natur die Arten der Thiere; woraus man nur sieht,

ist: den sinesischen, turanischen, semitisch-ägyptischen, und den indo-europäischen; die amerikanischen Sprachen würden sich, ebenso wie die südindischen an den zweiten, die übrigen afrikanischen an den dritten dieser großen Hauptstämme anschließen; und wir könnten hinzufügen, daß der dritte selbst nur wie im Uebergange zum vierten sich zeige. Als eine tiefere Ahnung des ganzen großen Zusammenhanges und als einen anregenden ersten Versuch zur Bewältigung des ungeheuern Stoffes halten wir diese Eintheilung aller Aufmerksamkeit werth, so sehr wir übrigens ebenso klar ahnen, daß sich künftig im Einzelnen Vieles noch näher bestimmen werde.

Der neue Name turanische Sprachen für alle die der nördlichen Theile Asiens und Europa's, welche man deshalb auch sehr wohl unter der Bezeichnung eines nordischen Sprachstammes zusammenfassen könnte, geht auf die bekannte Sage im Shâhnâme zurück, wonach Feridun die Erde unter seine drei Söhne Jreg', Selm und Tur zertheilt, den Tur nach dem Norden, den Selm (oder Silim) nach dem Westen entlässet, so daß man versucht wird, unter Selm nur einen andern Namen für den biblischen Sem zu vermuthen. Auch Tur ist wohl nur eine Verkürzung des Namens der Türken. Es ist nun in unsern Zeiten die Vermuthung angeregt, ob nicht die südindischen Sprachen, welche nicht zum Sanskrit und Prâkrit gehören, nur versprengte Glieder desselben weitausgedehnten nordischen Sprachstammes seien; auch über das Baskische in Europa ist dieselbe Vermuthung geäußert. Dieser Sprachstamm würde dann in Asien wie in Europa einst vor der Ausbreitung der beiden höher ausgebildeten den weitesten Raum eingenommen haben; und eine der

seitigere und möglichst erschöpfende Erkenntniß aller Sprachen der Erde wird uns so noch Thatsachen der ältesten Geschichte aller Völker aufschließen, ohne welche wir auch die spätere Geschichte nicht hinreichend verstehen und von vielen der noch heute herrschenden schädlichsten Vorurtheile und Irrthümer uns nicht befreien können. Nur ist dazu ein erstes Erforderniß, daß wir in der Erkenntniß aller kleinen und großen Spracherscheinungen immer genauer werden, uns vor jedem der hier überall so nahe lauernden Irrthümer hüten, und mit dem für jetzt noch unabsehbar wachsenden Stoffe desto reiner die Aufmerksamkeit schärfen.

Während nun die sehr umfassende Abhandlung Max Müller's über diese für uns fast noch unmeßbar weiten Sprachgebiete mehr wie eine erste fleißige, aber Manches kaum oder sehr leicht anstreifende Berichterstattung über ferne Länder zu schätzen ist, geben seine kürzern Berichte über den Stand unserer jetzigen Erkenntnisse des Indischen und Persischen I, S. 110—142, besonders was den ältesten Inhalt und den hohen Werth des Veda betrifft, eine Fülle eigner Erforschung und treffendster Anschauung. Ebenso schätzbar und lehrreich sind die Ergebnisse neuester genauer Erforschung über die celtischen Sprachen und Urge-

Wörter und Bildungen von der Urzeit her mit dem Mittelländischen gemein habe, wird erst auf dieser Stufe der Erkenntniß wichtig und erfolgreich. Einiges der Art, meine ich, lasse sich allerdings finden, wie die Endung *-di* als Zeichen der vollendeten oder vergangenen Handlung, vgl. *-ta* für das Part. Perf. Pass., eine der allerältesten Bildungen im Mittelländischen; die Endung لو- für Adjectiva vgl. τυφλός; die Wurzel دوغرمق vergl. τίκτω, قاپمق vgl. *capere* u. a.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 24. Februar 1855.

London

Schluß der Anzeige: »Christianity and Mankind, their beginnings and prospects. By Ch. Ch. J. Bunsen.«

Allein nothwendig wäre doch dieser Sinn auch an sich nicht, da der Schriftsteller hier eine besondre Ursache haben konnte, bloß darauf ein Gewicht zu legen, daß Sem Japhet's älterer Bruder sei, ohne damit leugnen zu wollen, daß er auch Cham's älterer Bruder sei. Und wirklich bestätigt sich dies durch den ganzen Zusammenhang aller biblischen Erinnerungen und Erzählungen, ohne daß auch diese einzelne Stelle ihnen widerspräche. Nach feststehender alter Vorstellung und Erinnerung galt in Israel Cham stets zwar nicht als der dritte, aber als der zweite Sohn Noah's: wie hätte dies auch nach der uralten volksgeschichtlichen Erinnerung Israel's anders sein können? Sowohl in den uralten Geschlechtsverzeichnissen Gen. c. 5, 1 Chr. c. 1 als in ausführlicheren Erzählungen wie Gen. c. 6—10 er-

Schriftart wieder enger an einander zu binden und die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse oder auch der höchsten menschlichen Erkenntnisse unter ihnen zu erleichtern. Bunsen als den Vorsitz damals bei diesen denkwürdigen und wir hoffen auf die Dauer nicht erfolglosen Verhandlungen führend, theilt hier nun die in vieler Hinsicht sehr lesenswerthen Berichte über die Sitzungen zugleich mit den zwei vornehmsten Entwürfen eines solchen Alphabetes mit, welche Lepsius und der Oxforder Deutsche Max Müller der zusammentretenden Rathsversammlung vorlegten. Da inzwischen Lepsius' Entwurf und Denkschrift alsbald auch in Deutschland herausgegeben ward, so hat der Unterz., ohne von den erst hier veröffentlichten vollen Verhandlungen etwas zu wissen, bereits im vorigen Jahrgange dieser Blätter S. 1441 ff. auf Veranlassung der Schrift des Hn Prof. Lepsius' seine Ansichten über den Gegenstand ausgesprochen.

Indem wir schließlich den Wunsch wiederholen, daß diese Anzeige durch eine Beurtheilung desjenigen Theiles des Inhaltes dieser zwei Bände, welcher hier nicht näher berücksichtigt ist, zugleich mit allen übrigen Bänden des großen Werkes recht bald in unsern Blättern ihre Ergänzung erhalte, fügen wir nur noch den ebenso aufrichtigen Wunsch bei, daß es auch in einer deutschen Bearbeitung bald unter uns allgemeiner zugängliche werden möge. Namentlich wünschen wir dem in diesen zwei Bänden vorliegenden auch in sich selbst abgeschlossenen Werke eine deutsche Uebersetzung. Zwar gibt es Einiges, was auch der vor zwei Jahren erschienene deutsche Hippolytus enthält: aber der größte Theil seines Inhaltes, der hier näher beurtheilte sprachliche ist ganz neu und reicht des Belehrenden so viel, greift auch so kräf-

tig in unsre ganze deutsche Art von Sprachforschung und Sprachwissenschaft ein, daß eine deutsche Uebersetzung von ihm sehr nützlich wäre. Würde das Werk noch um einige Abhandlungen über gewisse Sprachgebiete vermehrt, so ließe es sich auch leicht zu einem Kosmos der Sprachwissenschaft erweitern, um hier ein in den neuesten Zeiten so berühmt und beliebt gewordenes Wort zu gebrauchen. H. E.

Paris

A. Durand 1854. Formules Wisigothiques inédites publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Madrid par M. Eugène de Rozière. XXVIII und 32 S. in Octav.

Die Studien der Rechtsgeschichte haben in den letzten Jahren auch in Frankreich eifrige Pflege gefunden; die Anregung, welche hier Pardessus gegeben, ist nicht ohne Wirkung geblieben, wie die Arbeiten von Klimrath, Giraud, Laboulaye, Laferrière und Anderen zeigen. Und besonders erfreulich ist, daß man auch den Quellen des Rechts eine größere Aufmerksamkeit zugewandt hat, und wie die späteren Coutumes und Statuten, so auch die Denkmäler der älteren Rechtsentwickelung vollständiger und besser zu veröffentlichen bemüht ist. Unter denen, welche hier eine verdienstliche Thätigkeit entwickeln, nimmt Hr v. Rozière einen ehrenvollen Platz ein. Ein naher Verwandter, Enkel wenn ich nicht irre, von Pardessus, hat er zuerst bei der von diesem gelieferten Ausgabe der verschiedenen Texte der **Lex Salica** durch Collation von Handschriften hülfreiche Hand geleistet, später aber vorzüglich den Formelsammlungen seinen Fleiß gewidmet, von denen schon vor geraum-

forscher, nur den Ruhm zu verdienen strebt, zur Fortbildung der exacten Wissenschaft Etwas beigetragen zu haben. Es haben die letzten Jahre leider, Thatsachen geliefert, welche zeigen, daß diesem Egoismus gar manchmal das Wohl des Kranken, der zum bloßen Object der Naturforschung herabsinkt, geopfert werden kann, welche darthun, daß auch unsere Zeit ihren Herophilus und Erasistratus aufzuweisen hat. Letzteres werfen wir nicht etwa dem Verf. vor, dessen Lehrbuch gar keine, also auch keine schändliche Versuche enthält, aber wir sehen ihn gleichfalls von jenem Egoismus beherrscht und erklären uns dadurch das obige Urtheil desselben, worin er, nachdem er sich der Mühe eine Therapie zu schreiben, welche für die Ruhmbegier eines exacten Forschers kein lockendes Feld ist, durch eine Phrase überhoben sieht, sämmtliche Fachgenossen, die nach einer solchen streben, für Geschäftemacher erklärt. Wenn Verf. ein bloßes Aggregat von allen oder vielen Specialitäten zu liefern beabsichtigte, was beiläufig, wenn man Material, Hülfsmittel und Zeit zur Untersuchung besitzt, wohl eine mühsame, aber keine schwierige Arbeit ist, so hätte er wohl hervorheben können, daß sein Buch nicht für Anfänger geschrieben ist, für welche bekanntlich eine Trennung des Wissenswürdigen und Wißbaren sehr nothwendig ist. Im Unterrichte läßt man ja stets eine dem Höhepunkte der Wissenschaft entsprechende Universalhistorie dem Studium der Chroniken vorausgehen. — Der Titel des Buches würde dem bisher üblich gewesenen Begriff, den man mit dem Worte Ophthalmologie verbindet, zufolge unrichtig gewählt sein, weil man in einem solchen Buche auch eine Therapie der Augenkrankheiten erwartet; da aber für den Verf. eine solche

Saume der Cornea nicht schließen, es bildet sich die Krankheitsform der Hornhautfistel. Verf. hat übrigens diese Erkenntniß des Ursprungs der Cornealfistel nicht durch eigne Beobachtung (denn er sah sie nie), sondern durch die trefflichen Beschreibungen Mackenzie's und Desmarres gewonnen. Es ist daher nicht der limbus Conjunctivae (Arlt), sondern der structurlose Randtheil der Cornea, welchen man bei der Cataraktextraction meiden muß. Der Annahme, daß die Wundränder der Cornea ohne zwischengelagertes Exsudat verkleben, liegt die Untersuchung der Augen zweier Greise, an denen die Extraction kurz vor ihrem Tode verrichtet war, zu Grunde; sie ist aber dadurch nicht bewiesen, denn jene Individua waren an der Cholera gestorben. — Unter den einfachen Lochwunden führt Verfasser auch den Cicratisationsproceß nach Abtragung von Staphylomen auf. Er schreibt hier nicht den im Exsudate neugebildeten Blutcanälen, welche nur Blutkörperchen von jugendlicher Gestalt enthielten, sondern einzig und allein der Wundfläche selbst die Exsudation des Narbenplasmas zu. — Auffallender Weise erhält in einer Anmerkung unter den verunreinigten Wunden der Hornhaut das Eisenoxyd die Eigenschaft in Wasser löslich zu sein. — Die dritte Fehlergruppe umfaßt die Abweichungen der Textur der Cornea. Einige Anmerkungen sagen uns, warum der naturhistorischen Richtung des Werkes gemäß weder die Bildungsfehler, noch die Atrophie, Malacie und der Brand in diesem Kapitel Platz finden konnten. Die Verbannung der ersteren bedarf keiner Rechtfertigung, daß aber die andern unter dem naturhistorischen Vorwande folgen müssen, weil sie nicht so in qualitativen, als vielmehr quantitativen Differenzen der dem Organe inhärirenden Bildungs-

Er gesteht später, daß das eigentliche Wesen der Krankheit ihm selbst bis zur Stunde unbekannt ist. Da es ferner in dem Charakter des Herpes liegt, Tastwärzchen heimzusuchen, so bleibt es sehr merkwürdig, daß er grade am Auge Oertlichkeiten befällt, wo keine zu finden sind. Neugierig waren wir zu erfahren, was für Nerven denn nun eigentlich als Träger der herpetischen Affection von dem Verf. angesehen werden. Denn bekanntlich wird die Cornea vom Ganglion ciliare versorgt. Bei jedem Herpes cornealis liegt also auch die Iris im Gebiete der Neuralgie, und unbegreiflich ist es, warum von der an der Nervenausbreitung gebundenen Efflorescenz nicht wenigstens einmal die an Nervenendigungen so reiche Iris der nervenarmen Cornea vorgezogen worden ist. Ueber alle diese Punkte wird uns keine Aufklärung. Wir erfahren am Ende dieses Artikels, daß, wenn das in der Richtung der afficirten Nerven abgelagerte Product ein an plastischen Stoffen reicheres ist, sich ein Pterygium ausbildet. Verf. erwähnt hiebei nicht, daß der Sitz dieses Neugebildes constant einem der vier Recti entspricht, wir erhalten daher auch keine Erklärung dieser Erscheinung. — Die Keratitis ulcerativa ist erstens Localisation einer Allgemeinkrankheit, sie ist das, was man als Eiterablagerung, Eiterdepot, Eitermetastase zu bezeichnen pflegt, und tritt dann meistens mit den Erscheinungen der Panophthalmitis auf. Verf. ist in Betreff der Aetiologie dieser Krankheit, wie wir aus einer Anmerkung erfahren, der Hypothese Canstatt's nicht abgeneigt, welche den constant vorhandenen Localisationen der Pyämie im Gehirn und seinen Häuten einen sehr bedeutenden Einfluß auf die rasche Zerstörung des Bulbus einräumt, insofern sie die

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1855.

Freiburg im Breisgau

Schluß der Anzeige: „Die Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet von Dr. Carl Stellwag von Carion.“

Es ist ein Proceß, der in der Einwirkung von Fermenten auf gährungsfähige Substanzen, in der Einwirkung von pflanzlichem Eiweiß (Emulsin Refer.) auf Amygdalin ꝛc. seine Analogie findet. „Unter dieser Annahme, sagt Verf., vereinigt sich die Entstehung einer allgemeinen Dyskrasie durch Infection des Blutes mit jauchig eitrigem Producte und die Schmelzung der Gewebe in den localen Ablagerungsheerden dieser Krase unter einem und demselben Gesichtspunkte. Innerhalb der Gefäße ist es das Eiweiß und der Faserstoff des Blutes, welcher durch Contactwirkung des inficirenden Stoffes zu eigenthümlichen Metamorphosen angeregt wird, in den localen Heerden ist es aber das zum größten Theile die Gewebe constituirende Albumen und Fibrin, welches durch den in dem Exsudate vor sich gehenden Zersetzungs-

„ganz tadelloses“ Hysteron-Proteron herstellen: ἴδρις ἐμπάσαι φορβάδος ἔκ τε γᾶς ἑλεῖν, nämlich τὰ ἤπια φύλλα. Ich kann aber nicht einräumen, daß εἴ τις ἐμπέσοι nichtssagend sei. Nicht immer litt Phil. am Blutfluß: überfiel ihn einmal ein Ausbruch, wie es dann und wann geschah, so hatte er Niemand, der seine Wunde pflegte und Kräuter holte, den Schmerz zu stillen. Dagegen in Hn Arndts Conjectur würde ἐμπάσαι nicht leicht zu halten sein, da man ἐπιπάσαι erwartete; denn τοὺς ὀφθαλμοὺς ἐμπάσαι τῆς τέφρας ist doch anders als ἐμπάσαι τὰ φύλλα τῷ ποδί. Sodann verbindet sich ἴδρις recht wohl mit ἐμπάσαι, nicht wohl mit ἑλεῖν. Endlich aber, und das allein genügt, um den Vorschlag abzulehnen, Phil. hatte überhaupt keinen Menschen, der sich seiner annahm. Dieser Gedanke würde aber geschwächt und geradezu zerstört durch die Wendung, es habe ihm an einem *kunstverständigen* Pfleger gefehlt. Dagegen ist unsre Emendation ἐκ γαίας ἑλών sehr leicht: war γαίας in τε γᾶς verschrieben oder aus Mißverstand das etwa über γᾶς bemerkte γαι in τε verändert, mußte von selbst der Infin. statt des Participiums sich einfinden. — Endlich empfiehlt Hr A. nochmals seinen von den Herausgebern unbeachtet gelaßnen Vorschlag, V. 1139 ὅσ᾽ ἐφ᾽ ἡμῖν κἀκ᾽ ἐμήσατ᾽ Ὀδυσσεύς zu schreiben οὐδείς: „der durch schändliche Ränke unzählige Uebel erzeugt, so viele kein andrer gegen mich erzeugt hat.“ Ich möchte dann auch μυρία τ᾽ αἰσχρῶν mit Andern und die Stelle so fassen: „Du siehst den schmählichen Trug, den Anstifter desselben selbst und unzähliges entsprießend aus seinem schändlichen Benehmen gegen mich, wie so unzähliges mir Niemand angethan

hat.“ Der Bogen, meint Phil., werde Zeuge sein der durch seine Entwendung veranlaßten Hülflosigkeit seines rechtmäßigen Herren.

Hierauf folgen drei Stellen des Oedipus auf Kolonos. Zuerst V. 155, wo Hr A. ganz Recht hat, wenn er sagt, ich sei nur widerstrebend der herkömmlichen Auslegung untreu geworden. Bündig und vollkommen überzeugend hat Hr A. erwiesen, daß die Scholien das Wahre getroffen haben, indem er die Worte so übersetzt: „Denn zu weit gehst du, zu weit; aber daß du nicht in diesem lautlosen, grasreichen Haine dahin vordringest, wo das Wasserbecken mit den Strömen milden Opfertrankes sich mischt, darum, unglücklicher Fremdling, sei auf deiner Hut, wende deine Schritte und tritt zurück.“ Nur behalte ich τῷ statt τῶν unbedingt bei und verstehe κρατήρ entschiedener nicht von einem natürlichen Wasserbecken, in welches oder bei welchem Trankopfer der Erinyen ausgegossen wären, sondern von dem Mischkruge, worin ihnen der Trank gemischt wurde. Gewiß ist der allerheiligste Ort im Innern des Haines gemeint, der nicht eben gerade da zu suchen ist, wo Ismene 495 ff. ihr Opfer verrichtet.

V. 1465 will Hr A. die bekannten Bedenken, welche von Seiten des Metrums wie des Sinnes gegen οὐρανία γὰρ ἀστραπή sich erheben, dadurch beseitigen, daß er nach der Glosse ταχεῖα schreibt θουρία, was Suidas unter andern durch πηδητικός; ταχύς erklärt: Metrum und Sinn sind dann untadlig, da θουρία — und diese Form hat Soph. auch sonst — eben die Eigenschaft des Blitzes bezeichnet, welche das πτῆξαι des Chors erregte, den μάλα μέγαν κτύπον ἄφατον, von welchem im vorigen Satze die Rede war und welcher sich hier wiederholt.

graphischen Kunde der Hüttenproducte nicht unberücksichtigt gelassen hat, bemerkt der Referent mit besonderem Vergnügen. Da Herr Hüttenmeister Kerl die früher herausgegebene Schrift über die Oberharzer Hüttenprocesse zugleich als Leitfaden bei seinen Vorträgen über Hüttenkunde benutzen wollte, so suchte er diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß er an geeigneten Stellen eine kurze Darstellung solcher Processe einschaltete, welche am Harz nicht betrieben werden. Wenn nun gleich diese Einrichtung durch den genannten Zweck gerechtfertigt erscheinen mag, so ist doch das Unbequeme und Unzureichende derselben nicht zu verkennen. Dieses scheint auch der Verf. empfunden zu haben, indem er es unternommen hat, ein Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde herauszugeben, wovon der erste Band bereits erschienen ist. Auch in der Schrift über die Hüttenprocesse am Communion-Unterharze hat der Verf. auf abweichende, an anderen Orten übliche Verfahrungsarten vergleichend und beurtheilend hingewiesen, welches gewiß zu loben ist, wiewohl manche Wiederholungen dadurch herbeigeführt sind. Daß die metallurgische Literatur nicht unberücksichtigt geblieben, gehört ebenfalls zu den Vorzügen der beiden Schriften, von deren Inhalt im Nachfolgenden eine kurze Uebersicht gegeben werden soll.

Die erste der obigen Schriften enthält im ersten Abschnitte, Vorbemerkungen. Es wird darin im Allgemeinen von den auf den Oberharzer Hütten bestehenden Zugutemachungsmethoden, namentlich von der Schliegarbeit, Bleisteinarbeit und Kupferarbeit gehandelt. In einem Anhange ist eine Zusammenstellung verschiedener, zum Verständniß der metallurgischen Processe dienender Notizen enthalten. Der zweite Abschnitt liefert

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. Stück.

Den 8. März 1855.

Clausthal

Schluß der Anzeigen: „Beschreibung der Ober-
arzer Hüttenprozesse in ihrem ganzen Umfange.
Mit Berücksichtigung anderer metallurgischer Pro-
sse im Allgemeinen von Bruno Kerl." Und:
Die Rammelsberger Hüttenprozesse am Commu-
ion-Unterharze. Theoretisch und praktisch darge-
ellt von Bruno Kerl."

Diese werden besonders veranlaßt durch die
rhüttung reicher Silbererze, in deren Begleitung
h nickel- und kobalthaltige Erze, Arsenik, Arse-
kies und Fahlerze befinden. Bleiglanz kommt
verhältnißmäßig geringerer Menge zur Verar-
itung, als auf den anderen Hütten. Die vor-
mmenden Processe zerfallen in die Blei-, Kupfer-
d Arsenikarbeiten. Die Abweichungen der er-
eren von denen der anderen Hütten bestehen
uptsächlich in der getrennten armen und rei-
en Schliegarbeit, so wie in dem mehrma-
gen Verblasen und Durchstechen der Kupferblei-
eine, um deren bedeutenden Arsen- und Antimon-

Kilns im Gebrauche sind, versuchsweise in Betrieb. Nachdem man sich von deren Zweckmäßigkeit überzeugt hatte, wurde der Muffelofen im Frühjahre 1851 abgebrochen. Die Schwefelsäuregewinnung zerfällt in folgende Hauptoperationen: 1. Gewinnung verdünnter Schwefelsäure aus den Kammern. 2. Reinigung der Schwefelsäure, wobei die Anwendung von Schwefelwasserstoff sich am vortheilhaftesten gezeigt hat, und eingeführt worden. Durch dieses Verfahren ist der Arsenikgehalt der Ocker'schen Schwefelsäure auf ein Minimum reducirt. 3. Concentration der gereinigten Säure in der Bleipfanne. 4. Concentration im Platinkessel.

7. Abschnitt. Gewinnung von Vitriolen und Alaun am Unterharze. 1. Kapitel. Gewinnung von Eisenvitriol, von Salzburger Vitriolen und von Alaun auf dem Vitriolhofe zu Goslar. 2. Kapitel. Gewinnung von Zinkvitriol zur Herzog Julius Hütte. 3. Kapitel. Gewinnung von Eisenvitriol in der Ockerschen Schwefelsäurefabrik.

8. Abschnitt. Messingfabrication zur Ocker. Die Beschreibung der trefflich eingerichteten Messinghütte und der auf derselben betriebenen Arbeiten, ist weniger vollständig und genau, als die der übrigen Werke und Fabricationszweige.

Die Uebersicht der beschriebenen Hüttenprocesse wird sehr erleichtert, durch die zweckmäßig beigefügten Stammbäume; so wie auch der Werth von beiden schätzbaren Schriften sehr erhöhet wird, durch die auf den Steindrucktafeln enthaltenen Zeichnungen der Oefen und anderer Apparate.

H.

nes ist der Vorgang, wo die Geburtsthätigkeit schlechthin eine in der Schwangerschaft entstandene Schieflage in eine Geradlage verwandelt, so daß keine Drehung um die Queraxe der Frucht eintritt, sondern das zunächst liegende Körperende einfach in den Beckeneingang geleitet wird, Steiß oder Kopf. Zu der Selbstwendung dagegen ist erforderlich, daß der vom Längendurchmesser der Gebärmutter abgewichene, von dem Muttermunde und dem Beckeneingange entfernteste Theil des Kindeskörpers auf denselben gebracht und das Kind zum größten Theil in seinem Querdurchmesser gedreht werde. Der einzuleitende Körpertheil aber ist das untere Rumpfende. Die Hauptgrundlage der Selbsteinleitung bildet die größtmöglichste Beweglichkeit des Kindeskörpers und seines in der Nähe des Beckeneingangs liegenden Theils; das Fundament der Selbstwendung dagegen besteht in der möglichsten Fixirtheit des von der Längenaxe des Uterus ausgewichenen Kindestheiles in dieser seiner für die Geburt ungeeigneten Stellung. Der Verf. räth, die Eintheilung in Selbsteinleitung und Selbstentwickelung aufzugeben, und mit Anschluß an frühere Autoren Selbstwendungen niedern und höhern Grades zu unterscheiden. Er würde folgendes Schema vorschlagen: A. Selbstwendung niedern Grades: a. auf den Kopf (beweglich oder fixirt). b. auf den Steiß (bew. oder fixirt). B. Selbstwendung höhern Grades: a. auf den Kopf (bew. od. fix.) nur im großen Becken. b. Auf den Steiß. 1. Im großen Becken (bew. od. fix.). 2. Im kleinen Becken (fixirt). 3. Im Beckenausgang (fixirt). Die zufälligen Querlagen lassen eher auf eine Selbstwendung hoffen, weil aus derselben Quelle ihre Entstehungsursache und ihre Beseitigung datirt, aus dem Uterus. — Unter

wieder seit längerer Zeit bereits in Deutschland lebt, in die Lage gekommen wäre, bei dieser Verpflanzung seines Werks auf deutschen Boden diejenigen Veränderungen vorzunehmen, zu denen ihn der jetzige Stand der Forschung auf dem Gebiet des deutschen Alterthums ohne Zweifel den Anlaß gegeben hätte. Nun darf dem deutschen Publicum allerdings ein bedeutender Theil des Inhalts dieser Bände doch nur unter Vorbehalt der Berichtigungen empfohlen werden, zu denen die gleichzeitigen oder späteren Arbeiten deutscher Gelehrten den Anlaß geben. Denn es wäre zu beklagen, wenn Irrthümer, die bei uns glücklich beseitigt sind, vielleicht wieder auf die Autorität eines bedeutenden fremden Namens hin eingeführt werden sollten. In der Beziehung ist aber besonders auf die vortrefflichen Ausführungen von K. Maurer in der zu München erscheinenden Kritischen Ueberschau zu verweisen, die man, wenn sie vollständig erschienen sind, gerne gesammelt und diesem Werke gewissermaßen als nothwendiger Anhang beigefügt sehen wird. Daß Hr Brandes sich selbst auf einzelne Bemerkungen, Bestreitungen oder Zusätze nicht eingelassen hat, kann man nur billigen. Dagegen ein allgemeines Wort über das Verhältniß dieser Darstellung zu dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und speciell der deutschen Wissenschaft, hätte man wohl in einem Vorwort des Uebersetzers erwarten mögen. Die Arbeit scheint mir sonst mit viel Liebe ausgeführt zu sein; man sieht, daß es das wirkliche Interesse für den Gegenstand ist, welches zu derselben geführt hat, und betrachtet sie gerne als Vorbereitung zu selbständiger Thätigkeit auf verwandtem Gebiete, zu denen der Herausgeber sich auch durch seinen Versuch über die Geschichte der Französi-

Die Hauptaufgabe war, den Bau und die Lebenserscheinungen der Rhizopoden zu ermitteln, ein Studium, welches erst mit Dujardin's Arbeiten vom J. 1835 seinen Anfang genommen hat. Das tiefste Interesse muß es bei jedem Physiologen erregen, auch in dem Verf. einen neuen Bürgen für die wunderbare Thatsache einer Thiersubstanz ohne bestimmten Zusammenhang zu haben. Ohne auf weiteres Detail der Beobachtung einzugehen, wiederholen wir hier nur die Angabe, welche kaum irgend einen Zweifel übrig lassen kann: die Fäden, welche von den Rhizopoden hervorgetrieben werden, sich verzweigen, zu Netzen verschmelzen, bilden in solchen Verschmelzungspunkten durch Zuströmen neuer Masse (welche man, körnig, wie sie ist, in den Fäden in steter Bewegung sieht) größere Klumpen. Bei den nackten Formen nun kann die Bewegung der Masse in den Fäden sich so lange fortsetzen, bis das eben vorhanden gewesene Thier sich ganz in diesen Klumpen ergossen hat. (Bei Amoeba porrecta beobachtet). — So umfließen gewissermaßen diese Geschöpfe ihre Nahrung, um sie dann zu verdauen. Ja der Verf. macht es wahrscheinlich, daß auch bei gewissen beschalten Formen die Verdauung außerhalb der Schale in jener „Sarcode" geschehe; denn manche Arten haben nur sehr feine Poren der Schale und schon die mikroskopische Untersuchung der Substanz des Thieres macht es wahrscheinlich, daß nur aufgelöste Stoffe in die Schale gelangen.

Unter einigen bemerkenswerthen Mittheilungen über die Schalen heben wir hervor, daß bei einer neuen Art (Polymorphium silicea) sich ein Panzer aus Kieselkörnchen und Plättchen findet. Bei der Beschreibung der Schalen finden wir als Acervulina die vom Verf. aufgefundenen Formen

Es kann nur sehr willkommen sein, von einem Fischgehirne, welches nach den ersten Mittheilungen so auffallend erschien, weitere Nachrichten und Abbildungen zu erhalten. Für Beides wurde die auf dem Titel genannte Art vorgezogen, weil von ihr (aus Sendungen des Dr Bilharz in Cairo) das meiste Material vorlag. Das auffallende Aussehen dieses Gehirnes rührt der Hauptsache nach von der gewaltigen Entwicklung einer Masse her, welche in der Ansicht von oben bei weitem den meisten Raum einnimmt, einen Theil des kleinen Hirns, namentlich den vordern, von den Seiten her verdeckt, und von den übrigen Hirntheilen nur das Vorderende sehen läßt. Ueber die Deutung dieser Theile, welche von anderer Seite her als cerebrum angesprochen wurden, führen wir die Worte des Verfs (S. 9) an: „Berücksichtigen wir, daß diese Lappen von einem mittlern Theile, der die Decke des Aquaeductus Sylvii bildet, hinten und nach innen von den Sehhügeln und vor dem kleinen Gehirn liegt, so werden wir sie kaum für etwas Anderes, als für eine enorm entwickelte Vierhügelmasse halten können.“ Worauf sich diese Entwicklung beziehe, ob auf das Gehörorgan, ob auf das elektrische? bleibe ungewiß.

Bezüglich der Nervenursprünge verspricht der Verf. weitere Mittheilungen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1855.

Leipzig

Bei C. B. Schwickert 1854. Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der dogmatischen Entwickelung von W. Bruno Lindner, Doctor der Philosophie, Doctor und außerordentlichem Professor der Theologie, Frühprediger zu St. Pauli in Leipzig, Mitgliede der historisch-theologischen und der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, der statistischen zu Berlin, der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz. Dritter Abtheilung zweite Hälfte. Geschichte der Kirche der neuesten Zeit. Nebst alphabetischem Sach- und Namenregister über das ganze Werk. 382 S. in Octav.

Das allgemeine Urtheil über die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes, welches bei der Anzeige der frühern Theile desselben ausgesprochen worden ist, gilt auch von dem letzten Theile, welcher von der ersten Periode der neuern Kirchengeschichte die innere Geschichte der Kirche und die zweite Periode, seit dem westphälischen Frieden bis auf unsere Zeit, behandelt.

Bei der Darstellung der kirchlichen Lehrdifferenzen der christlichen Confessionen und der dogmatischen Charakterisirung der Streitigkeiten innerhalb der Confessionen wird bemerkt, man habe gemeint, die schweizerische Reformation sei mehr von den Behörden und Regierungen aus, von oben nach unten gegangen, und trage deshalb mehr das Gepräge besonnener Reflexion, während die lutherische, mehr vom Volke getragen und volksthümlicher, deshalb mehr dem Gefühle und der Phantasie Rechnung trage; oder, die schweizerische sei die scharf verständige und praktische Durchführung des Schriftprincips, mehr durch biblisch-humanistische, philosophische Studien ins Leben gerufen, und ohne Schonung, in bewußt kirchenverbessernder Absichtlichkeit, habe sie in strenger Consequenz die Folgerungen gezogen; die lutherische, mehr durch das Studium der Mystiker angeregt, sei mehr von innen heraus erfolgt, und habe die äußerlich hergebrachten Anschauungen und Verhältnisse mit poetischem Gemüthe geschont, Luther sei mehr durch innern Lebenskampf zur Kirchenreinigung getrieben worden, und habe sich unbewußt und wider Willen immer weiter fortreißen lassen; oder, die schweizerische Reformation habe mehr gegen den Paganismus der papistischen Kirche protestirt, und vor allen Dingen auf Abschaffung des götzendienerischen Creaturcultus gedrungen; die lutherische habe sich mehr gegen die judaistische Werkheiligkeit gerichtet, und das Vertrauen auf menschliches Verdienst vor allen Dingen angegriffen; oder, die schweizerische habe ihren eigenthümlichen Charakter durch die Mischung romanischen und germanischen Wesens empfangen, während die lutherische rein unvermischt germanisches Gepräge trage: allen diesen Behauptungen liege eine ge-

mirten Lehre sich zuneigte. Während die reformirte Confession die Apokryphen vom Kanon ausschließt, die kanonischen Bücher aber unter sich gleich stellt, erklärt die lutherische die Apokryphen für sittlich nützlich und macht einen Unterschied unter dem alten und neuen Testamente, im letztern unter den Homologumenen und Antilegomenen. Die protestantischen Confessionen legen die h. Schrift nach den Regeln der grammatisch-historischen Exegese, nicht nach einem kirchlich festgestellten Kanon aus, erklären für dogmatisch beweiskräftig nur den Urtext, und erklären alle Christen nach dem allgemeinen Priesterthume zum Lesen der Bibel nicht nur für geschickt, sondern auch für verpflichtet. An die Lehre von der Schrift schließt sich der von den Jesuiten Leß und Hamel an der Universität zu Löwen durch die Behauptung, daß in der heil. Schrift nicht alle Worte, Wahrheiten, Sätze und Bücher unmittelbar vom h. Geiste inspirirt seien, aber durch die Tradition inspirirt würden, wodurch die Autorität der Kirche einseitig erhoben wurde, erregte Streit an. Ein allgemein kirchliches Interesse haben dagegen die Streitigkeiten über die Adiaphora, den Synkretismus und die Latitudinarier. Da keine Kirche von selbst solche Gebräuche mitmachen wird, die ihrem Wesen nicht conform sind, so kann der adiaphoristische Streit, welcher aus dem Leipziger Interim entsprang, nur ein temporäres Interesse haben. Der zehnte Artikel der Concordienformel setzte über die streitige Frage fest, daß adiaphora im statu confessionis aufhören solche zu sein, und daß in keinem Falle adiaphora aufgedrungen werden dürfen. Anders verhält es sich dagegen mit den Streitigkeiten über den Synkretismus und die Latitudinarier.

(Fortsetzung folgt).

zur Stunde noch nicht zur Entwickelung gekommen ist, aber doch dazu endlich kommen muß, wenn wir anders einmal ein positives Kirchenthum kriegen sollen. Die sogenannten Latitudinarier waren freilich von Indifferentismus gegen die 39 Artikel der anglicanischen Kirche nicht frei, aber daß sie die englische Kirche und Nation von dem innern Zwiespalte befreien wollten, ist ein in unserer Zeit noch ebenso wichtiges Bestreben, als in der ihrigen.

In der Theologie wird als eine Abweichung der reformirten Confession von den übrigen angegeben, daß sie durch den absoluten Willen Gottes Alles, selbst das Böse wirken läßt; es mußte aber eigentlich die tiefer liegende Frage aufgeworfen werden, ob die reformirte Kirche den wahren, persönlichen oder dreieinigen Gott habe, da Calvin den Ausdruck der Trinität vermied, und die reformirten Symbole dieses Dogma wohl auf das apostolische Symbol, aber nicht auf das nicänisch-constantinopolitanische gründen. Ueber die kirchliche Seite der Theologie wird gesagt, daß die römische Confession, weil ihr die Tiefe der Sündhaftigkeit geringer erscheint, eine Verehrung der Creatur zuläßt, nämlich der Heiligen und der Jungfrau Maria, sowie ihrer Bilder und Reliquien; die reformirte Kirche nur ein Ehren der Heiligen gestattet, ein Verehren aber entschieden verwirft, keine Bilder in ihren Kirchen duldet, Christi menschliche Natur keiner Anbetung würdigt, und die Maria keine Gottesgebärerin nennt; die lutherische Kirche endlich zu Ehren der Heiligen kirchliche Feste begeht, ihre Bilder in den Kirchen zur Belebung unserer Andacht aufstellt, Christum als den leiblich erschienenen Logos anbetet, die Maria Gottesgebärerin nennt, und ihre

ausgehen, einseitig auf eine Natur zurückgeführt werden kann, sondern Christus nach beiden in jedem Momente Erlöser ist. Christi Verdienst ist hinreichend für unsere Uebertretung genugzuthun; jedoch wird von den Reformirten dasselbe nach dem divinum decretum absolutum, dessen executio das Werk Christi ist, bloß auf die Erwählten bezogen. Die reformirte Dogmatik bezieht den status exinanitionis auf den Logos und den Gottmenschen, indem der Logos Fleisch ward und das Gesetz erfüllte, und der Gottmensch Knechtsgestalt annahm. Die lutherischen Theologen beziehen den status exinanitionis und exaltationis auf die menschliche Natur und verstehen den erstern, insofern sich Christus nach seiner menschlichen Natur des steten Gebrauchs seiner Gottheit enthielt und Gehorsam leistete. Den descensus ad inferos rechnet die reformirte Lehre zum status exinanitionis, und versteht darunter entweder den Tod Christi oder sein Seelenleiden der Höllenangst für uns. Nach der lutherischen Lehre gehört die Höllenfahrt zum status exaltationis, und Christus ist nach seiner menschlichen Natur in die Hölle gefahren, um das Reich des Satan zu zerstören. Nach der römischen Lehre ist er seiner menschlichen Natur nach zur Hölle gefahren, um die alttestamentlichen Frommen aus dem limbus patrum zu befreien. Die Christologie ist der Punkt, worüber unter den Confessionen die größte Unklarheit herrscht, und es wäre deshalb am rechten Orte gewesen, einige leitende Ideen über den Gottmenschen im Stande der Erniedrigung, insofern er das sittliche Ideal des Menschen verwirklichen und das genugsame Opfer für die göttliche Gerechtigkeit darbringen mußte, und über den Gottmenschen im Stande seiner Erhöhung, insofern er

wahrhalten der göttlichen Offenbarung, ist Anfang und Wurzel der Rechtfertigung oder Gerechtmachung, die sich in der Liebe, wodurch der Glaube fides formata wird, vollendet. Jetzt ist der Sünder im Stande, die ihm von der Kirche vorgeschriebene Genugthuung zu leisten. Der Gerechtfertigte kann aber auch mehr thun als das Gesetz verlangt, opera supererogationis vollbringen, die neben dem Verdienste Christi von der Kirche als genugthuend angesehen und gebraucht werden. Beide protestantische Confessionen stimmen über den Urstand des Menschen überein, indem sie zwischen göttlicher Ebenbildlichkeit und Gottähnlichkeit im Menschen keinen Unterschied setzen, daß aber in der Lehre von der Erbsünde Calvin mit Luther in den Hauptpunkten übereinstimme ist nicht gegründet. Calvin bleibt sich zwar nicht gleich, aber folgerechterweise hat er eine Vernichtung des göttlichen Ebenbildes durch die Erbsünde angenommen. Die Lehre Zwingli's von der Erbsünde als einem Bresten, einer Krankheit der Seele, ist nicht kirchlich geworden. Darnach faßte die reformirte Confession den Zustand der menschlichen Unfreiheit nicht in der Hauptsache mit der lutherischen einverstanden auf, wenn auch einzelne Bekenntnisse unfolgerechterweise mehr oder weniger der lutherischen Auffassung sich zuwandten. Nach der reformirten Confession weckt die Gnade nicht die neuen geistigen Kräfte im Menschen, sondern Gott schafft dieselben. Gott sieht das Handeln der Menschen nicht nur voraus, er bestimmt es, er wirkt es, nicht nur im Allgemeinen, sondern im Speciellsten. Vermöge eines ganz freien, aus Gottes Wohlgefallen und Willkür hervorgegangenen, seine Mittelursachen selbst setzenden, aber an sich nicht gebundenen Rathschlusses sind Einige zur ewigen

Sehkeit prädestinirt (decretum electionis), Andere um ewigen Verderben (decretum reprobationi bestimmt. Gott will die Verdammniß der Bösen aber eben nur so, wie er das Böse selbst will, nämlich weil es ohne reprobati keine electi geben würde, und weil ohne Verdammniß eine manifestatio justitiae unmöglich wäre, folglich sich Gott nicht in der ganzen Fülle seines Wesens verherrlichen könnte. Nach den Supralapsariern hat Gott die Menschheit auch zum Sündenfalle, nach den Infralapsariern nur die Verworfenen unter Voraussetzung des Sündenfalles zur Verdammniß bestimmt. Den wahren lebendigen Glauben haben nur die Prädestinirten, die ihn auch nicht wieder verlieren können. Die Gnade wird nur den Erwählten wirksam mitgetheilt und wirkt bei denselben unwiderstehlich; den Verworfenen aber wird sie höchstens in der vocatio generalis unwirksam angeboten, nie aber wirklich ertheilt. Nach Luther das göttliche Ebenbild der menschlichen Natur anerschaffen, und hätte sich mit der Natur fortgepflanzt. Der Mensch befand sich gleichsam in einer innocentia puerilis und wäre bei normaler Entwickelung zu einer innocentia virilis gelangt, zu einer solchen, wie sie die Engel haben, zu einer ußten. Die Erbsünde ist selbst wesentliche Sünde, ein Gift, das die ganze Natur vergiftet, in unser Fleisch gepflanzt und gesenkt. Dieselbe hat ihren Sitz grade in dem höhern geistigen Wesen des Menschen, Verstand, Wille und Gewissen sind vor zerrüttet; ihr eigentliches Wesen ist der Unglaube. Die lutherischen Symbole erklären die Erbsünde für eine wesentliche Corruption, eine vitiosa qualitas, eine wirkliche Schuld. Die Concupiscenz, die auch nach der Taufe bleibt, ist etwas an sich Sündliches und Verdamm-

liches, eine rechte Sündenwurzel, wenn sie auch aus Gnaden dem Wiedergebornen nicht mehr als Schuld angerechnet wird. Bei seiner Bekehrung verhält sich der Mensch rein passiv oder receptiv; das Einzige, was er thun kann, ist, daß er der Gnade nicht, wie er es kraft seines freien Willens könnte, widerstrebt und entgegenarbeitet, sondern sich bekehren läßt. Der göttliche Rathschluß ist nicht decretum absolutum, sondern ordinatum et respectivum; nicht willkürlich rettet Gott eine Anzahl electi, und schließt Andere vom Heile aus, sondern mit Rücksicht auf ihr Verhalten, welches er vermöge seiner Präscienz voraus weiß. Der letzte Grund des Bösen ist der Teufel und der freie Wille des Menschen. Die römische Confession spricht von einem göttlichen Voraussehen menschlichen Verdienstes statt menschlicher Empfänglichkeit. Im Streite mit den Jansenisten verwarf die römische Kirche in der Constitution Unigenitus die Prädestination. Nach lutherischer Lehre ist der zuversichtliche Glaube das einzige Mittel, wodurch der Mensch die Erlösung und das Verdienst Christi sich aneignen kann. Diesen Glauben kann er auch wieder verlieren. Dadurch, daß Christus Gottes Gesetz vollkommen erfüllt (obedientia activa), und daß er durch seinen Tod unsere Sünde gesühnt hat (obedientia passiva), ist er der vollkommen Gerechte, und seine Gerechtigkeit wird dem Glaubenden durch Gottes Gnade als eigene Gerechtigkeit zugerechnet, indem Gott uns um des Verdienstes Christi willen unsere Sünden vergibt und uns für gerecht erklärt. Der Gerechtfertigte thut aus freier Liebe und innerm Drange gute Werke, doch haben diese auf die bereits durch einen göttlichen Gnadenact vollzogene Rechtfertigung keinen Einfluß, sondern sie folgen

die Gnade des h. Geistes zum Glauben bekehren würden. Seine Anhänger überreichten seine Lehre in einer sogenannten Remonstranz von 5 Artikeln den holländischen Ständen; dieselbe ward aber auf der Dortrechter Synode 1618 verdammt. Nach Moses Amyraud ertheilt Gott vermöge seines Decretum universale et hypotheticum durch seine Gnade Allen die Kraft zu glauben, aber das Wollen nur den Erwählten, Christi Opfer ist daher überschüssig genug für Alle, aber nur für die Erwählten bestimmt und kräftig, welche Lehre die Provincialsynoden zu Alençon 1637 und zu Charenton 1644 für mit der Orthodoxie vereinbar erklärten. Die Antinomisten Agricola, Amsdorf, Poach, Otto, Prediger zu Nordhausen, verwarfen den Gebrauch des Gesetzes beim Anfange und bei dem weitern Fortgange der Wiedergeburt, wollten also die Sittenlehre vernichten, wogegen die Concordienformel Art. VI. de tertio usu legis das Gesetz für eine Norm, einen Wegweiser, einen Spiegel für den Wiedergebornen erklärt. Nach Andreas Osiander, Professor der Theologie zu Königsberg, ist Christus Gott und Mensch von Ewigkeit und Christus mußte, auch abgesehen von der Sünde, Mensch werden. Christus ist nicht nach seiner menschlichen Natur unsere Gerechtigkeit, sondern nach seiner göttlichen; die menschliche ist nur die Vermittelung für den Glauben, durch welchen wir seine göttliche Gerechtigkeit finden und uns aneignen. Die Gottheit Christi theilt ihre wesentliche Gerechtigkeit seiner Menschheit mit; durch diese ist er unser Haupt, wir seine Glieder, und so strömt durch ihre Vermittlung seine göttliche Gerechtigkeit in uns über. Unsere Rechtfertigung ist lediglich ein Werk der göttlichen Allmacht und Gnade, wie die Schöpfung. Sein College Franz

Stancarus, Sabellianer, leugnete die Menschwerdung des Sohnes als Person, hielt dieselbe vielmehr für ein dynamisches Verhältniß der ganzen Trinität zu der Menschheit Jesu, und gerieth im Streite gegen Osiander auf die Ansicht, Christus sei nur nach seiner menschlichen Natur unser Mittler. Die Darstellung der Lehre des Stancarus leidet an Unklarheit. Der Osiandrismus und Stancarismus wurden im dritten Artikel der Concordienformel verworfen. Der Wittenberger Professor der Theologie Major behauptete die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, Amsdorf ihre Schädlichkeit; Beides verwarf die Concordienformel und erklärte dieselben für nothwendige Früchte des rechtfertigenden Glaubens. Melanchthon hatte seit 1535 die reine Passivität des freien Willens aufgegeben, und demselben eine **facultas assentiendi verbo dei, se applicandi ad gratiam** zugeschrieben. Die melanchthonische Schule lehrte darauf, der freie Wille wirke bei der Bekehrung mit (*συνεργεῖ*), indem er sich zwar mehr passiv als activ verhalte, aber doch nicht **mere passive**. Dagegen erhob sich Flacius, erklärte die Erbsünde für die Substanz des Menschen, das göttliche Ebenbild in ihm in die **vera et viva imago diaboli** umgewandelt, und die Einwirkung der Gnade auf ihn wie auf einen Stein oder Klotz. Die Concordienformel verwarf die flacianische Irrlehre, aber den melanchthonischen Synergismus ebenfalls, und erklärte den freien Willen für eine passive Empfänglichkeit, welche durch die Gnade zum Guten hingewendet werde. Sie fügt zwar hinzu, daß, sobald der Geist das Herz wirksam ergriffen habe, die Passivität des Empfanges in die Activität der Synergie übergehe, allein sie vergleicht doch den Menschen mit einem Steine

sich enthalte, und ihn wesentlich in das Brot herabtrage. Melanchthon lehrte dagegen eine leibliche und geistige oder persönliche Gegenwart Christi, hob hauptsächlich die lebendige Gemeinschaft Christi mit der unsichtbaren Kirche hervor, und drang auf einfältigen Glauben an die Wahrheit der Einsetzungsworte, ohne sich auf metaphysische Speculation über die Leiblichkeit des Gottmenschen einzulassen. Wie in der Lehre vom freien Willen, so hat auch in der Lehre vom Abendmahle neben der Augustana invariata die variata ihren guten Grund. — In der Lehre von den letzten Dingen verwerfen die protestantischen Confessionen die römische Lehre von einem Fegfeuer, insofern mit Recht, als diese Lehre von der Priesterschaft zur Beeinträchtigung der Seligkeit unter Vermittlung der Genugthuung Christi gemißbraucht wurde; aber eine sittliche Läuterung muß doch auch, bei der Genugthuung Christi, jenseits Statt finden, indem doch die sittlich-Unreinen nicht unter dem Deckmantel Christi in den Himmel eingehen können. So haben wir die wesentlichen Differenzpunkte der Confessionen vom kirchlichen Standpunkte aus durchgegangen und gesehen, daß das Lutherthum zwischen der römischen und reformirten Confession vermittelnd inne steht, worin, falls es in eine deutsche Theologie umgewandelt wird, eine wichtige kirchliche Aufgabe desselben ausgesprochen liegt. Recens. wird von derselben in dem dritten Theile der Geschichte des Protestantismus, welcher ehestens ans Licht treten wird, ausführlicher handeln.

Bei der dogmatischen Darstellung der Unionsversuche sowohl zwischen den Protestanten und Papisten, als auch zwischen den Reformirten und Lutheranern wird von den Unionsversuchen, die aus Politik entsprangen, und nur für ihre Zeit

widrig, was unter ihrem Einflusse auch die Arminianer thun; die Anabaptisten, oder die spätern Menoniten verwerfen das kirchliche, aber auch das obrigkeitliche Amt, zugleich auch die Kindertaufe; Karlstadt, Franck schreiben die Umbildung des Menschen nicht dem in der Schrift verfaßten und an den Buchstaben gebundenen Worte, sondern der Wirkung des allmächtigen ewigen Wortes Gottes mittelst der Erfüllung des Menschengeistes durch den göttlichen Geist zu; David Joris, Caspar Schwenkfeld, Valentin Weigel, Jacob Böhme lassen den verklärten Christus mittelst des heiligen Geistes in die Gläubigen übergehen und in ihnen wohnen, wodurch sie christificirt oder vergottet werden. Neben dem geschichtlichen Christus verwerfen diese Mystiker auch die Trinität, die kirchlichen Sacramente, das Schriftwort. Bei dem gegenwärtigen Bestreben der Protestanten, ein positives Kirchenthum herzustellen, muß bei der Behandlung der Secten um so mehr von ihrer Stellung zum Positiven ausgegangen werden, als die verschiedenen Richtungen des Sectengeistes: Bestreitung der Kirchenlehre und des Kirchenamtes, Auslegung der Schrift nach dem absoluten Geiste, Leugnung des historischen Christus, in der neuesten Zeit wieder aufgetaucht sind und zur Bildung neuer Secten Veranlassung gegeben haben.

Die zweite Periode der neuern Kirchengeschichte, vom westphälischen Frieden bis auf unsere Zeit, handelt zunächst von der äußern Geschichte der lutherischen, reformirten, römisch-papistischen und griechischen Confession, womit die Geschichte der Unionen verbunden wird. Besonders sind dabei die statistischen Angaben mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gegeben worden; zu einer nähern Beurtheilung beschränken wir uns jedoch auf

serer Zeit gemäß erklärt hat, sich dahin ausgesprochen, daß eine wahre Union nur in dem Falle vollzogen wird, wenn die Parteien in einem neuen Lebenselemente sich einigen, dessen Lebensprincip die verschiedenen Richtungen durchdringt, sie reinigt, veredelt und zu einem lebenskräftigen Gesammtorganismus verbindet, und daß demzufolge eine solche Union nicht das Werk menschlicher Willkür sein kann, sondern daß sie ein Werk Gottes ist, und in der geschichtlichen Entwickelung der Kirche begründet sein muß. Die Union ging nicht aus Rationalismus, Indifferentismus gegen Religion und Kirche, sondern aus dem alten deutschen Brudersinne, welcher bei gemeinsamer Noth und Bedrängniß wieder erwacht war, und die Trennung der Gemüther in den heiligsten Angelegenheiten des Lebens nicht länger zu ertragen vermochte, hervor, und ein Schleiermacher, welcher die Religionswissenschaft zu einem organischen Ganzen umschuf und sie dadurch für Weckung und Belebung der kirchlichen Gemeinschaft praktisch machte, ein Neander, welcher auf allen Blättern seiner Kirchengeschichte die Wahrheit verkündigte, daß nicht die dogmatische Formel, sondern der Geist Gottes der Lebensodem der Kirche sei, haben sich um Religion und Vaterland unsterblich verdient gemacht. Mag sich dem Werke Gottes Menschliches beigemischt haben und beimischen, die Union geht ihren Gang fort, und wird uns eine deutsche evangelische Kirche und am Ende noch etwas Größeres und Herrlicheres bringen.

Die innere Geschichte der Kirche seit dem westphälischen Frieden bis auf unsere Zeit handelt zuerst von der Geschichte der Philosophie und der Entwickelung der Theologie innerhalb der christlichen Confessionen. Was über die Philosophie ge-

nisse gegenüber eine solche Macht gewonnen, daß sich eine Abweisung und Beseitigung ihrer Anforderungen gar nicht denken läßt, im Gegentheile eine solche zu einer für das kirchliche Leben höchst nachtheiligen Reaction führen muß. Verf. setzt zwischen der Philosophie und den christlichen Dogmen, wenn sich dieselbe auch in christliche Formeln kleide, einen wesentlichen Unterschied, und der entschiedene Confessionalismus, wo die gläubige Wissenschaft allein das Wort führt, ist ihm die tiefere und gehaltvollere Theologie, welche in der Entwickelung der neuern Zeit unstreitig eine Macht geworden sei, und welche am Ende alle ihre Gegner aus dem Felde schlagen werde. Weiter sagt er, neuerdings habe fast in allen protestantischen Staaten die politische Gesetzgebung sich der kirchlichen Zucht wieder angenommen und wenigstens zu erhalten gesucht was zu erhalten war, was noch bestand, und es sei gewiß zu hoffen, daß auf diesem Wege mit Besonnenheit fortgefahren werde. Die jüngste Erfahrung hat aber sattsam erwiesen, wohin eine einseitige confessionelle Theologie mit der Staatsgewalt im Bunde führt. Wir haben positive Verhältnisse nöthig, die aus dem innern Leben frei sich gestalten, und solche kann uns allein eine mit der Wissenschaft Hand in Hand gehende Theologie geben. Wenn nur die Theologen die tiefer gehenden Bestrebungen der Wissenschaft sich klar machen, so stellt sich der Nutzen derselben für Religion und Kirche unzweideutig heraus. Der Stifter der neuern Religionswissenschaft, Johann Salomo Semler, wird als Urheber der Neologie bezeichnet, nicht als ob er ein reformatorisches Genie von selbstschaffender Kraft gewesen wäre, sondern weil er mit ungeheuerm Fleiße die Resultate der Vorarbeiten sam-

Constantinopel und nicht den Synod von Petersburg als ihre legitime Regierung anerkennen, sind bei der Verfassung der russischen Kirche abzuhandeln. Unter die Secten, welche das Kirchenamt verwerfen, gehören die Herrnhuter, welche bis zum christlichen Communismus fortschreiten und weder die Gemeinde, noch die Familie wollen, die Baptisten, die neben dem Kirchenamte auch die Kindertaufe verwerfen, die Theophilanthropen, Plymouthbrüder, Deutschkatholiken. Die Stände überhaupt erklären für aufgehoben die Mormonen, Socialisten, St. Simonisten. Unter die Secten, welche das Schriftwort gering schätzen, gehören die Quäker, welche eine innere Erleuchtung, das innere Licht, das innere Wort, als das einzige Mittel zur Seligkeit darstellen, die Southcotianer, deren Leiter Propheten sind, und in Gesichten göttliche Offenbarungen empfangen, die Irvingianer, welche von der Geistestaufe die Erneuerung der apostolischen Charismen erwarten. Unter die Secten endlich, welche den geschichtlichen Christus verwerfen, gehören die Swedenborgianer, nach denen Christus die Sünde nicht durch seinen Tod getilgt hat, sondern sie in jedem Einzelnen durch sein Innewohnen tilgt.

Bei der Geschichte des Missionswesens wird über den Streit, ob eine Missionsgesellschaft einen confessionellen oder nicht confessionellen Charakter haben solle, bemerkt, daß der Streit darüber noch im Gange sei, wenngleich die Einsicht von der Nothwendigkeit confessionellen Wirkens immer mehr um sich greife; wir müssen jedoch der andern Partei Recht geben, indem die Missionäre, als Nachfolger der Apostel, gleich diesen den Heiden die reinen geschichtlichen Thatsachen des Evange-

liums ohne confessionelle Färbung zu verkündigen verbunden sind. Holzhausen.

Breslau

Ferd. Hirt's Buchhandlung 1854. Ueber Pseudacormus oder den scheinbar rumpflosen Kopf. Ein Glückwunsch dem Geheimenrath Prof. Fr. Tiedemann dargebracht von Dr. H. C. L. Barkow, Med.rathe, ord. Prof. ꝛc. zu Breslau. 35 S. in groß Quart. Mit einer Tafel Abbild.

Das am 10ten März 1854 gefeierte Doctorjubiläum des berühmten Heidelberger Lehrers gab dem Verf. Gelegenheit, mit vorstehender Schrift vorzutreten: die Widmung ist eine um so sinnigere, da sich vor längeren Jahren der Jubelgreis mit dem kopflosen Rumpfe beschäftigte und diesem seine wissenschaftliche Bedeutung sicherte. Das beschriebene Präparat ward im Jahre 1853 von einer 20 Jahr alten abortirenden Primipara geboren. Die Geburt war schnell beendigt, ohne daß die Eihäute einrissen, welche jedoch alsbald geöffnet, eine Zwillingsgeburt zu erkennen gaben, welche vom Geburtshelfer Dr Köhler dem Verf. zugesendet wurde. Dieser fand einen Fötus, im Innern des Sackes der Eihäute aber einen zweiten Kopf, welcher durch eine kurze besondere Nabelschnur mit den Eihäuten verbunden war. Der größere Fötus ist einen Fuß lang, männl. Geschlechts, abgemagert und welk. Von der Insertion der großen Nabelschnur an der Placenta 2 Zoll entfernt über dem Rande der Placenta erhebt sich das Amnion nach dem rudimentären Halse des accessorischen Kopfes und bildet den äußern Ueberzug einer kleinen Nabelschnur, welche zu dem untern Ende des kleinen Halses hingeht.

An der linken Seite des Kopfes befindet sich eine warzenförmige Erhabenheit, die rudimentäre Andeutung einer obern Extremität. Die genaue anatomische Untersuchung des Verfs hat aber nachgewiesen, daß der Rumpf nur scheinbar fehlt. Zwischen Chorion und Amnion liegt auf dem Theil der Placenta, welcher an den Rand grenzt, über dem sich die Nabelschnur des accessorischen Kopfes erhebt, eine kleine dreieckige Höhle, deren Basis der Insertion der größeren Nabelschnur zugekehrt ist, deren Spitze sich in die kleine Nabelschnur fortsetzt. Diese kleine Höhle ist in ihrem Inneren von einer besonderen, selbständigen serösen Haut (Peritonäum) umkleidet, welche an der einen Seite mit dem Amnion sehr fest, an der anderen durch lockeres Zellgewebe mit dem Chorion verbunden ist. Ihre innere Fläche begrenzt eine kleine Bauchhöhle; sie enthält ein Darmrohr, Magenerweiterung, Dünn- und Dickdarm. Das Rumpfskelet des accessorischen Kopfes hat Rudimente der Wirbelsäule, und zwei Rippen, nämlich den obersten der rechten und der linken Seite. Unter dem Zungenbeine liegt ein häutiger Sack, der durch einen theils aus Muskelfasern, theils aus Bindegewebe bestehenden Strang mit der hintern Wand des Schlundkopfes in Verbindung steht. Er ist in seinem Innern von einer Schleimhaut umkleidet, und am nächsten liegt es, ihn als einen in der Entwickelung gehemmten Lungensack, den Strang als eine Andeutung einer Luftröhre, den warzenförmigen in den Pharynx hineinragenden Vorsprung als Andeutung eines Kehlkopfs zu betrachten. Daß der Lungensack mit seinem oberen abgerundeten Ende unter dem Zungenbeine liegt, die strangförmige Andeutung der Luftröhre und der rudimentäre Kehlkopf ab-

wärts gerichtet sind, darf bei einer solchen Verkümmerung des Rumpfes und regelwidrigen Lage der Theile überhaupt nicht befremden. Liegt doch die ganze Bauchhöhle mit dem Magen, Dünn- und Dickdarm außerhalb des rudimentären Rumpfes, und die Schilddrüse unter dem Theile der Haut, wo äußerlich das Rudiment der oberen Extremität sichtbar wird. Den Zusammenhang zwischen den Gefäßen des Einzelnkopfes und des andern Fötus hat der Verf. vollständig nachgewiesen: es fehlte eine **Placenta secundaria** als Vermittlerin der Gefäßverbindung und es fehlte dem Einzelnkopfe das Herz. Wie höchst selten die beschriebene Mißbildung ist, geht daraus hervor, daß der Verf. nur zwei ähnliche Fälle nennen konnte. Rudolphi anatomirte nämlich zuerst einen rumpflosen Kopf und beschrieb denselben in den Abhandlungen der k. Akad. d. W. zu Berlin. Er hatte aber das Präparat erst erhalten, nachdem der Kopf aus der Verbindung mit den Eitheilen gelös't war, und es wurde nicht mit voller Bestimmtheit ermittelt, wie der Zusammenhang zwischen ihnen gewesen sei. (Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß dieser von Rudolphi näher beschriebene Fall in Hufeland's Journ. Bd 42. 1816. 4. St. S. 121 zuerst bekannt gemacht und abgebildet wurde). Von einem früher von Conr. Lycosthenes **Chronicon prodigiorum etc. Bas. 1557. fol.** S. 542 kurz beschriebenen Falle der Art fehlt die Anatomie ganz. Beide Fälle stimmen aber darin mit einander überein, daß ein einzelner Kopf, von dessen rudimentärem Halse sich eine häutige Ausbreitung in der Richtung gegen die Eitheile hin erstreckte, mit Zwillingen geboren wurden. Es waren also Drillingsgeburten gewesen. (Diesen Fällen hätte der

Verf. noch einen anreihen können, der freilich in anatomischer Beziehung nicht genau untersucht wurde. Er ist in der med.-preuß. Vereinszeitung 3. Jahrg. 1854. Nr. 11. S. 50 erzählt, und aus dem Generalbericht des rhein. Med. Collegiums 1831 entnommen. Nach der Geburt eines todten Kindes dauerten die Wehen fort, und es ward nach ein paar Tagen noch ein blutiger, fester, ziemlich runder Klumpen von der Größe eines ausgetragenen Kindeskopfes ausgestoßen, welcher als ein degenerirter Kopf eines zweiten Kindes erkannt wurde. Er sah blauroth, fleischig schwammig aus und verbreitete keinen Fäulnißgeruch. Die Schädelhaube war von ihrer knöchernen Grundlage gelöst und über den untern Theil des Kopfes, das Gesicht und das Hinterhaupt abgestreift: unter diesen Theilen waren aber die Rudimente der Schädel- und Gesichtsknochen deutlich zu erkennen. Am Kopfe saß der Hals, aber gleich dem Kopfe in eine blutige Fleischmasse ohne Haut verwandelt. Von den übrigen Körpertheilen des Kindes, dem dieser Kopf angehört hatte, war nichts aufzufinden, auch nichts der Art abgegangen). Die Resultate, welche unser Verf. aus seiner sehr genauen Untersuchung zieht, sind folgende: 1. Der Kopf bildet den vorzugsweise entwickelten Theil des Körpers, obwohl partieller Mangel bedingt durch ursprünglich unvollständige Ausbildung oder hinzugetretene Krankheit an ihm vorkommen kann. 2. Die Cutis ist normal, wenn sie nicht partiell in ihrer Entwickelung gehemmt erscheint. 3. Abgesehen von partiellem Mangel sind die Kopfknochen im Wesentlichen entwickelt. 4. Der Rumpf fehlt nur scheinbar. Eine rudimentäre Anlage der Wirbelsäule und der Rippen ist vorhanden. 5. Die Muskeln, namentlich auch die des Rumpfes

fehlen nicht ganz, sind aber wenig gesondert und lassen sich nur theilweise nach ihren Ansatzpunkten und ihrer Lage auf die im normalen Zustande vorkommenden zurückführen. 6. Die Sinnesorgane, Augen, Ohr, Nase, Mund mit der Zunge und ein mehr oder weniger ausgebildeter, größtentheils in einem besondern Bauchfell außerhalb des Rumpfes liegender Tractus cibarius sind vorhanden. 7. Gehirn, Rückenmark und Nerven sind theilweise entwickelt. 8. Das Herz fehlt gänzlich. 9. Der Pseudacormus liegt mit einem Zwillings- oder Drillings-Fötus in einer gemeinschaftlichen Eihöhle, von einem gemeinschaftlichen Amnion und Chorion eingeschlossen. 10. Dem Pseudacormus fehlt ein besonderer Placentar-Blutlauf, wenn auch die zu ihm gehenden Blutgefäße aus der Placenta zu entspringen scheinen. 11. Er wird ernährt durch einen Ast der Nabelarterie seines Zwillings oder Drillings, der entweder aus dessen Nabelschnur oder Placenta hervorgeht, sich in die Aorta des Pseudacormus fortsetzt, die sich nach oben in dessen Carotis communis dextra et sinistra spaltet. 12. Die Venae jugulares internae des Pseudacormus vereinigen sich zur Vena cava superior, deren Fortsetzung als vena cava inferior in die Vena omphalo-meseraica des Zwillings oder Drillings übergeht. Diese Vene verschwindet nicht, obgleich die Nabelblase und Nabelgekröse-Arterie untergegangen sind, sondern führt das vom Pseudacormus zurückfließende Blut direct in die Pfortader des größeren Fötus. 13. Der Pseudacormus, obgleich vorzugsweise Kopf, enthält ein mehr kohlenstoffhaltiges Blut als der Kopf eines normalen Fötus. Es gleicht dem Blute, welches im normalen Fötus der untern Körperhälfte zugeführt wird. Der mit dem Pseudac. verbundene Zwil-

tersburger medicin. chir. Akademie überreichte Gabe. Von den darin enthaltenen anatomischen Notizen läßt sich ein Auszug nicht wohl geben, auch kaum etwas Einzelnes als besonders bedeutend hervorheben. Einen Schluß auf das Interesse eines Theiles dieser Notizen kann man daraus machen, daß Verf. gleich anfangs, in Harmonie mit dem Titel, erklärt, er erkenne mehrere normale Menschenschädel an, nenne normal, was schon bei einer kleinen Anzahl von Exemplaren; z. B. zwölf Schädeln, mehrfach sich wiederhole. Es brauchen also die Befunde bei weitem nicht vorwiegend häufig zu sein, um normal zu heißen. Es ist sehr natürlich, nach einem solchen Principe die Aufzählung einer Menge kleiner Thatsachen zu finden, von welchen gewöhnliche Lehrbücher nur sehr ausnahmsweise, meistentheils nur Sammelwerke ausgedehntester Art Notiz nehmen können. Dieses Material ist großentheils auf eine ganz schlichte Weise angeordnet, indem alle die einzelnen Knochen des Schädels einzeln aufgezählt und besprochen werden. Wünschen möchten wir, diese einfache Anordnung hätte dem Vf. durchaus genügt. Derselbe hat aber geglaubt, für einen Theil der anatomischen Thatsachen noch besonders zusammenhaltende Gesichtspunkte aufstellen zu sollen und ist darin wenig glücklich gewesen. Um dieses Urtheil zu begründen, führen wir nur Folgendes an. S. 2 beginnt die Auseinandersetzung der „allgemeinen Resultate“ mit dem Satze: „1) Das Assimilationsgesetz (lex assimilationis ex juxtapositione) d. h.“ „Benachbarte Knochen zeigen in ihrer Verbindungsgegend den nämlichen Charakter.“ „Dieser Charakter wird durch den Hauptzweck gegeben, zu dem sie sich verbinden.“ Nehmen wir den zweiten und dritten Satz für sich, so sagen sie auf ganz einfache Weise eine einfache Wahrheit: so weit Knochen ein und demselben Zwecke

dienen, sind sie einander ähnlich, z. B. alle Schädelknochen den Scheitelbeinen, so weit ihre Function gleich einfach ist, als die der Scheitelbeine; das Gaumenbein dem Gaumenfortsatze des Oberkieferbeines, so weit es selbst den Gaumen mitbildet. Diese ähnliche Beschaffenheit wird auch besonders da hervortreten, wo die Knochen einander berühren; sie müssen ja doch an einander passen. Darin aber den Ausdruck eines Assimilationsgesetzes sehen zu wollen, ist recht ungeschickt. — Ferner erwähnt Vf. einige Löcher, welche er im Knochen (z. B. der Concha infima) gefunden habe und stellt den Satz auf: „Jeder Knochen im Schädel besitzt einen Canal oder steht in Beziehung zu einem solchen.“ An diesen Satz glaubt dann aber der Vf. in dem Sinne, daß er bei Gelegenheit der Nasenbeine die Frage aufwirft, welcher der Canäle oder Löcher dieser Knochen wohl der „charakteristische“ für sie sei? Nach welchen Motiven eine solche Frage beantwortet werden könne, darüber erfahren wir jedoch nichts. Derselbe Satz veranlaßt den Vf. in Beziehung auf Hammer und Ambos, welche doch weder Loch noch Canal haben, darauf hinzuweisen, daß zwischen ihnen die chorda tympani verlaufe! — Nachdem dann drittens der Satz aufgestellt ist, daß alle die Löcher ursprünglich Spalten seien, kommen wir zu der vierten Thesis: daß alle Knochen sich untereinander wenigstens mit zwei Fortsätzen verbinden. Wenn man sieht, wie Vf. gleich anfangs als Beleg hiefür die Nasenbeine anführt, so wird man sich beruhigt finden, daß auch die andern Knochen ihm keine Schwierigkeiten darbieten werden. — Diese Thesen, an die Spitze gestellt, wie sie sich finden, können nur Vorurtheil gegen das Folgende erregen. Wir möchten wünschen, der Hr Vf. hätte für seine ganze Darstellung lieber die allertrockenste Registerform vorgezogen. — Am Schlusse folgen u. a. einige Wägungen von Kopfknochen und Zähnen. Die lithographischen Tafeln sind ganz gut.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 19. März 1855.

Göttingen

Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag 1854. Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von Georg Schambach und Wilhelm Müller. XXIV und 426 S. in Octav.

Obgleich diese Sammlung, wie bereits in der Vorrede ausgesprochen ist, keiner besondern Rechtfertigung vor dem wissenschaftlichen Publicum bedarf, so gibt es doch immer noch Viele, welche nicht begreifen, weshalb man in der neuesten Zeit die Ueberlieferungen unseres Volkes mit so großem Eifer hervorsucht und durch den Druck bekannt macht. Es wird daher zur richtigen Würdigung des Werkes dienen, wenn wir uns über den wissenschaftlichen Zweck der deutschen Sagensammlungen überhaupt einige allgemeine Bemerkungen erlauben. Sie werden um so weniger für überflüssig gelten können, da selbst unter den Sammlern und Bearbeitern der Sagen Einige sich dar-

sche Dichtung gebracht hat: in der ältern Zeit berichtete der Dichter nur die Sage, an deren Wahrheit er selbst glaubte; er konnte sie unbewußt mit individuellen Zügen bereichern und so weiter bilden, erfand sie aber nicht.

Von der großen Fülle von Sagen, welche in der alten Zeit bei den Deutschen und andern Völkern vorhanden waren und von der bedeutenden Stelle, welche sie in dem geistigen Leben der Nationen einnahmen, können wir uns jetzt kaum noch einen Begriff machen. Nicht nur wurden die religiösen Anschauungen eines Volkes in der Form von mythischen Sagen aufbewahrt, auch die ganze Geschichte, die es erlebte, nahm in seiner Erinnerung dieselbe Form an und wurde, so lange die Schrift noch nicht gebräuchlich war, in dieser allein behalten. Jetzt hat sich diese ehemals der ganzen Nation angehörige Anschauungsweise vor dem Lichte der Wissenschaft in immer engere Kreise zurückgezogen und wird allmälig verschwinden, obgleich sie, wie alles Volksmäßige, mit solcher Zähigkeit festgehalten ist, daß noch Manches unter dem übrig Gebliebenen auf uralte Zeiten der Entstehung zurückweis't. Wollten wir die Trümmer der deutschen Volkssage unbeachtet zergehn lassen, so würden wir uns eines Mittels berauben, durch welches es noch möglich wird, uns von einer im Ganzen längst untergegangenen, aber in zerstreuten Resten noch erhaltenen Culturstufe unserer Vorzeit eine Anschauung zu verschaffen.

Für diese Bereicherung der Culturgeschichte des deutschen Volkes mit Hülfe der Sagensammlungen sind besonders diejenigen Ueberlieferungen von hohem Werthe, welche in einem unverkennbaren Zusammenhange mit dem deutschen Heidenthume

ten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852, S. 1) erscheint, obgleich diese, wie der Sagenforscher auf den ersten Blick sehen muß, keine Göttin, sondern ein weiblicher Localgeist ist, der von dem Urschelberge, seinem Aufenthaltsorte, den Namen hat; und, was noch schlimmer ist, S. 100 wird in einem niederdeutschen Reime: **Wanne, wie weene de Rüitersknecht! Wanne, wie flanke de Junge!** die bekannte Interjection **wanne** (d. i. ach! ei!) auf die Göttin (?) Wanne Thekla gedeutet, die mit dem nordischen Göttergeschlechte der Vanir zusammengestellt wird. — Wer sich noch aus einer andern Probe überzeugen will, wie leicht man nach dieser Methode deutsche Volkssagen der verschiedensten Art zu entstellten Göttermythen machen kann, der lese die Sage von dem Doctor mit den Böcken, welche Fries in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde (I, S. 19) aus Unterfranken mittheilt, und vergleiche damit, wie der Herausgeber der genannten Zeitschrift (S. 71) in dieser märchenartigen Sage den nordischen Mythus vom Hammerraub wiederfindet. Ein Doctor der Arzeneiwissenschaft, der in einem großen Hause auf dem Eichelberge bei Wertheim lebt, in einem mit Ziegenböcken bespannten Wagen fährt und bei dem Volke in dem Rufe eines Wettermachers steht, erblickt von seinem Garten aus ein schönes Mädchen, verliebt sich in sie und macht ihr einen Heirathsantrag. Das Mädchen hat ihn aber zum Besten; eine Katze wird verkleidet und ihm als seine Braut zugeführt, worauf der erzürnte Doctor das Schloß, in dem das Mädchen wohnt, durch seine Zauberkunst untergehn läßt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. Stück.

Den 22. März 1855.

Göttingen

Schluß der Anzeige: „Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von G. Schambach u. W. Müller.“

Nach Hrn Wolf ist der Doctor auf dem Eichelberge offen und klar der Donnergott, weil diesem die Eiche heilig war, weil auch dieser mit Böcken fährt; das alte Gebäude, in dem er wohnt, ist der Tempel des Gottes. Wenn der Doctor von dem Berge aus das Mädchen erspäht, so erinnert das an den Gott Freyr, der von Odhins Throne die schöne Gerdhr erblickte. Doch ist die Sage nach Hn Wolf umgebildet und in dem Folgenden ist der Doctor wieder der nordische Riese Thrymr, der die Freyja zur Gemahlin begehrte, dem aber statt derselben der als Freyja verkleidete Gott Thorr zugeführt wurde. Denn dem Doctor, so argumentirt Hr Wolf, wurde ja eine verkleidete Katze zugeführt, und diese ist das heilige Thier der Freyja! Hr Wolf, der in seiner Zeitschrift

selbst in irischen und schottischen Heiligen-legenden bekannte und unbekannte nordische und deutsche Göttermythen wiederfindet, mag von der Wahrheit seiner Combinationen überzeugt sein, er kann aber nicht verlangen, daß wir Andern dergleichen müssige Spiele der Phantasie für wissenschaftliche Untersuchungen halten sollen. Da sich bis jetzt nur wenige mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstete Gelehrte der deutschen Mythologie gewidmet haben, so ist es möglich, daß die bezeichnete Richtung, gegen deren Auswüchse ich mich wiederholt in eigenen Schriften, in diesen Blättern und in der Vorrede zu den niedersächsischen Sagen erklärt habe, noch eine Zeitlang den Beifall der Menge findet; es läßt sich aber noch sicherer voraussagen, daß sie sich bald ganz überstürzt haben wird.

Doch kehren wir zu der Hauptsache zurück. Wenn nun nach dem Vorigen die Hoffnung, der man sich hingegeben hat, aus den Volkssagen das deutsche Göttersystem wiederherzustellen oder auch nur eine bedeutende Anzahl der verschiedensten im Norden individuell ausgebildeten Göttermythen in ihnen finden zu können, wenigstens sehr übertrieben war, so fragt sich, welchen andern Gewinn sie für die deutsche Mythologie versprechen. Hier zeigen nun die Sagensammlungen, im Gegensatz zu ihrer Armuth an eigentlichen Göttermythen, einen großen Reichthum an mythischen Ueberlieferungen von niederen Wesen des heidnischen Glaubens, von Zwergen, Riesen, Wassergeistern, weißen Frauen und andern, wozu auch unser Buch (N. 104—166) zahlreiche Beiträge gibt, dann an jenen dunkeln Ansichten über die Fortdauer der Seelen nach dem Tode und Allem, was man gewöhnlich zu dem sogenannten Aberglauben rechnet. Ver-

wäre, das bei der Mannichfaltigkeit der einzelnen Erzählungen kaum möglich ist.

Die hinzugefügten Anmerkungen berichten das Nöthigste über die Quellen der Erzählungen und die bemerkenswerthen Abweichungen derselben; dann verweisen sie auf Aehnliches, das bereits aus andern Gegenden gesammelt und gedruckt ist. Bei den historischen Sagen ist, wo es möglich war, die wirkliche Geschichte mit der Volkstradition verglichen, so daß der Leser sich über das Verhältniß beider näher unterrichten kann; bei den mythischen deuten wir ihren Sinn kurz an und verweisen auf einige Werke, welche zur weiteren Erläuterung dienen, namentlich auf Grimms deutsche Mythologie und des Ref. Geschichte und System der altdeutschen Religion.

Außerdem sind noch drei mythologische Abhandlungen dem Werke zugegeben. Die erste, Zur Symbolik der deutschen Volkssage betitelt, erläutert aus mehreren Sagen einige heidnische Vorstellungen von der Unterwelt, namentlich die Ansicht, daß man ihr verfallen ist, sobald man da Speise oder Trank zu sich genommen hat. Die zweite, die Fahrt in den Osten, behandelt die bekannte niedersächsische Sage von Heinrich dem Löwen in ihrem Zusammenhange mit anderen älteren und neueren Traditionen und weis't in ihnen den wahrscheinlichen Einfluß eines deutschen Mythus von Wodan nach. Die dritte, Zur Sage von dem wilden Jäger, gibt eine kurze Skizze zur mythologischen Deutung dieser Volkssage, die in Niedersachsen besonders vertreten ist. Alle gehen von der Tendenz aus, daß eine fruchtbare Behandlung der deutschen Mythologie und der deutschen Volkssage insbesondere nur dann möglich ist, wenn man den mythischen oder sym-

bolischen Ausdruck derselben zu verstehn sucht. Deshalb ist auf die *Deutung* der Symbole besondere Sorgfalt verwandt. Wer nun mit den Resultaten unserer Untersuchung nicht einverstanden ist, von dem müssen wir verlangen, daß er zunächst den Beweis führe, daß unsere Deutung falsch ist, was bei der ersten Abhandlung kaum möglich ist, da sich die Deutung hier schon durch die einfache Zusammenstellung der betreffenden Sagen ergibt. Bei der zweiten wird es wenigstens schwer fallen, da auch hier die Punkte, aus denen wir entnehmen, daß der in den Osten fahrende Held eigentlich in die Unterwelt geht, in allen äußerlich (namentlich in ihren Trägern) noch so sehr abweichenden Sagenformen wiederkehren und wir uns nur in Beziehung auf dieses in der Bedeutung Uebereinstimmende eine Zusammenstellung erlaubt haben. Daß dagegen der Beweis, daß alle in den hervorgehobenen Zügen übereinstimmenden Erzählungen *nur* aus *einem* Mythus von Wodan (wenn sie sich auch alle aus demselben erklären) hervorgegangen sind, noch einige Zweifel zuläßt, haben wir selbst in der Abhandlung wiederholt ausgesprochen.

Die Abhandlungen, wie die Anmerkungen, sind von dem Unterzeichneten ausgeführt; weitere Nachrichten über den Antheil, den Jeder von uns an dem Werke hat, sind in der Vorrede gegeben.

Schließlich sagen wir auch hier gern denjenigen unsern herzlichsten Dank, die uns mit Beiträgen unterstützt haben, und bitten für die beabsichtigte Fortsetzung unseres Werkes alle diejenigen, die uns Nachweise über niedersächsische Volkssagen geben können, um eine gleiche Freundlichkeit.

W. M.

Breslau

Verlag von Josef Max u. Komp. 1853. Denkschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestehens herausgegeben von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. V und 282 S. in Quart. Nebst X Steindrucktafeln.

Druck von Grass, Barth und Comp. (W. Friedrich). Ein und dreißigster Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Enthält: Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1853. 345 S. in Quart.

Mit aufrichtiger Theilnahme erfüllt uns die obige Denkschrift, welche eine Uebersicht von der funfzigjährigen, vielseitigen Wirksamkeit einer Gesellschaft gewährt, deren Gründung aus reiner Vaterlandsliebe entsprungen ist, und welche durch ihren, von derselben genährten, uneigennützigen Eifer, unstreitig viel zur Beförderung der Aufklärung und Wohlfahrt in Schlesien beigetragen hat. Der Inhalt der Denkschrift zerfällt in die von Hn Professor Dr Kahlert verfaßte, von urkundlichen Beilagen begleitete Geschichte der Gesellschaft, und in Beiträge zur Natur- und Geschichtskunde Schlesiens. Aus der ersteren erfährt man, daß als Friedrich der Große dem durch den siebenjährigen Krieg verwüsteten Schlesien durch die Errichtung der Generallandschaft (1770) aufzuhelfen beschloß, und zur Ausführung seines Willens sich des Justizministers von Carmer bediente, dieser geistvolle und weitumblickende Staatsmann sofort erkannte, daß durch finanzielle Maßregeln allein die Nationalwohlfahrt nicht gefördert werden könne, sobald nicht Landwirthschaft und die derselben dienenden Wissenschaften einen erneuten Aufschwung nähmen, welches ihn (1771) veranlaßte, durch ein

Rundschreiben an sämmtliche Landstände eine „patriotische Societät“ zu stiften, welche aus drei Klassen, einer ökonomischen, mercantilischen und philosophischen zusammengesetzt wurde. Diese Sache fand anfangs zwar Anklang; indessen war die Theilnahme von keiner langen Dauer. Nach Carmer's Entfernung von Schlesien ging das von ihm gestiftete Institut bald wieder zu Grunde. Dieser Untergang wurde von Manchen, namentlich von den Freunden der Naturwissenschaften, beklagt; aber erst im 19ten Jahrhundert dachte man daran, durch freie Association sich zu helfen. Christian Heinrich Müller, der i. J. 1849 als Director des Breslauer Königlichen Münzamts und Professor verstorben ist, ein besonderer Freund der Naturwissenschaften, faßte den Entschluß, die aufgelöste patriotische Gesellschaft in anderer Form zu erneuern, und lud dazu eine Anzahl gleich gesinnter Männer auf den 17ten December 1803 zu einer Berathung ein, deren unmittelbares Ergebniß die Gründung einer „Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie in Schlesien“ war. Eine zahlreichere Versammlung fand am 27sten Januar 1804 Statt, welche die weitere Ausführung des Planes unter Müller's Vorsitz berieth. Als Gegenstände der Bearbeitung wurden physikalische Geographie, Meteorologie, Geologie, Botanik, Zoologie, gerichtliche Medicin, Technologie, Oekonomie, vorgeschlagen. Die Sache fand großen Anklang. Die Anzahl der Theilnehmer vergrößerte sich schnell; wodurch denn auch die Fonds und Sammlungen der Gesellschaft sich rasch vermehrten. Aber die traurigen Verhältnisse, welche nach der Schlacht von Jena eintraten, und andere ungünstige Umstände, brachten die Gesellschaft

abermals in die Gefahr der Auflösung. In dieser Lage griff einer der Mitstifter, S. G. Reiche, damals Director einer viel besuchten Knaben-Erziehungsanstalt ein, und erwarb sich das Verdienst, die Gesellschaft vor dem Zerfall bewahrt zu haben. Die Zwecke des Vereins, welcher nun den Namen der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur" annahm, wurden erweitert, und das umgeformte Gesellschafts-Statut erhielt am 13ten November 1809 die königliche Bestätigung. Später sind noch mehrere Veränderungen damit vorgenommen, die wir indessen hier nicht im Einzelnen verfolgen können. Wir müssen uns auf folgende Mittheilungen beschränken. Das neueste Verzeichniß der Mitglieder für die Etatszeit 1852—53 nennt 237 einheimische, d. h. in Breslau wohnende, 122 auswärtige Mitglieder, 79 Ehrenmitglieder, und 268 correspondirende Mitglieder. Außer einem eisernen Fond zum Ankaufe eines Hauses und zur Errichtung eines schlesischen Museums, mit dessen Sammlung erst i. J. 1816 begonnen werden konnte, und der am Schlusse des Jahrs 1851, 4550 Thaler betrug, besitzt die Gesellschaft eine sehr werthvolle, über 16,000 Bände umfassende Bibliothek, an welche sich Sammlungen von Landkarten, Situationsplänen, Münzen, Siegeln und Antiquitäten schließen; ferner ein physikalisches Cabinet, chemische Geräthschaften, Sammlungen für Botanik, Zoologie, Mineralogie, Geologie, und eine Gemäldesammlung. Die Gesellschaft besteht gegenwärtig aus 12 Sectionen, welche sind: die naturwissenschaftliche Section, die botanische S., die entomologische S., die meteorologische S., die medicinische S., die ökonomische S., die Section für Obst- und Gartenbau, die technische Section, die

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1855.

Breslau

Schluß der Anzeige: „Ein und dreißigster Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur.“

Eine bedeutende und sehr schätzbare Arbeit ist der Bericht über die Entwickelung der Vegetation i. J. 1852, von Dr Ferd. Cohn. Das von der Schlesischen Gesellschaft geleitete, löbliche Unternehmen, die Entwickelung der Pflanzenwelt nach einem bestimmten Plane, im Anschlusse an die ähnlichen Unternehmungen in Belgien und im österreichischen Staate, zu beobachten, hat eine sehr ausgebreitete Theilnahme gefunden. Während es anfänglich nur die Absicht war, die periodischen Vegetations-Phänomene in Bezug auf die klimatische Erforschung der Provinz Schlesien kennen zu lernen, so ist es jetzt möglich geworden, das Feld der Untersuchung über den ganzen preußischen Staat auszudehnen, welches zum größten Theil der Unterstützung des k. statistischen Bureau's, des k. meteorologischen Instituts, und

des k. Landes-Oekonomie-Collegiums in Berlin zu verdanken ist. Möchte doch dieses erfreuliche Beispiel an recht vielen Orten in Deutschland, wo Gelegenheit und Kräfte zu solchen ebenso interessanten als nützlichen Beobachtungen vorhanden sind, zur Nacheiferung anreizen!

Die botanische Section hat i. J. 1853 sechs Versammlungen gehalten. Professor Goeppert theilte u. a. Bemerkungen über den Drachenbaum, Dracaena Draco L. mit; Stadtrichter Wichura setzte seine beachtungswerthen Versuche über künstliche Erzeugung von Weidenbastarden fort. Der Privat-Docent Dr Körber gab einen kurzen Abriß seiner Erfahrungen über die Sporen der Flechten.

Die entomologische Section hielt im J. 1853 zehn Sitzungen. Unter den Arbeiten derselben befinden sich mehrere Mittheilungen des Lehrers Letzner u. a. über Dorcatoma rubens E. H. und flavicornis Fab., die er aus Larven erzog. Dr. phil. W. G. Schneider beendete seine Auseinandersetzung der schlesischen Arten der Dipteren-Familie Asilica, und sprach über die Lepidopteren-Familie der Lithosidae.

In einer Sitzung der meteorologischen Section erstattete der Secretair derselben, J. G. Galle, einen Bericht über die am 11. December 1852 in Schlesien beobachtete Feuerkugel; in einer zweiten berichtete derselbe über den Fortgang und Schluß der Berechnung der schlesischen meteorologischen Beobachtungen. Eine nähere Ausführung bleibt der beabsichtigten besonderen Veröffentlichung der gewonnenen Resultate vorbehalten, aus welchen hervorgeht, daß in der ganzen schlesischen Ebene die klimatologischen Verhältnisse nahe übereinstimmen.

Unter den Mittheilungen der medicinischen Section ist die bedeutendste ein Bericht des Dr Grätzer über die öffentliche Armen-Krankenpflege Breslau's i. J. 1852, der auch für einen weiteren Kreis von großem Interesse ist.

Die Section für Obst- und Gartenbau hat i. J. 1853 15 Versammlungen, und zwei Blumen- und Fruchtausstellungen gehalten, über welche berichtet wird. Es ist hiermit ein erfreulicher Beweis von der in Breslau herrschenden Liebe zur Gartencultur gegeben, die sich dort selbst dem Fremden durch die Fülle der schönsten und seltensten blühenden Gewächse, welche die wohl unterhaltenen öffentlichen Spaziergänge schmücken, auf sehr angenehme Weise zu erkennen gibt; wobei er denn freilich erfährt, welche Verdienste sich der jetzige Präsident der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, auch darum erwirbt. Derselbe hielt in den Versammlungen der Section für Obst- und Gartenbau mehrere Vorträge, u. a. über Entstehung, Betrieb und Fortentwickelung der zu Alt-Geltow bei Potsdam belegenen königlichen Landesbaumschule. Die Wahrnehmung, daß weder das Bestehen noch die Zwecke der Section hinreichend bekannt seien, sowie der Wunsch, die vielen in der Provinz zerstreuten Kräfte mit sich zu verbinden, veranlaßte den Gedanken, durch Aufforderung eine größere Anzahl von Mitgliedern in der Provinz zu gewinnen. Diese sollten einerseits durch Vertheilung zunächst von Edelreisern guter Obstsorten und von Sämereien weniger gekannter Gemüse, dann durch zu erstattenden Bericht über die Resultate des Anbau's, sowie durch Empfang der gedruckten Jahresberichte über die Verhandlungen der Section mit derselben in einen lebendigen und ersprießlichen Wechselverkehr gebracht,

lauer Sonntagsschule für Handwerks=Lehrlinge in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens, vom Hauptlehrer Stütze.

Wir schließen diese Anzeige mit den aufrichtigsten Wünschen für das fernere Gedeihen einer Gesellschaft, deren vielseitige, auf die edelsten Zwecke gerichtete Wirksamkeit, die allgemeinste Anerkennung im deutschen Vaterlande verdient. H.

Leipzig

W. Engelmann 1854. Untersuchungen und Experimente als Beitrag zur Pathogenese des Icterus und der acuten gelben Atrophie der Leber. Von Dr. Th. von Dusch. (Habilitationsschrift). VI u. 41 S. in Octav.

Das Studium der Erkrankungen der Leber, lange Zeit vernachlässigt, scheint in unsern Tagen ein Lieblingsthema der Aerzte geworden zu sein. Es erklärt sich das daraus, weil die bessern anatomischen und physiologischen Kenntnisse, die freilich noch immer viel der Forschung übrig lassen, erst der neueren Zeit angehören, und das hier Gewonnene ziemlich direct auf eine weit vielfachere Betheiligung der Störungen der Leberthätigkeit bei vielen allgemeinen Krankheitsprocessen hinweis't, als die frühere Zeit vermuthen konnte. Das vorliegende Schriftchen gibt nun zwar auf keine der in diesem Gebiete aufzuwerfenden Fragen eine beruhigende Antwort; es kündigt sich aber selbst auch nur als Beitrag an und wird als solcher nicht ohne Interesse gelesen werden.

Im 1. Theile des Schriftchens würdigt der Vf. die Umstände, welche Gallenbestandtheile ins Blut überführen, Icterus erzeugen können; er beansprucht außer Bekanntem und Anerkannten hier als Ursache

auch eine Lähmung der Gallengänge, die zur Stagnation der Galle und damit ihrer Aufsaugung durch die Lymphgefäße führen soll, eine Hypothese des Vfs, der er um so größeren Werth beilegt, als er in ihr und gleichzeitiger Lähmung der Lymphgef. auch die Pathogenese der acuten gelben Atrophie findet. Es ist dies eben eine Meinung des Verf., auf die er wohl selbst nicht die Verdienste seiner Arbeit bezieht. Letztere liegen in zwei Reihen von Versuchen, die er über die chemische und physiologische Wirkung der Galle und ihrer einzelnen Bestandtheile auf das Blut, die Leberzellen und den Organismus überhaupt anstellte. In der ersten Reihe von Versuchen wurde Blut mit den einzelnen Bestandtheilen der Galle zusammengebracht. Verf. glaubt aus ihnen schließen zu dürfen, daß frische filtrirte Galle und ihr alkoholischer Extract, glyko= und taurocholsaures, sowie cholsaures Natron die Eigenschaft besitzen, die Blutkörperchen sehr rasch aufzulösen, und daß die auflösende Kraft wahrscheinlich der Cholsäure zukomme, während das Taurin keinen Antheil an derselben habe. Es würde dies einiges Licht auf die neben schweren Fällen von Icterus vorkommende Blutdissolution werfen, und führte den Verf. auf den Gedanken, ob nicht die Durchtränkung der Leber bei der acuten gelben Atrophie mit Galle eben durch diese auflösenden Eigenschaften derselben nachtheilig werde. Er stellte nun Versuche an, aus denen hervorging, daß die Galle, namentlich in etwas concentrirtem Zustande, die Fähigkeit hat, die Leberzellen außerordentlich durchsichtig und blaß zu machen und schließlich den größten Theil derselben zu einem feinkörnigen Detritus aufzulösen. Es ist diese Eigenschaft der Galle in Bezug auf die Verkleinerung der Leber in der sog. acuten gelben

Atrophie um so weniger von der Hand zu weisen, als ein successives Zerfallen der Leberzellen ein physiologischer Vorgang zu sein scheint. — Weniger befriedigend sind die Resultate der zweiten Reihe von Versuchen, welche sich die Aufgabe stellten, die Vermittlung zwischen den nervösen Erscheinungen, wie sie constant neben der acuten gelben Atrophie, aber auch neben andern Formen von acutem Icterus vorkommen, und den ins Blut aufgenommenen Gallenbestandtheilen aufzufinden. Verf. injicirte Kaninchen und Hunden sowohl filtrirte Ochsengalle als glykochol- und taurocholsaures Natron und Taurin. Letzteres war offenbar unschädlich, der Injection der ersteren dagegen folgten mehr weniger heftige Krankheitserscheinungen (meist tetanische Krämpfe) und der Tod. Speciell will ich hervorheben, daß ein Hund, der die Injectionsversuche mit filtrirter Galle, glykocholsaurem Natron und Taurin ohne üble Folgen überstanden hatte, der Einspritzung des taurocholsauren Natrons sehr rasch erlag. Es schien dem Verf. selbst gewagt, nach den Versuchen nur die Wahrscheinlichkeit auszusprechen, daß die gallensauren Salze im Blute Gelbsüchtiger die Veranlassung zu Cerebralsymptomen geben könnten. Wir haben schon zu oft erfahren, wie voreilig die Schlüsse aus dem Verhalten von Fröschen, Kaninchen und Hunden auf den Menschen gewesen sind, als daß wir hier nicht vorsichtig sein sollten. Schließlich will ich noch bemerken, daß Frerichs neuere Entdeckungen über die in Rede stehenden Fragen in dem Werkchen noch nicht berücksichtigt wurden.

A. Wachsmuth.

Gießen

Ricker 1854. Beiträge zur Lehre von den Ge-

fäßgeräuschen von Dr. Frdr. Salzer. 41 S. in Octav.

Wenn gleich den Geräuschen in den Arterien niemals große praktische Bedeutung zugeschrieben wurde und auch das Kreiselgeräusch der Venen immer mehr seine Verehrer verliert, da es mit Sicherheit für die Diagnose nur verwerthet werden kann, um bestimmte Stauungen des Kreislaufs von den Lungen oder Herzen her auszuschließen, so ist bei der großen Verschiedenheit der Meinungen über die in Frage stehenden Erscheinungen eine historisch-kritische Darstellung derselben, wie sie Verf. in seinem kleinen Schriftchen gibt, doch immer von Interesse. Eben diese dahin gehörigen Erörterungen sind es auch, welche das Büchelchen empfehlen, weniger der Versuch, den Verf. selbst zur Erklärung der Geräusche machte. Refer. will die Hauptsätze, welche des Verfs Ansicht charakterisiren, hervorheben und denen, welchen er nicht beistimmen kann, wenige Worte hinzufügen. — Es gibt einen normalen systolischen Arterienton (der diastolische ist Fortleitung des 2. Herztons) — Geräusche in den Arterien sind intermittirend, die continuirlichen entstehen in den Venen. — Alle Arteriengeräusche sind mit sehr wenigen Ausnahmen Compressionsgeräusche, meist durchs Stethoskop, oder durch Geschwülste (so entsteht das sog. Placentargeräusch in comprimirten Arterien). — Die spontanen Arteriengeräusche hängen von Innervationsstörungen der Wand ab (ob aber von nervösen Stricturen, wie Verfasser meint, bezweifelt Ref.). — Beim Rigiderwerden der Wände verschwinden alle acustischen Erscheinungen. — Aneurysmen geben keine bestimmten Phänomene. — Ueber die Venengeräusche kann ich dem Verf. nicht so in allen Punkten beistim-

gen Leidner Schülern sind Hamaker und Reuvens die namhaftesten.

Auf Hier. van Bosch a's Empfehlung ward Lennep Wyttenbachs Nachfolger am Athenäum zu Amsterdam. War Wyttenbach in der griechischen Prosa, zumal der Spätern, zu Hause, mit den Lateinern aber, vorzüglich den Dichtern, wenig vertraut, so war umgekehrt Lennep durch Laur. Santen und andere Muster von früh auf für die lateinische Poesie gewonnen, in der griechischen Litteratur hingegen weniger bewandert. Daher suchte er in Amsterdam die Lücken seiner Studien noch in spätern Jahren, nachdem er seinen Plan aufgegeben, von der Jurisprudenz Profession zu machen, mit unablässigem Eifer auszufüllen. So viel gibt Geels Schilderung leicht zu verstehen und das beweisen Lenneps litterarische Arbeiten, daß er nie zu der strengern Zucht der holländischen Meister gelangte, vielmehr seine einflußreiche Stellung nutzte, um Sinn für Litteratur und humane Bildung in weitern Kreisen zu verbreiten und befähigtern Köpfen zu weitrer Vervollkommnung zur Hand zu gehen.

In frühern Jahren gab Lennep eine kleine Ausgabe von Ovids Heroiden heraus als Vorläufer einer größern Bearbeitung, zu welcher er indeß nie gekommen ist. Jene nennt Geel S. XV specimen superbissimi iudicii facultatisque criticae, cuius ratio elegantiae sensu regeretur, eiusque praestantiam iudex peritissimus, Niebuhrius, praedicare eumque librum commendare solebat tanquam poetas latinos rite interpretandi exemplum. Später übernahm er die Herausgabe des von Santen unvollendet hinterlaßnen Terentianus Maurus, wie er den gleichen Liebesdienst früher bei den beiden Bänden der von H. v.

In einem Alter von 64 Jahren übernahm L. ein munus gravissimum in Collegio statuum provincialium Hollandiae. In den Mußestunden dieses Amtes nahm er nun den schon lange Jahre vorher gehegten Vorsatz ernstlich wieder auf, die Hesiodeischen Gedichte zu ediren. Freilich verhehlte er sich selbst nicht, daß die Art seiner Behandlung in Kritik und Erklärung eigentlich zu spät komme, seitdem jüngere Kräfte auf demselben Felde eifrig gearbeitet hatten und von ihnen Fragen und Zweifel aufgebracht waren, deren Beurtheilung und Entscheidung der Weise des ältern Mannes nicht zusagte. Lennep ist, wie aus der Ausgabe der Theogonie und der Erga genug bekannt ist, sehr conservativ und überaus vorsichtig, ja ängstlich im Urtheil. Ganz in gleicher Weise ist das Scutum Herculis ausgestattet, nur daß uns die Masse der unnützen Varianten, oder richtiger Abschreibersünden, noch unerquicklicher erscheint, je größer schon früher der Reichthum daran war. Trotzdem wird von denen, welche dem Hesiodus eingehendere Studien widmen, auch diese letzte Leistung des achtungswerthen Greises geschätzt werden. F. W. S.

Hannover

Hahnsche Buchhandlung 1854. Der Fund von Lengerich im Königreich Hannover. Goldschmuck und römische Münzen. Beschrieben von Fr. Hahn. 53 S. in Octav. Mit 2 Tafeln in Steindruck.

Das Schriftchen enthält die Beschreibung eines im Frühjahr 1847 im Kirchspiel Lengerich, Amts Freren, gemachten Fundes an römischen goldnen und silbernen Münzen und goldnen Schmucksachen. Ein Theil derselben, namentlich ein kostba-

rer goldener Halsschmuck war bereits eingeschmolzen, ehe Sachkenner von dem Funde etwas erfuhren: den Rest hat der Pastor Lodtmann vor gleichem Schicksal bewahrt. Der Fund ist um so merkwürdiger, als bisher in Hannover, so weit zu ermitteln ist, noch nie ein Fund römischer Münzen von solchem Werthe gemacht worden ist. Ueber römische Münzen, die früher im Lande gefunden sind, gibt der Verf. einige Nachrichten, über einen bei Neuhaus an der Oste gemachten Fund Dr. Grotefend in den Nachträgen. Bei Lengerich fanden sich auf einer kleinen Anhöhe unter 3 verschiedenen Steinen 2 Gruppen Münzen. Die erste Gruppe enthielt etwa 1100 Denare, von denen in dem Werke folgende Varietäten nach der Angabe des Dr. Grotefend beschrieben sind: 1 von Trajan, 1 von Matidia, 25 von Hadrian, 2 von Sabina, 2 von Aelius Cäsar, 94 von Antoninus Pius, 35 von Faustina I., 108 von M. Aurelius, 39 von Faustina II., 20 von L. Verus, 11 von Lucilla, 57 von Commodus, 7 von Crispina, 2 von Pertinax und eine von Septimius Severus. Von besonderer Seltenheit sind die beiden Pertinax (der eine bei Mionnet 120, der andre 50 Fr. geschätzt). Die Vermuthung des Verfs ist unzweifelhaft richtig, daß der Schatz in dem Anfang der Regierung des Septimius Severus vergraben sei; denn die Münze desselben ist aus dem Jahr 193—94. Möglich, daß dieser Schatz, wie auch der Verf. vermuthet, durch einen Raubzug hierher gekommen ist.

Die andere Abtheilung des Fundes ist von diesem streng zu scheiden, sie lag unter 2 anderen Steinen, unter dem einen der Goldschmuck und etwa 10 Goldmünzen, unter dem anderen Silbermünzen des Magnentius: doch gehören die Mün-

zen ungefähr derselben Zeit an und es darf Beides als ein Depositum betrachtet werden. Der Goldschmuck, soweit er gerettet ist, besteht aus einer großen Fibula, 4 Fingerringen, 4 Knöpfchen und 2 Armringen, an Gewicht $14\frac{5}{16}$ Loth, an Goldwerth 173 Thlr. Dazu kommen 10 Goldmünzen von Constantin und seinen Söhnen, die nicht näher beschrieben sind, einige siebzig Denare des Magnentius (3 Varietäten mit VIRTVS EXERCITI. TR.) und ein Silbermedaillon des Constantius: die Münzen dieser Abtheilung sind wie eben aus der Präge gekommen, so daß sie unmöglich im Curs gewesen sind.

Als Magnentius gegen Constantius 351 zu Felde zog und bei Mursa in Pannonia inferior geschlagen wurde, befanden sich bei dem Heere desselben nach Zosimus auch Sachsen und darauf stützt der Verf. die Vermuthung, daß der Schatz einem Sachsen (und zwar wegen der Größe einem Häuptlinge derselben) gehört habe, der denselben gleichsam als Handgeld erhielt und an heiliger Stätte vergrub, ehe er ins Feld zog. Diese Vermuthungen haben viel für sich, vielleicht läßt sich aber auch denken, daß der Sachse den Goldschmuck und das Geld auf diesen Kriegszügen erwarb und später da vergraben hat, nachdem er der Niederlage bei Mursa glücklich entronnen war. Denn weshalb solche Schätze vergraben sind, läßt sich selten ermitteln. Oder war auch dieser Schatz auf einem Raubzuge erbeutet? Jedenfalls ist das Schriftchen höchst interessant, und bietet nicht bloß Numismatikern manchen Aufschluß, sondern auch denen, die sich mit den Alterthümern unsers Landes befassen.

G. Schmidt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1855.

Nördlingen

Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung 1852. 1853. Der Schriftbeweis. Ein theologischer Versuch von Dr. J. Chr. K. Hofmann. Erste Hälfte. XIV u. 574 S. Zweite Hälfte. Erste Abtheilung. 407 S. in Octav.

Seit Schleiermachers Tagen ist mehrfach von der Ungenauigkeit und Unsicherheit in dem Gebrauche der biblischen Beweisstellen geredet; aber abgesehen von den mündlichen Verhandlungen der akademischen Lehrer, z. B. von Twestens Vorlesungen über die biblischen Beweisstellen, ist dem Referenten kein Versuch jenem Uebelstande abzuhelfen bekannt geworden. Das vorliegende Hofmannsche Werk bricht hier eine neue Bahn, und zwar auf eine so bedeutende Weise, daß es ohne Zweifel auf dem neu eröffneten Gebiete lange Zeit mit unbestrittener Ehre herrschen wird.

Die Aufgabe, welche das anzuzeigende Werk zu lösen sucht, ist in einem der ersten Sätze kurz so bezeichnet, daß das Ganze des Systems von dem

Ganzen der heil. Schrift, nicht aber dieses und jenes Einzelne hier und da in der Schrift bezeugt erscheinen solle. Die genauere Beschreibung dieser Aufgabe, welche in der einleitenden Abhandlung über das „Wesen und Gesetz des Schriftbeweises" (S. 1—32) gegeben ist, und die nach den aufgestellten Grundsätzen vollzogene Beweisführung selbst, Beides zeigt nun weiter, was der Verf. darunter versteht, daß das Ganze eines Systems von dem Ganzen der heil. Schrift bezeugt sei. Das aus der Schrift zu beweisende Lehrganze hat der Verf. in acht Lehrstücke geordnet vorangestellt. Es enthält den wesentlichen Glauben der protestantischen Kirche in einer auf das Entschiedenste ausgeprägten Form Hofmannscher Theologie. Denn mit großem Nachdruck fordert der Verf., daß der Schriftbeweis wissenschaftlich sei, d. h. so, wie nur der Urheber eines theologischen Systems den Beweis führen könne, oder wie der Theologe dem Theologen denselben „für ein von ihm selbst geschaffenes Lehrganzes" leiste (S. 4). „Aber, fährt der Verf. fort, die Schriftgemäßheit eines kirchlichen Bekenntnisses zu erweisen, welches in dem, der sie zu erweisen unternimmt, wirklich ein Leben hat, dazu werden die sich ergebenden Grundsätze der Beweisführung ebenso anwendbar sein, als für die Erweisung der Schriftgemäßheit meines eigenen Lehrganzen." Da nun das System eines Theologen mit dem kirchlichen Bekenntniß nicht identisch sein kann und soll, so scheint es, als wenn die von Hofmann gemeinte Sicherheit des Schriftbeweises doch in eine große Unsicherheit umschlüge, indem die Schriftgemäßheit eines kirchlichen Bekenntnisses nach derselben Regel erwiesen werden soll, nach welcher ein Theolog den Schriftbeweis für sein selbstgeschaffenes Sy-

stem zu führen hat. Diese scheinbare Schwierigkeit löst aber Hofmann (S. 4) durch die Erinnerung, daß ein „kirchliches Bekenntniß kein wissenschaftliches System, sondern in der Geschichte des kirchlichen Gemeinlebens nöthig und möglich gewordene Aussage von Glaubenserkenntnissen" sei. Der Theolog führt den vollen Schriftbeweis für das im kirchlichen Bekenntnisse Gemeinte, wenn die in diesem ausgesprochenen Glaubenserlebnisse seine eigenen sind, und deshalb in seinem theologischen Systeme eine Aussage finden müssen. So folgt aber unter der Voraussetzung, daß das Ganze der Schrift die eine Wahrheit einstimmig bezeugt, daß nur ein kirchliches Bekenntniß schriftgemäß sein und nur für ein theologisches System der volle Schriftbeweis erbracht werden kann. Jeder Mangel am Schriftbeweise muß auf einen Mangel im System hinweisen. Wenn nun bei solchen Ergebnissen aus seiner Grundanschauung der Verf. selbst behauptet (S. 4), daß „Jeder seine eigene Theologie habe, nämlich Jeder, der überhaupt eine habe", so brachte es gewiß die Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit mit sich, daß das vorgelegte Werk als ein „theologischer Versuch" angekündigt wurde.

Die schon erwähnte Abhandlung über „Wesen und Gesetz des Schriftbeweises" beantwortet die drei Fragen: Was soll bewiesen werden? (S. 5—16). Womit soll bewiesen werden? (S. 16—27). Wann ist bewiesen? (S. 28—32). Indem der Verf. auf jene erste Frage die unmittelbare Antwort gibt, daß es die „wissenschaftliche Aussage des Christenthums" sei, welche als schriftgemäß erwiesen werden solle, eröffnet er eine zweitheilige Erörterung; denn es fragt sich nun, was das Christenthum und was wissenschaftliche Aussage

desselben sei, oder was ein theologisches System zu bedeuten habe. „Das Christenthum ist die in Jesu Christo vermittelte persönliche Gemeinschaft Gottes und der Menschheit“ (S. 8). Der christliche Theolog hat also weder eine Lehre, ein Gesetz von dem, was man glauben oder thun soll, auszusagen, noch einen Bericht von überlieferten Thatsachen, von gefundenen oder vorgefundenen Erkenntnissen zu liefern, „sondern ein gegenwärtiger Thatbestand legt sich dar. Und dieser Thatbestand liegt nicht außer dem, welcher ihn auszusagen Beruf hat, sondern als sein selbsteigner Besitz in ihm. Nicht ein Christenthum, sein Christenthum will sich darstellen, welches dann aber in dem Maße, als er persönlich inner der Gemeinde Gotte durch Christum geeinigt ist, das Christenthum sein wird“ (S. 8). Hier hören wir also von Hofmann die Begründung der entschiedenen Subjectivität, durch welche sich das von ihm aufgestellte und als schriftgemäß nachzuweisende Lehrganze auszeichnet.

Diese Subjectivität nimmt Hofmann als die Freiheit des Theologen, welcher sein System aussagen soll, in Anspruch; er erweis't dieselbe aber auch in ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Nothwendigkeit und Ordnung. „Freie Wissenschaft ist die Theologie nur dann, wenn eben das, was den Christen zum Christen macht, sein in ihm selbständiges Verhältniß zu Gott, in wissenschaftlicher Selbsterkenntniß und Selbstaussage den Theologen zum Theologen macht, wenn ich der Christ mir dem Theologen eigenster Stoff meiner Wissenschaft bin“ (S. 10). Die Wahrheit dieser Subjectivität beruht auf der Wirklichkeit des gegenwärtigen Christus, welcher auch, den Christen und den Theologen, mit Gott in lebendige Gemeinschaft gesetzt

hat, auf der Selbstgewißheit der Wiedergeburt, auf dem Zeugnisse des heiligen Geistes in mir (S. 10. 15). So erscheint die von dem Theologen auszusagende Thatsache zunächst als eine durchaus einfache; die Mannichfaltigkeit ihres Inhaltes aber darzustellen, dazu bedarf es eines wissenschaftlichen Denkens, welches jedoch nur die Selbstentfaltung jener einfachen Thatsache zu erfassen hat (S. 12). Wenn also nach der zu Grunde gelegten Erklärung, was Christenthum sei, durch die wissenschaftliche Selbstaussage des Theologen thatsächliche Verhältnisse zwischen Gott und dem Menschen dargestellt werden müssen, so werden diese als in dem Christenthume als solchem vorausgesetzt, gegenwärtig oder geweissagt erscheinen (S. 13) — das heißt mit andern Worten: in dem theologischen Systeme wird z. B. von Gott, als der Voraussetzung meines Heiles, von meiner gegenwärtigen Sündhaftigkeit und Begnadigung, und von meiner zukünftigen Vollendung geredet werden müssen.

Weiter ergibt sich für die Aussage des dem Theologen eigenen Christenthums mit der Einfachheit und Mannichfaltigkeit des Inhaltes selbst auch der eigenthümliche Ausdruck, die einfache, selbständige, wahre Form: „daß der Ausdruck durchweg dem gleichartig bleiben will, wie sich die Thatsache des Christenthums in ihrer allgemeinsten und einfachsten Gestalt benannt hat, braucht wohl nur in Erinnerung gebracht zu werden, um ungeachtet der gang und gäben Uebertretung dieses Gesetzes seine unzweifelhafte Geltung zu haben“ (S. 13).

Endlich ergibt sich aus der Thatsache des Christenthums selbst auch der Organismus des dasselbe aussagenden Systems. „Denn das Verhältniß Gottes und der Menschheit, wie es in uns ge-

genwärtig ist, gibt sich einerseits als geschichtlicher Vollzug eines ewigen Verhältnisses, andererseits als die Mitte der Vollzugsgeschichte dieses letztern zu erkennen. Das Ewige als Voraussetzung des Geschichtlichen ist sonach das Erste, worauf die geschichtliche Gegenwart führt: mit ihm beginnt das System. Das Uebrige ist Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft der Vollzugsgeschichte jenes ewigen Verhältnisses. Die Vergangenheit erkennt man an der Gegenwart als die geschichtliche Voraussetzung, die Zukunft als die geschichtliche Erfüllung derselben. Denn das gegenwärtige Verhältniß Gottes und der Menschheit trägt nothwendig vermöge seiner Vollkommenheit die Merkzeichen der in ihm zum Abschlusse gekommenen Geschichte in der Art an sich, daß sich ihm alle wesentlichen Thatsachen derselben in der ihnen wesentlichen Folge absehn lassen müssen, ohne daß es dazu der Beihülfe anderer geschichtlicher Ueberlieferung bedarf, als solcher, deren Anerkennung außer allem Streit und Zweifel liegt. Andererseits ist aber doch jenes Verhältniß nur insofern vollkommen, als es in Christo vermittelt ist. Da nun der Mensch von dem Christen, die Menschheit von der Christenheit noch unterschieden werden kann, so ist dasselbe hinwieder auch unvollkommen, und fordert vermöge dieser seiner Unvollkommenheit, als Anfang des Endes, eine zukünftige Geschichte, deren Inhalt nicht minder an ihm wahrzunehmen sein muß, da sie nur in der Selbstvollziehung des schon Vorhandenen bestehn kann, und die Gegenwart, wie Verbürgung der Zukunft, so auch Weissagung auf dieselbe ist" (S. 13. 14). Aus diesen Grundsätzen, welche aus Hofmanns Werke über Weissagung und Erfüllung schon bekannt sind, ergibt es sich, daß seine in

dem vorgelegten Lehrganzen dargestellte Theologie als eine religiöse Speculation über die Geschichte des Verhältnisses Gottes und der Menschheit erscheint. Was man sonst gewohnt ist, in Form von bestimmt aussagenden Lehrsätzen zu hören, tritt nicht selten einem historischen Rückschlusse ähnlich auf: wenn dies so sich verhält, so wird jenes also gewesen sein u. dgl. Und so wird denn dies als heilsgeschichtliche Voraussetzung Erschlossene als schriftgemäß erwiesen.

Daß nun in dem Organismus des Systems, welches natürlich Dogmatik und Ethik zugleich umfaßt, jeder Satz seine nothwendige Stellung und Verbindung habe, folgt aus der Einheit und Sicherheit der Sache selbst. Dasjenige also, welches als schriftgemäß bewiesen werden muß, ist „Inhalt, Ausdruck und Stellung jedes Satzes“ (S. 16).

So zeigt der Verf., was er darunter versteht, daß das Ganze des Systems bewiesen werden solle. Es wird gut sein, wenn wir, ehe wir ein Urtheil wagen, auch noch darüber ihn hören, was das heiße, daß mit dem Ganzen der Schrift jenes Ganze des Systems bewiesen werden müsse. Diese Erklärung wird in dem zweiten Kapitel der einleitenden Abhandlung gegeben: „Womit soll bewiesen werden?“ Nicht die Zustimmung einzelner, wenngleich vieler, Christen, antwortet der Verf. zuerst, kann die Richtigkeit meiner theologischen Aussage verbürgen; denn der Andere „kann so gut, wie ich, im Irrthum und seine geistliche Erfahrung kann ebenso wie die meine unfertig oder über sich selbst unklar sein“ (S. 17). Auch bei der Kirche als solcher kann ich den Beweis für mein System nicht suchen, schon deshalb nicht, weil „die Geschichte der Kirche noch nicht abge-

schlossen, somit der aus ihr zu gewinnende Beweis noch erst im Werden ist" (S. 19). Ich bedarf eine andere Darstellung des Christenthums als die Geschichte des im Werden begriffenen kirchlichen Gemeinwesens. An der heiligen Schrift, deren Umfang durch die israelitische und die christliche Gemeine bestimmt ist, habe ich eine solche Darstellung. Die scheinbare Unsicherheit des Schriftganzen, welche darin erkannt werden könnte, daß erstlich die römische Kirche die Apokryphen des alten Testaments für kanonisch und zweitens die Kritik manche Bücher der Schrift für unecht oder zweifelhaft erklärt hat, ist in der That keine; denn die Apokryphen sind erst dem alttestamentlichen Schriftganzen beigefügt, nachdem dasselbe längst abgeschlossen war, und was die Kritik betrifft, so kommt es hier durchaus nicht in Betracht, was Einzelne über Werth oder Unwerth der Bücher der Schrift urtheilen, es verschlägt auch jetzt, nachdem die Kirche den Kanon festgestellt hat, nichts, daß zu einer Zeit, als die Kirche noch im Begriffe stand, sich über das Schriftganze zu einigen, über dieses oder jenes Buch Zweifel obwalteten (S. 20 ff. 24 ff.) — ein Urtheil, welches doppelt auffallend sein muß in dem Munde eines Theologen, welcher das Recht der Subjectivität so sehr geltend macht, daß er das ganze theologische System als wissenschaftliche Selbstaussage des Christen darstellt.

Die Schrift ist nun nicht eine Sammlung von Lehrsätzen oder Gesetzbestimmungen, sondern Denkmal einer Geschichte, und zwar der Heilsgeschichte oder, was dasselbe ist, israelitischer Geschichte. Denn sämmtliche Schriften alten und neuen Testaments stammen aus dem Volke Israel und beziehen sich auf die Thatsachen seiner Geschichte.

(Schluß folgt).

wird die Lösung der Aufgabe unerreichbar erscheinen. Der Verf. selbst hebt hervor, daß in keinem Christen die geistliche Erfahrung völlig klar und sicher sei; er hätte auch beifügen dürfen, daß das Zeugniß des heiligen Geistes im Christen oder die eigne Gewißheit der Wiedergeburt immer noch tiefer und reicher ist, als das wissenschaftliche Denken, welches den Christen zum Theologen macht, sein kann, abgesehn davon, daß manchmal das wissenschaftliche Denken auch irrt und nicht so weit reicht, als es vermöchte und sollte. Aber der Verf. selbst, der wohl bedenkt, daß der Christ noch im Fleische lebt, sagt: „Mehr zu leisten, als daß die Gegenwart ihren entsprechenden Ausdruck finde, ist der Wissenschaft weder gegeben noch befohlen“ (S. 15). So folgt denn freilich, daß jedes theologische System in der Wahrheit ein Versuch sein muß, aus der unvollkommenen Subjectivität zu der vollkommenen objectiven hindurchzudringen und jeder unternommene Schriftbeweis wird, weil in der Schrift dieses Objective bezeugt ist, eine Correction des Systems liefern oder wenigstens die Nothwendigkeit derselben darthun; in diesem Sinne also wird gegen die von Hofmann geltend gemachte Subjectivität nichts zu erinnern sein. Größere und durch die bis jetzt vorliegenden Abtheilungen des Hofmannschen Werkes noch nicht erledigte Bedenken erheben sich wider den zweiten Grundsatz, welcher sich auf das Schriftganze, mit welchem bewiesen werden soll, bezieht. Dem sein System mit der Schrift beweisenden Theologen wird die Berücksichtigung der kritischen Zweifel an einzelnen Büchern deshalb untersagt, weil für die Kirche die ganze Schrift als das Wort Gottes gelte, wenn sie auch nach dem Urtheile des einzelnen Theologen nur eingeschränkt diese

nisses Abbild, weil Verwirklichung des ewigen Gotteswillens, welcher, indem Christus zum ewigen, so die Menschheit zum geschichtlichen Gegenstande hat, ist das Verhältniß zu Gott, in welches der Mensch geschaffen worden" (S. 37). Wenn wir nicht auch den ersten dieser Sätze ausgeschrieben hätten, so würde kaum ein Leser merken, daß hier von der Schöpfung die Rede sei. Freilich geht das erste Lehrstück voran, in welchem von den ewigen Voraussetzungen der Heilsgeschichte geredet wird, nämlich von dem innergöttlichen Verhältnisse des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, und von dem ewigen Gotteswillen, welcher auf das Heil aller Menschen sich richtet, und im zweiten Lehrstücke selbst gehen einige Sätze voran, in welchen gesagt ist, daß die Selbstverwirklichung des göttlichen Lieweswillens überhaupt einen Anfang müsse genommen haben, weil sie in der geschichtlichen Erscheinung Jesu Christi zum Anfange ihrer Vollendung gekommen sei, und daß jenem Anfange zur Voraussetzung diene ein Verhältniß der Ungleichheit, in welches die Dreieinigkeit eingetreten sei: aber auch, wenn man aus diesem mysteriösen Zusammenhange an jene mysteriösen Sätze tritt, wird man immer noch nach einem Commentar suchen müssen. Es gewährt ein eigenthümliches Vergnügen, wenn man durch die lichtvollen biblisch-theologischen Abhandlungen, in denen der Schriftbeweis geliefert wird, sich in den Stand gesetzt sieht, den dunkeln Sinn und den verborgenen Zusammenhang der wie Orakelsprüche imponirenden Lehrsätze endlich herauszufinden.

Wenn wir nun, da wir gewissermaßen bei dem Anfange unserer Anzeige stehn, indem wir auf das von Hofmann aufgestellte theologische System und den für dasselbe gelieferten Schriftbeweis ge-

nauer eingehn sollten, dennoch abbrechen, so wird derjenige, welcher sich das angezeigte Werk zum ernsten Studium empfohlen sein läßt, uns leicht entschuldigen. Es frommt nicht, zu berichten, daß Hofmann viele Sätze der gewöhnlichen Dogmatik nicht als ausdrückliche Aussagen, sondern nur als Voraussetzungen in der heiligen Schrift findet; es verschlägt wenig, zu bemerken, daß er z. B. die Anselmische Satisfactionstheorie und die Lehre von der Höllenfahrt Christi bestreitet; und nur, wenn man Recht und Raum zu einer eingehenden Erörterung hat, wird man behaupten dürfen, daß z. B. die Vorstellung von der im Geiste Gottes beschlossenen Geisterwelt, die Lehre von Christo, welcher θεός, aber nicht ὁ θεός heiße (ὁ θεός μου Joh. 20 — „wie es einem Menschen konnte gelten wollen." I. S. 126), und Anderes unklar oder unrichtig sei. Auch über einzelne exegetische Fragen zu streiten, z. B. über den Begriff ὁ λόγος im Prolog des johanneischen Evangeliums — nach Hofmann ist ὁ λόγος eine neutrale Bezeichnung Jesu Christi, gleich ὁ λόγος τοῦ εὐαγγελίου — oder eine etwa vorkommende exegetische Willkürlichkeit in Anspruch zu nehmen, z. B. die Erklärung, wie Abels Opfer Glauben vorausgesetzt habe, weil er ein Thier dargebracht, wie dagegen Kains Opfer, weil es in Früchten des Feldes bestanden habe, nicht wohlgefällig habe sein können (I, S. 511) — zu dergleichen Ausstellungen ist hier nicht der Ort, sie würden auch keineswegs dazu dienen, dem Leser ein richtiges Bild von dem Hofmannschen Werke zu gewähren.

Der Verf. hat sein Werk durch die Widmung an Karsten, Kliefoth und Krabbe zu einem Denkmal persönlicher Freundschaft gemacht; er hätte es, der wissenschaftlichen Art desselben entsprechend,

auch dem Andenken Schleiermachers weihen können. Weil es solchen Geistes ist, deshalb wird es ein langes, ruhmvolles Leben haben.

Dr. Fr. Düsterdieck.

Erlangen

Ferdinand Enke 1855. Diagnostik der Krankheiten des Unterleibs. Von Dr. A. Siebert, Prof. der Medicin und Vorstand der medicin. Klinik in Jena. VIII u. 400 S. in Octav.

Im Gebiete der Naturwissenschaften ist es eine sich wiederholende Erscheinung, daß zu bestimmten Zeiten sich die meisten Kräfte zur Bearbeitung vorzugsweise eines Gegenstandes vereinigen, und namentlich die Geschichte der Medicin — um bei dieser stehen zu bleiben — hat uns mehr als einmal gelehrt, daß eine einzige wichtige Entdeckung der gesammten ärztlichen Bildung und Forschung für längere Zeit einen ganz bestimmten Charakter aufzudrücken vermochte. Ich brauche nur an Auenbrugger, Corvisart und Laennec zu erinnern, um Jedermann's Uebereinstimmung mit der Behauptung gewiß zu sein, daß sich seit ihren Zeiten das Streben nach exacterer Diagnostik pathologischer Zustände auch in den von jenen nicht unmittelbar berührten Gebieten Bahn gebrochen hat. In unsern Tagen nun werden die Krankheiten des Unterleibs, namentlich der drüsigen Organe, mit solcher Vorliebe behandelt, daß sich schon aus dieser Thatsache allein schließen läßt, daß die Physiologie und Pathologie derselben wesentliche Fortschritte gemacht haben müsse. Zwar hat unsre Zeit in diesem Gebiete nicht eine der oben citirten ähnliche epochemachende Entdeckung aufzuweisen, aber die Leistungen in der normalen und pathologischen

Anatomie, in der Physiologie und Pathologie der großen Bauchdrüsen — ich erinnere an Kölliker's und Rokitansky's, an Bright's, Virchow's, Frerichs' und vieler A. Arbeiten — sind doch der Art gewesen, daß es ein gewiß gerechtfertigtes Unternehmen ist, das bis daher Geleistete zusammenfassend zu einer mehr oder weniger systematischen Darstellung der Unterleibskrankheiten zu bearbeiten. Schon früher hat sich Henoch's Talent, wie jetzt wieder in seinem Supplement zu Canstatt's bekanntem Werke, glänzend darin bewährt, die Errungenschaften der wissenschaftlichen Bearbeitung der Physiologie und Pathologie in einem Resumé zum Zweck der Medicin als Kunst — darin besteht ja überhaupt nur die Aufgabe der sog. „speciellen“ Doctrin der Pathologie und Therapie — zusammenzufassen. Jetzt erhalten wir gleichzeitig mit dem anzuzeigenden Werke aus demselben Verlage die 1. Abtheilung des 6. Bandes von Virchow's Handbuch der spec. Pathologie und Therapie, in dem Prof. Bamberger, so weit es sich nach dem bisher Erschienenen beurtheilen läßt, in außerordentlich klarer und immer für den Praktiker berechneter Darstellung den heutigen Stand unsrer medicinischen Kenntnisse in Bezug auf die Krankheiten des chylopoetischen Systems darlegt. — Diesen Arbeiten reiht sich nun der schon längst unter den Praktikern hochgeschätzte Verf. mit dem in der Ueberschrift genannten Werke an, dessen Plan ein ganz anderer, dessen Beurtheilung deshalb auch einen andern Maßstab verlangt. Es will offenbar zunächst kein Lehr- oder Handbuch sein, in dem der Lernende zusammengedrängt fände, was ihm Noth thut — dagegen sprechen schon die zahlreichen Krankengeschichten — oder in dem der Wissende sich Raths erholen könnte — dazu fehlt

dem Buche der eigentlich gelehrte Apparat. Dem Verf. schwebte offenbar die Absicht vor, dem gebildeten Praktiker — letztern behält er immer im Auge — an einem Beispiel vorzuführen, wie „die Pathologie eigentlich nur die fortgesetzte Physiologie sei, wie beide Disciplinen auf ihnen gemeinsamen Gesetzen beruhen", aber auch bei Gelegenheit den Physiologen in Erinnerung zu bringen, daß die klinische Erfahrung doch nicht so ausschließlich gegen das physiologische Experiment zurückgestellt werden dürfe. Das ganze Buch macht durchaus den Eindruck, daß es dem Verf. Bedürfniß war, diejenigen Gedanken, welche ihm das Studium der Physiologie als für die praktische Medicin fruchttragend aufdrängte, und die er wo möglich am Krankenbett prüfte und zu bewahrheiten strebte, schriftlich auszusprechen, um auch bei Andern die Probe der Erfahrung durchzumachen. Man sieht auf jeder Seite die Liebe, mit welcher der Verf. seine Kunst behandelt, man sieht die reiche physiologische Bildung, welche er ans Krankenbett mitbringt, und erkennt die große Befähigung, dieselbe auch diagnostisch und therapeutisch zu verwerthen.

Die diagnostische Verwerthung der Physiologie für die Unterleibskrankheiten ist dann auch specieller die nominelle und reelle Aufgabe des vorliegenden Buchs. Es gab eine Zeit in der neueren Medicin, oder vielmehr eine Richtung der neueren Medicin, welche in pathologischen Hypothesen befangen oder auf die Sicherheit ihrer physikalischen Exploration bauend der Physiologie in ihren diagnostischen Kunststücken oft genug ins Gesicht schlug. Wenn wir jetzt es als ganz gleiche Aufgabe der Physiologie und Pathologie hinstellen, den Zusammenhang der beobachteten Lebenserscheinun-

gen zu finden, — gleichgültig, ob sie unter sogen. normalen oder abnormen Bedingungen vor sich gehen — so daß wir aus den vorhandenen auch die folgenden voraussagen können und wo möglich die zukünftigen nach unsern Zwecken modificiren lernen, so ist damit auch ausgesprochen, daß es zwar zunächst die Aufgabe der Diagnostik ist, den augenblicklichen pathologischen Zustand aller einzelnen Theile des Organismus aufzufinden, daß ihr aber als wichtigere Arbeit obliegt, an der Hand der Physiologie die — im eigentlichen Sinne — Prognose zu stellen, denn nur das Kommende können wir modificiren, nur dem, was in Bewegung, eine andre Richtung geben.

Refer. muß deshalb dem Streben des Buchs seine volle Anerkennung zollen, wenn er auch nicht in der Lage ist, der „angewandten" Physiologie des Verfs in allen Punkten das scheinbar eroberte Terrain ohne Widerspruch einzuräumen. Sie führt den Verf. an manchen Stellen zu pathogenetischen Hypothesen und sogenannten rationellen Heilanzeigen, die noch lange nicht als bewährte hingenommen werden dürfen, und namentlich scheinen mir die Kapitel über die Milz- und Nierenkrankheiten dadurch hier und da zu mehr schematischen, a priori construirten Rahmen geworden zu sein, in die die wirklich beobachteten Erkrankungen zuweilen etwas gewaltsam hineingezwängt werden. Dafür sichert uns die Methode der Krankheitsauffassung vor der Einseitigkeit krasseo- oder neuropathologischer Ideen, wenn auch ein Hinneigen zu letzteren, dem ich indessen meine Anerkennung nicht versagen kann, unverkennbar ist. Einen vorzüglichen Werth gewinnt das Buch dadurch, daß Verf. stets die Grundlagen seiner Ansichten in der Pathogenese, sowie die Beweise

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1855.

Erlangen

Schluß der Anzeige: „Diagnostik der Krankheiten des Unterleibs. Von Dr. A. Siebert.“

In der allgemeinen und physiologischen Diagnostik der Leberkrankheiten S. 237—290 führt der Verf. einen für manche Verhältnisse ganz instructiven Vergleich der anatomischen Anordnung und physiologischen Dignität der einzelnen Leberbestandtheile mit denen der Lunge durch. „Das Lungengerüste hat sein Analogon in den Fortsetzungen der Glisson'schen Kapsel, im interstitiellen Bindegewebe der Leber; der Pleuraüberzug im Peritonealüberzug; die Pulmonalarterie in der Pfortader; der alveoläre Theil der Lungen in dem lobulären der Leber; das Epithel der Lungenalveolen in den Leberzellen (?); die Lungenvene in der Lebervene; die Bronchialarterie in der Leberarterie; die Bronchialvene in dem hepatischen Ursprung der Pfortader; die Bronchien in den Lebergallengängen; das Epithel der Bronchialschleimhaut in dem Epithel der Gallengänge, die Luftröhre in

dem ductus choledochus, und damit auch die Rudimente der Fötuswege nicht fehlen, so stellt sich der ductus arteriosus Botalli dem ductus venosus Arantii an die Seite. Insbesondere läßt sich zur Versinnlichung der merkwürdigen Phasen, welche der Leberkatarrh hervorbringt, der Vergleich mit der Bronchitis benützen.“ Wenn es auch Ref. scheint, daß in einigen Nummern dieses Abschnitts eine Neigung zum theoretischen und schematischen Construiren sich geltend macht (siehe Glisson'sche Kapsel und Gallengänge), so muß er andrerseits die recht sachgemäße Erörterung des Verhältnisses zwischen der Phlebitis, der Pyämie und Embolie, die mit zahlreichen instructiven Krankengeschichten belegt ist, unter III. „die Pfortader“ hervorheben. Daß Oppolzer's Angabe über die Constanz der Milzanschwellung der Lebercirrhose mit Budd und Rokitansky als nicht ganz richtig bezeichnet werden müsse, kann auch Ref. nach der Erfahrung bestätigen, dagegen glaubt er nicht, daß die eben so dunkle wie interessante Frage nach der Pathogenese der Gehirnzufälle bei manchen Formen von acutem Icterus durch die vom Verf. gemachten Bemerkungen erledigt sei. Verf. scheint dieselbe bei der sog. acuten Leberatrophie in einer Meningitis oder Hydrocephalie zu suchen oder wo sich die nicht nachweisen läßt, einen intensiven Icterus der pia mater und der grauen Substanz für die Ursache zu halten. Auch in der speciellen Diagnostik der Leberkrankheiten (S. 291—306) heißt die Ursache der gelben Atrophie mit Erweichung einfach capillärer Leberkatarrh, welcher zu länger oder kürzer bestehender Obstruction der Gallengänge und damit zur raschen Auflösung und Zerstörung der Leberzellen mit Gallenstasis und Erweichung der Lobularsubstanz führen kann.

S. 307—336 handelt von der allgemeinen und physiologischen Diagnostik der Milzkrankheiten. Sehr subtil hält der Verf. durchweg eine Unterscheidung von arteriellem und venösem Milztumor fest. Ersterer vergrößert vorzüglich den Längsdurchmesser, macht die Milz derb, mit glänzend fleischrother Schnittfläche, empfindlich; die An- und Abschwellung geschieht langsam und stetig, wird durch die Verdauung nicht alterirt; sie hat keine erheblichen Folgen für die Blutmischung, die Kranken behalten ihre volle blühende Gesichtsfarbe. Die venöse Anschwellung betrifft dagegen mehr den Querdurchmesser der Milz, welche weich, breiig bleibt, von schwarzem, leicht ausdrückbaren Blute strotzend angefüllt; sie ist selten schmerzhaft, der Tumor zeigt Schwankungen, je nachdem Reize die Contractionsfähigkeit der Milz influiren — den Nerven wird dabei eine große Rolle zugeschrieben —; eine beschleunigte Contraction führt nicht selten zur Magenblutung; stets alterirt solche Anschwellung die Qualität der gesammten Blutmasse. — Weshalb bei manchen Individuen und bei manchen Krankheiten der arterielle oder der venöse Tumor sich einstelle, hat der Verf. nicht ermittelt; Erfahrung lehrte ihn, daß „Weiber bei weitem häufiger an venöser, Männer ebenso oft an venöser als arterieller Anschwellung leiden; daß psychische und spinale Alterationen, auch der Typhus häufiger die venöse, dagegen die Rheumarthritis weit öfter die arterielle Anschwellung zur Folge hat; beim Wechselfieber kommt die venöse und arterielle ziemlich in gleicher Anzahl vor, auch beide Arten gleichzeitig.“ Die Verschiedenheit der Folgen lassen sich dahin deuten, daß der Einfluß der Milz aufs Blut, Zerfall der rothen Blutkörperchen, vorzüglich der Milzpulpe und dem venö-

fallen ist, will ich aus dem letzten Abschnitt „allgemeine und physiologische Diagnostik der Nierenkrankheiten" nur noch einen interessanten Punkt hervorheben. Verf. stellt zunächst mit Recht als eins der wichtigsten und am häufigsten vorkommenden Causalmomente der nephritischen Albuminurie Störungen der Hautthätigkeit hin. Die Art dieser Störung bezeichnet er dann als einen lähmungsartigen Zustand der Hautnerven, welcher einen gleichen Zustand der Nierennerven durch Association bedingt, daher nach starker Durchnässung und Verkältung der äußern Haut, welcher cutane Anästhesie oder **Anaesthesia dolorosa**, reflectirte Schwerbeweglichkeit der entsprechenden Muskeln und acutes primäres Oedem des insultirten Theiles folgen; ferner nach Verbrennungen, nach und während Scharlach ꝛc. so gern parenchymatöse Nierenentzündung eintritt. Am deutlichsten stellt sich dieser Irradiationsnexus zwischen den Nierennerven und Hautnerven in Verkältung und Durchnässung der u n t e r n Extremitäten und insbesondere n a c h O p e r a t i o n e n an u n t e r n Extremitäten heraus. Verf. zog aus den Diarien der chirurg. Abtheilung des Jenaer Krankenhauses folgende Schlüsse: **a.** Die Nierenhyperämie und Albuminurie tritt am liebsten nach Amputationen an den untern Extremitäten auf. Sie ist um so heftiger und anhaltender, je höher amputirt wurde. **b.** Sie tritt gewöhnlich mit dem Beginn des Wundfiebers auf, ist aber nicht Folge desselben, denn nach anderen Operationen wurde kein Eiweis im Harn gefunden. **c** und **d.** Die Albuminurie ist weder Folge einer vermehrten Propulsion des Bluts nach den Glomerulis wegen ungleicher Blutvertheilung, noch Folge des Blutverlustes, denn sonst müßte sie unmittelbar nach der Operation am stärk-

nennen dürfen, — wiewohl er sich im Uebrigen des Urtheils darüber enthält, — soll im Folgenden nur seinem Haupt-Inhalte nach angezeigt werden. An die Spitze der Vorrede des ersten Theils stellt der Verf. seinen Plan. Der von ihm hier veröffentlichte Versuch, sagt er, gehe darauf aus, das Leben der katholischen Kirche in akatholischen Ländern, vorzüglich im protestantischen Deutschland, vollständiger, als bisher geschehen, kirchenrechtlich darzustellen. Einen Theil dieses Plans hatte er schon 1851 durch die Herausgabe der „Propaganda in England" ausgeführt. — Er brachte, mit Unterstützung von Seiten der kgl. hannoverschen Regierung, den Winter 1845—1846 zum Zwecke kirchenrechtlicher Studien in Rom zu; den über Organismus und Geschäftsgang der römischen Curie an die ihn unterstützende hohe Landesbehörde abgestatteten Bericht veröffentlichte er nachmals (1847) in der Jacobson-Richter'schen Zeitschrift für Recht und Politik der Kirche. Je länger er in Rom die Verhältnisse der Curie beobachtete, desto bedeutender erschien ihm die Propaganda. Welche Schwierigkeiten er übrigens gefunden, um den Stoff seines Buchs zu sammeln, dessen Reichhaltigkeit bereits Anerkennung gefunden zu haben scheint, geht aus mehreren Aeußerungen des Verfs hervor.

Der erste Theil ist der allgemeinen Darstellung des Organismus der Propaganda und der ihr untergeordneten Kräfte gewidmet. Auf die Einleitung über das Verhältniß der katholischen Kirche zu den Akatholiken, insonderheit zu den Protestanten, welche der Katholicismus mit dogmatischer Unerbittlichkeit stets nur wie einen Haufen Deserteurs ansiehet, auf deren Zurückführung, — oder schwer Erkrankter, auf deren Heilung — er ein

unbestrittenes, ewiges Recht habe, folgen geschichtliche Vor-Erörterungen, die, nach einem Blicke auf das Missionswesen der Franciscaner, Dominicaner und Jesuiten, die römischen National-Collegien berühren und dann zur Stiftung der Propaganda übergehen. Die officiellen Quellen für die Kenntniß der Propaganda werden dem Leser vorgeführt, unter anziehender Erwähnung der anscheinend geheim gehaltenen »notizia statistica delle missioni cattoliche in tutto il mondo«; anno primo (1842); Roma, coi tipi della S. C. di Propaganda Fide, 1843, — welche Schrift im Anhange des Bandes abgedruckt ist. Die Uebersicht über die Thätigkeit der Propaganda bis zum Jahre 1677 und über den Bericht des Propaganden-Secretärs Urban Cerri, desgleichen über die Gesetzgebung der Propaganda seit Innocenz dem elften, beschließt das erste Buch und gibt schon einen Begriff von der ausgedehnten Regsamkeit des Institutes.

Das zweite Buch des ersten Theils (über die Propaganda selbst, ihre Provinzen und Behörden) hat drei Kapitel, in deren erstem die Congregation nach Wesen, Zusammensetzung und Geschäftsgang, sowie nach ihren Provinzen beschrieben; ferner die Competenz der Congregation neben dem Eingreifen andrer Behörden, die Arbeiter der Propaganda, die regularen Missionare und ihre Ausbildung geschildert; endlich die weltlichen Missionare und ihr sogenannter Missionstitel abgehandelt sind. — Das zweite Kapitel enthält die Darstellung der einzelnen Behörden des Missions-Organismus. Zunächst finden wir hier aufgeführt die päpstliche Vollmacht, die apostolische Präfectur, den apostolischen Vicariat; dann die ältern und die neuen Missions-Bisthümer, das

sehr beachtenswerthe Verhältniß der Mönchsorden zur Propaganda und die übrige Beamtenschaft in der Hierarchie derselben. Auch die Aufsicht und Leitung in jenem Organismus durch Visitation und Berichte ist nicht übergangen. — Im letzten Kapitel dieses Buchs sind (mit Ausnahme der Mission gegen den Protestantismus, wovon der zweite Theil ausführlich handelt), die Provinzen der Propaganda nachgewiesen: Indien, China, Oceanien, Afrika, Amerika, die Levante; wobei zu bemerken, daß die **custodia terrae sanctae** in Palästina, welche das Zubehör des Hauptklosters der Franciscaner=Observanten auf dem Berge Zion ausmacht, und die lateinische Kirche der Levante von der dortigen unirten National=Kirche getrennt dargestellt ist. Die letztre hat der Verf. auch zur Erwähnung der Maroniten, der Melchiten, nebenher der Griechen in Italien, der Syrer, der Chaldäer, der Kophten und der Armenier veranlaßt. Der griechisch=unirten Kirche und der lateinischen in Rußland ist ein Anhang gewidmet.

Wenn diese kurze Aufzählung des Inhaltes den reichen Stoff dieses Bandes schon anschaulich machen wird, so begnügt sich Refer., auch die nicht zum Fache gehörenden Leser auf einige anziehende Einzelheiten hinzuweisen, z. B. die Abschwörungs=Formel eines zu Rom (im Sommer 1833) zum Katholicismus übertretenden, luther'schen Handwerkers aus Deutschland (S. 19); den ganzen Abschnitt vom Verhältnisse der Mönchsorden zur Propaganda (S. 288 — 317); den Bestand der lateinischen Kirche in der Türkei und den Donau=Fürstenthümern (S. 415 ff.) und die maronitische National=Kirche (S. 421 ff.).

Von Wichtigkeit für die jetzigen Verhältnisse der evangelischen Kirche zur katholischen (nicht bloß

in Preußen) darf man die vom Verf. in der Vorrede zum zweiten Theile des Werks gezeigte Ansicht und — Aussicht halten. Mehr als sieben Achtel dieses Theils begreift die Darstellung der Propaganden-Missionen im Gebiete des Protestantismus: 1. außerhalb Deutschland S. 7—155, nämlich Großbritannien und Irland, einschließlich Malta und Gibraltar, sodann die Niederlande, die Schweiz, Schweden und Ostpreußen betreffend; 2. die deutsche Mission, in zehn Kapiteln, deren erstes („der westfälische Friede“) die geschichtliche Einleitung gibt. Hier sind dann im Besondern die deutschen Bischöfe und ihre Quinquennal-Facultäten, — der norddeutsche apostolische Vicariat, — Sachsen und die Lausitz nebst Schlesien, — Posen und Westpreusen, — die Toleranz in Deutschland, die Auflösung der katholischen Kirchen-Verfassung und die Arbeiten zu deren Wiederaufbau, — die oberrhein'sche Kirchen-Provinz, — Hannover und die Bulle Impensa, — Preußen mit der Bulle de salute, — endlich die accedirenden deutschen Staaten und das beabsichtigte Bisthum Hamburg vorgeführt.

Das letzte Buch stellt das Recht der Propaganda dar und beginnt mit einer Warnung vor bewußter oder unbewußter Parteilichkeit. Inwiefern sich der Verf. von der letztern frei oder nicht frei erhalten habe, darüber will Ref. nicht entscheiden. Aber es fängt an, höchst dringend nothwendig zu werden, daß man den Staatsmännern die alte Lehre ins Gedächtniß zurückrufe: faßt ihr das Verhältniß der kirchlichen Gesellschaft zum Staate bloß ideal auf und wollt es dann, so aufgefaßt, auf euern Staat und eine Kirche der Wirklichkeit anwenden: so wird der Staat darunter immer leiden und bald in die schmach-

vollste und gefährlichste Knechtschaft versinken; mißbraucht ihr aber die Religion zu politischen Zwecken: so wird die wahre Kirche erniedrigt und die entartete erhöhet! Die Mißgriffe der neuesten Zeit auf diesem Gebiete werden sich bald genug bestrafen.

Auch diesen Theil begleitet ein nicht unwichtiger Anhang, nämlich der Bericht eines päpstlichen Legaten über Halberstadt. In der Mitte des 17. Jhh. visitirte er im Auftrage der Propaganda dies ehemalige Bisthum. Sein Bericht führt den Titel: relazione della visita fatta all' incognito da me Valerio Maccioni, vescovo di Marock, vicario apostolico, nell' anno 1671, dell' infelice diocese d'Halberstat, ridotta in principato secolare dall' iniqua pace di Munster; alla sacra congr. de propag. fide, Roma.

Ref. verbindet hiermit die Anzeige des folgenden Buchs:

Rostock

bei Stiller 1854. Kirchenzucht und Consistorial-Competenz nach meklenburgischem Rechte. Zwei praktische Erörterungen von Dr. O. Mejer, Consistorialrath und Prof. d. Rechte in Rostock. VIII u. 182 S. in Octav.

Die quellenmäßige Aufklärung der Eigenthümlichkeiten des Provinzial-Rechts in Deutschland muß man fortwährend für wissenschaftlichen Gewinn erachten; vorzüglich wenn sie aus Gegenden kommt, welche des Eigenen und Besondern noch viel bewahrt haben. So fanden in den meklenburgischen Landen sowohl Staats-, als Privat-Verhältnisse Statt, welche, mehr als anderwärts, Neuerungen entgegenwirkten; wenngleich auch dort manche Aenderung, nicht immer als Fortschritt zum Bessern anzusehen, in den Rechten sich geltend machte.

sche Fälle und deren juristische Gesichtspunkte mit. Die Aufsichtsführung des Consistoriums, die Veränderungen bis 1772, das Regulativ des Herzogs Friedrich v. 1773, als Declaration zur Nachachtung bei den zur Verhandlung und Entscheidung des Consistoriums bestimmten Gegenständen; die Vorfälle bis zum Rescripte vom 20. Juni und 10. August 1776, in welcher Periode eine so heftige und scheinbar blinde Eingenommenheit der höchsten Landesbehörde gegen das Consistorium hervortritt, daß sie ihm sogar vorwirft, es habe den Zeitpunkt der Kriegsunruhen benutzt, um die Erstreckung seiner Disciplinar-Gewalt auf „alles in der Kirchen-Ordnung Gebotene und Verbotene zu erschleichen"; hierauf die Declaration vom 8. Januar 1774; auch, nachdem seit 1837 eine neue Entwickelung der Consistorial-Competenz sich vorbereitet hatte, die eingetretene Praxis bis 1842; — dies Alles weiset der Verf. nach und spricht als Ergebniß seiner Untersuchung aus, welche Competenz des Landes-Consistoriums gegenwärtig rechtlich begründet sei.

Von geringerm Umfange, aber allgemeiner anziehend, ist die vorangeschickte Abhandlung über die Kirchenzucht nach mecklenburgischem Rechte. Sie wird manchen Lesern in jetziger Zeit besonders willkommen sein, da die Neubelebung der alten Kirchenzucht ein nicht unwichtiger Gegenstand der Gesetzgebung und der ausübenden Behörden geworden ist. Nachdrucksamst erinnert der Verf., daß bei Wiedererweckung dieser Kirchengewalt zweierlei werde zu beobachten sein: erstens, sich zu hüten vor der erst im 18. Jhh. eingerissenen Einseitigkeit, der Ausübung der Zucht lediglich gegen Uebertretungen des sechsten Gebotes, — welche unevangelische Ungleichheit der Behandlung ohne

hin die Kirche zu einer Dienerin der Polizei zu erniedrigen drohe; zweitens, den richtigen Begriff der kirchlichen Buße festzuhalten, welcher keineswegs der einer Strafe, sondern der einer Versöhnung mit der geärgerten Gemeinde sei. Bei der Rührigkeit, mit welcher die Kämpfer für neuentstehendes Kirchen-Regiment sich rüsten und um sich greifen, wird allerdings von ihnen zuvörderst die Frage nicht übersehen werden dürfen, welches Stamm-Ueberbleibsel an Rechten der Kirchenzucht die Kirche ihres Landes noch besitze; ein Punkt, der in der Eisenacher Conferenz (1853) vergessen zu sein scheint. Für Meklenburg beantwortet der Verf. hier die Frage.

Die Consistorial-Ordnung Meklenburgs von 1570 zählt als Gegenstände der Kirchenzucht auf:

1. „offentliche epicurische Gotteslesterer; 2. Abgötterey; 3. Fluchen, schwören; 4. Verfolger und schender der reinen lehre, Ketzer oder halsstarrige Verfechter offentlicher jrtumb und verfelschung der reinen lehre Jhesu Christi; 5. Zauberer; abgöttische und verdechtige segen, zauberey, warsagen, Cristallensehen, und die so die Zauberer, Warsager oder Cristallenseher besuchen und raths befragen; 6. offentliche Papisten, die unser lehre, Evangelium und Predigampt bei menniglichen lesteren und dadurch viel Leute ergeren; 7. die spötlich, leichtfertig unnd verechtlich reden wider das Heilige Evangelium, Christliche lehre, Sacrament und Ceremonien, und ingemein alle die jennige, so das heilige Predigampt und die hochwirdigen Sacramente mutwillig verachten. Wie dann viel Leute gefunden werden, die in etlichen Sontagen kein Predig hören, in drei oder vier jaren das heilige Sacrament nicht begeren zu empfahen, die unter der Frühpredig an Heiligentagen Wein oder Bier

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1855.

Jena

Verlag von Friedrich Mauke. Druck der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei in Wien 1854. **Albanesische Studien von Dr. jur. Johann Georg von Hahn k. k. Consul für das östliche Griechenland.** Erstes Heft. XIII u. 347 S. Zweites Heft. VI u. 169 S. Drittes Heft. VIII u. 241 S. in Quart und 1 Blatt Errata. Mit einer Karte und einigen lithographischen Tafeln.

Die Albanesen haben durch die Besonderheit ihres Charakters, dessen Hauptzüge eine heroische mehrfach bewährte Tapferkeit und Unabhängigkeitsliebe bilden, sowie ihrer Sitten, Gebräuche und zugleich ihrer Sprache, in welchen allen sie sich auffallend von und theilweis vor den ihnen benachbarten Völkern unterscheiden und auszeichnen, schon lange die Aufmerksamkeit von bedeutenden, insbesondre auch deutschen Männern, welche sich für Völkerkunde interessirten, in einem hohen Grad auf sich gezogen. Schon Leibniz widmete ihrer

Sprache eine besondere Untersuchung, und der Faden, welchen er angeknüpft hatte, ist seitdem nicht wieder abgerissen. Die Mittel, deren er sich bediente — hundert albanesische Wörter — waren natürlich sehr unzulänglich. Erst in seinem Todesjahr — 1716 — erschien die erste albanesische Grammatik, die Osservazioni grammaticali nella lingua Albanese von Lecce *), deren Bedeutung erst jetzt nach ihrem wahren Werth geschätzt zu werden vermag. Nach Lecce hat sich der Engländer Leake die meisten Verdienste um die Kunde dieses Volks erworben, und die Kenntniß seiner Sprache wurde außer anderm Material vor allem durch eine im Jahre 1827 in Corfu gedruckte albanesische Uebersetzung des Neuen Testaments gefördert. Diese insbesondre veranlaßte den im vorigen Jahr verstorbenen Herrn von Xylander zur Ausarbeitung seines trefflichen im Jahre 1835 erschienenen Werks: „Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren", dessen Grundlage Lecce und Leake's grammatische Arbeiten, und diese Bibelübersetzung bilden. Hieran nun — aber alle seine Vorgänger weit überragend — reiht sich das anzuzeigende Werk des Hn von Hahn. Dieser hat seine günstige Stellung als österreichischer Consul für das östliche Griechenland, welche ihn Jahre lang in Berührung mit Albanesen brachte, sowie Reisen und zeitweisen Aufenthalt im albanesischen Gebiet mit außerordentlichem Eifer und hingebender Liebe dazu benutzt, alles zu sammeln, was ihm für eine genauere Kenntniß dieses so interessanten und vielfach dunklen und räthselhaften Volks von Bedeutung schien. Aus diesen Samm-

*) Doch war schon im Jahre 1635 das Dictionarium latino epiroticum von Blanchus erschienen, welches wohl über 4000 Wörter enthält.

Darstellung, sondern wir verdanken ihm auch mehrere genauere Bestimmungen des Details, welche schon von Kiepert benutzt sind.

Was die ethnographischen Verhältnisse betrifft, so bildet die dialektische Differenz in den Mundarten der Gegen und Tosken die Haupteintheilung der Albanesen. Jene bewohnen das nördliche und mittlere Albanien, diese das südliche. Der dialektische Gegensatz im Allgemeinen wird S. 12 dem zwischen Hoch- und Plattdeutsch verglichen und weiter dahin bestimmt, „daß sich Gegen und Tosken einander nicht, oder doch nur höchst nothdürftig verstehn, wenn sie in dem fremden Dialekte unerfahren sind und es gehöre für beide Theile einige Zeit dazu sich in die ungewohnte Sprechweise zu finden.“ Manche nähere Bestimmungen der Differenzen erhalten wir beiläufig in dem 2ten und 3ten Heft dieses Werks: in dem zweiten: der Grammatik des toskischen Dialekts, insbesondre in dem 3ten § S. 6—24, wo der Lautwechsel behandelt wird und zwar vorwaltend in Bezug auf eben diesen dialektischen Gegensatz; in dem dritten, welches das albanesische Lexikon enthält, insofern als hier den toskischen Wörtern in den meisten Fällen ihre gegischen Reflexe zur Seite gestellt, theils auch gegische Wörter besonders aufgeführt sind. Außerdem sind von Hrn v. Hahn mehrere gegische Lieder (im 2ten Heft S. 141—150), Räthsel (ebds. 159—163), sowie eine gegische Uebersetzung des 16ten Kapit. des Evangel. Johannis (im 1sten Heft S. 298—300) mitgetheilt. Damit muß man die Grammatik von Lecce und das Dictionarium von Blanchus verbinden. Denn obgleich beide nicht angeben, daß sie nur einen Dialekt des Albanesischen darstellen, so stimmt doch das von ihnen gelehrte Albanesi-

sche, abgesehn von unwesentlichen Einzelnheiten, die sich theils durch die bei ihnen Statt findende Benutzung eines ganz verschiedenen Alphabets erklären, theils als topische oder historische Differenzen (Blanchus' Lexikon ist 219 Jahr älter als das vorliegende Werk) begreifen lassen, in allen wesentlichen Punkten so sehr mit dem gegischen Dialekt, wie wir ihn als heutigen durch Hn v. Hahn kennen lernen, überein, daß wir unbedenklich die damalige Form von diesem darin erkennen dürfen. Danach zu urtheilen sind beide Dialekte in Betreff der begrifflichen Exponenten — sowohl in lexikalischer als grammatischer Beziehung — mit sehr wenig Ausnahmen, fast so gut wie ganz identisch; dagegen ist der dialektische Lautreflex, sowohl hinsichtlich der Vokale, als auch der Consonanten ein so starker, daß er, wenn ungekannt, der Rede ein äußerst fremdartiges Gepräge geben muß; so ist insbesondre die in mehreren Kategorien von Wörtern durchweg, in vielen einzelnen Wörtern vorwaltend, eintretende Wandlung von gegischem n in toskisches r — denn daß das Gegische hier den organischen Laut bewahrt hat, beweist insbesondre die große Anzahl von Lehnwörtern, in denen das Gegische den diesen eignen Laut n bewahrt, das Toskische dagegen r dafür gesetzt hat — zumal da die ihr unterworfenen Bildungen im Albanesischen überaus zahlreich vorkommen, schon fast allein hinreichend, den Charakter der Sprache dem Ohr gegenüber ganz und gar zu verändern. Rechnet man nun noch dazu die vielen sonstigen Differenzen in der phonetischen Erscheinung des beiden Dialekten gleichmäßig angehörigen Sprachmaterials — die übrigen Lautreflexe, verschiedenartige Synkopirung, Assimilirung und Andres — ferner die grammatischen und lexikalischen Diffe-

renzen, welche, wenn sie gleich vom theoretischen Standpunkt äußerst geringfügig sind, doch, zumal in Verbindung mit jenen, im Lauf der Rede bedeutend ins Gewicht fallen, so erklärt sich vollständig, wie diese Differenzen, welche sich dem Auge gegenüber für denjenigen, der sie kennt, fast ganz aufheben, beim Hören, zumal wenn man ihrer unkundig ist, eine solche Bedeutung gewinnen können, daß sie das gegenseitige Verständniß der Gegen und Tosken eine Zeit lang zu hindern vermögen. Uebrigens kann man sich nicht der Frage enthalten, ob diese starke Differenz alt sei. Es bleibt wenigstens höchst auffallend, daß sowohl Blanchus als Lecce keine Notiz eines starken dialektischen Gegensatzes enthalten, sondern ihr Albanesisch, welches doch den praktischen Zwecken der katholischen Priester dienen sollte, augenscheinlich als die allgemein verständliche Sprache hinstellen. Diese Frage ist natürlich von der größten Bedeutung, und es wird sich Manches für die verhältnißmäßig sehr späte Entwickelung dieser Differenzen geltend machen lassen; doch bin ich nicht im Stande, sie zu einem entscheidenden Abschluß zu bringen.

Nächst der ethnographischen Bestimmung der Albanesen in ihrem eignen Gebiet hat auch ihre colonieartige Verbreitung außerhalb desselben nach Osten und Norden: in Serbien, Bosnien, Dalmatien, nach Süden in Griechenland und über das Meer hin in Neapel und Sicilien die verdiente Betrachtung gefunden; ebenso sind andrerseits auch die fremden Bestandtheile charakterisirt, welche sich in Albanien niedergelassen haben. Vielfache Belehrung gewährt auch das vom Hn Verf. über die religiösen Verhältnisse der Albanesen Mitgetheilte.

Der zweite Abschnitt (S. 40—142) gibt unter der Ueberschrift „Reiseskizzen“ eine Fülle von Detailbeschreibungen und Mittheilungen überhaupt, welche Land und Volk, insbesondre den Culturzustand, die Beschäftigung, Lebensweise und andres Statistisches veranschaulichen. So liefert S. 41 verglichen mit S. 53 in der Schilderung von Argyrokastron ein Bild der städtischen Bewohner und ihrer Lebensweise. Hier wohnen nämlich die Landbesitzer der Umgegend, denen alle Dörfer der umliegenden Ebne und auch Besitzungen außerhalb des Thals angehören. Ihre Häuser sind hoch und wohlverwahrt, haben in den unteren Räumen nur Lücken und Schießscharten, höhere Fenster aber erst im dritten und vierten Stock. Der Hof ist von hohen starken Mauern umgeben und hat gewöhnlich zwei Thore, deren erstes in einen kleineren Vorhof führt. Jeder Angesehene verwendete früher — denn dieser Zustand hat schon seit Ali, dem bekannten Pascha von Janina, und noch mehr seit die Reform im türkischen Reich Fuß zu fassen begann, bedeutende Veränderungen erlitten — sein Einkommen zur Unterhaltung eines möglichst großen Gefolges, mit dem er auf Befehl des Sultans, oder als Söldner von irgend einem der Paschas in den Krieg zog. In unruhigen Zeiten, wenn die Parteien, in welche die Stadt zerfiel, in offner Fehde lagen — und dieser Zustand bildete früher fast die Regel — hütete er mit seinen Leuten sein Haus und verknallte ohne großes Blutvergießen viel unnützes Pulver; denn jeder hütete sich auf gleiche Weise. Wegelagerei wurde vom Adel nur selten getrieben; ihre Hauptindustrie war neben dem Kriegshandwerk die Pachtung der Zölle, Zehnten und Monopolien.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

Den 5. April 1855.

Jena

Fortsetzung der Anzeige: »Albanesische Studien von Dr. jur. Joh. Georg von Hahn.«

Dieser Adel bekennt sich zum Islam, zu welchem er theils massenhaft, theils einzeln — da er den Druck, welchen das Christenthum zu erdulden hatte, nicht zu ertragen fähig war — nach und nach, mehrfach in noch bekannten Zeiten, übergetreten ist. Diejenigen kleineren Leute muhammedanischer Religion, welche bei diesem Adel kein Unterkommen — als Söldner oder Zöllner — fanden, traten einzeln in Kriegsdienst, oder lebten von Räubereien. Mit Handel oder Gewerbe sich zu beschäftigen galt den türkischen Albanesen nicht für ehrenhaft. — S. 42 schildert das Leben der albanesischen Handwerker. Diese treiben ihre Gewerbe — sie sind Maurer, Gärtner, Fleischer, Wasserbauverständige &c. — sowie Handel fast nur in der Fremde, so daß z. B. die Bevölkerung der Ljnutscherei, eines Gebiets in der Nähe von Argyrokastron, in der Regel nur aus Weibern, Kin-

der untersten Stufe. Die Bauern sind ohne Ausnahme Pachtbauern; der Boden, den sie bestellen, gehört den türkischen Herren in den Städten. Die Erträgnisse werden, wie im ganzen Orient in drei Theile getheilt, von denen zwei dem Landbauer, einer dem Gutsherrn zufällt. Leibeigenschaft besteht im ganzen türkischen Reich nicht, dem Rechte nach also Freizügigkeit, aber in der Praxis kommt diese ebenso selten vor, als Vertreibung des Bauern durch den Gutsherrn. Beim Tode des erstern theilen seine Söhne seine Felder; hinterläßt er nur Töchter, so tritt in der Regel der Mann der ältesten in seinen Besitz. Dienstzwang ist unbekannt und das Verhältniß zwischen dem Gutsherrn und Bauern hat viel Patriarchalisches. Der letztere betrachtet den ersteren als seinen natürlichen Beschützer und Rathgeber, und dieser vertritt die Angelegenheiten von jenem den Behörden und Fremden gegenüber wie seine eignen.

Zwischen den verschiedenen Gruppen der Bevölkerung, wie sie durch Abstammung, Religion und Lebensweise gebildet werden, besteht die schärfste Trennung, insbesondre keine Ehegemeinschaft, so daß sich fast ein förmliches Kastenverhältniß gestaltet (S. 44. 45).

Interessant sind einige gelegentlich vorkommende Zeugnisse für den günstigen Einfluß, welchen schon jetzt das so gern als ganz unfruchtbar dargestellte Tansimat, die türkischen Reformbestrebungen, ausgeübt haben. Hr von Hahn fand (S. 50) als Folge davon in dem kleinen Ort Ziza, sowie in andern Orten, nicht bloß Elementarschulen, sondern theilweis auch schon höhere; nicht minder bedeutend ist speciell für Albanien, daß in Folge der neuen Militärverfassung, durch welche das Söldnerleben — welches früher der Haupterwerbszweig

für eine höchst beträchtliche Anzahl von Albanesen war — verdrängt ist, eine Menge höchst bedeutender Kräfte, welche in den verschiedensten Provinzen der Türkei zerstreut war, ihrer Heimath zu Gute kommt und sich hier in einem Zustand entfaltet, der, zumal verglichen mit der vollständigen Anarchie, welche insbesondre noch vor Ali's Zeit — die den Uebergang vorbereitete — hier herrschte, ein schon halbwegs civilisirter genannt werden darf. Es würde natürlich mehr als ein Wunder sein, wenn diese Reformen in einem aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Reich bei dem Widerstand, den sie in religiösen und socialen Interessen finden, eine Kräftigung des türkischen Reiches herbeizuführen fähig sein sollten; wohl aber läßt sich hoffen, daß, wenn dieses unter der Wucht der äußeren Verhältnisse nicht zu rasch zusammensinkt, sie vielleicht genügen einen kräftigen selbständigen Sinn in der bis jetzt unterdrückten Bevölkerung zu zeitigen, der die Möglichkeit gewährt, die zukünftigen Geschicke des türkischen Ländercomplexes in einer für Europas Freiheit gefahrlosen Weise zu gestalten.

Reich sind diese Skizzen insbesondre an Notizen über den Handel der Albanesen. Was die Schifffahrt betrifft, so ist es auffallend, wie Herr von Hahn bemerkt (S. 110), daß der Albanese, welcher als Hydriote und Spezziote den Kern der griechischen Marine bildet, und sich in großer Anzahl auf türkischen und ägyptischen Kriegs- und Handelsschiffen verdingt, zu Hause sich mit dem Meer fast gar nicht zu schaffen macht. Es ist dies eine Thatsache, welche ganz in Harmonie mit der bisherigen Geschichte der Albanesen steht. Ihre reichen intellectuellen Gaben sind bisher überhaupt fast stets im Ausland verbraucht, ihrer Heimath aber

Fehden mit einander verwickelten Stämme war. Die Weiber sind unverletzlich, begleiten ihre Männer in den Kampf, um Todte und Verwundete wegzubringen, die gebliebenen Feinde zu plündern und ihnen die Köpfe abzuschneiden. — Höchst interessant sind „die Stammessagen der Gebirgsstämme im Bisthum von Skodra", welche von S. 183 an mitgetheilt werden; es wäre zu wünschen, daß Alles der Art was sich noch im Gedächtniß der Albanesen vorfindet, gesammelt werde. Denn auch hier scheint eine Herrschaft der Gegenwart zu nahen, welche die Erinnerung der Vergangenheit aus dem Leben verdrängen wird, so daß sie, wenn sie nicht in Schriften ein Asyl findet, bald der Vergessenheit anheimgefallen sein wird. Sie schildern Zustände, wie sie an der Spitze fast aller Culturvölker Europas gestanden zu haben scheinen. Ihr historischer Werth übrigens ist durch einen Zufall (S. 189) so sehr ins Licht gestellt, daß wohl Niemand einfallen wird, sie auf eine Weise zu gebrauchen, wie man die ähnlichen Stammsagen alter und neuerer Völker oft genug selbst jetzt noch gemißbraucht sah.

Der vierte Abschnitt (S. 211—279) ist überschrieben: „Sind die Albanesen Autochthonen". Der Namen der Albanesen als Volksnamen ist bekanntlich verhältnißmäßig sehr jung; er tritt erst etwa um 1079 nach Chr. hervor (vgl. das anzuzeigende Werk S. 312 n. 93). Einzig bei Ptolemäus erscheint der Namen Albanopolis, dessen Authenticität daher von Mannert angezweifelt ist. Wie in Griechenland, so zeigt auch in Albanien eine beträchtliche Anzahl geographischer Namen, sowie historische Ueberlieferung, daß vor und auch noch nach jener ersten Erwähnung der Albanesen das Land in einem hohen Grade slavisirt war.

Wie in Griechenland die ursprüngliche Bevölkerung die slavische Ueberschichtung wieder durchbrach, sie sich assimilirte und obgleich gemischten Blutes wesentlich den hellenischen Charakter wieder zur Geltung brachte, so ist auch im Gebiet der Albanesen jene einst eingewanderte slavische Bevölkerung schon lange verschwunden — sei es nun durch Vernichtung oder Absorption — und wesentlich durch die von ihr durch und durch verschiedne höchstens da ihre Grundlage sich wohl als indogermanisch nachweisen läßt, urverwandte albanesische ersetzt. Da uns nun kein Volk außer den Slaven bekannt ist, welches in diese Gegenden eingewandert wäre, so wird es schon dadurch höchst wahrscheinlich oder vielmehr fast unzweifelhaft, daß die Albanesen der Urbevölkerung derselben angehören. Das albanesische Gebiet umfaßt nun das alte Epirus und einen großen Theil des alten Illyricum mitsammt der Hauptstadt desselben unter König Gentius, nämlich Scodra. Die Bevölkerung von Epirus enthielt höchst wahrscheinlich drei Elemente, das ursprüngliche, welches, wenn irgend eins, auf den Namen der Pelasger Anspruch hat, und zwei eingewanderte, nämlich ein vom Süden her aus Griechenland eingedrungenes und ein vom Norden her aus Illyricum. Da die Sprache der Albanesen jede nähere innere Verbindung mit der griechischen ebenso sehr zurückweist, wie mit irgend einer der slavischen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie entweder für Abkömmlinge der Pelasger oder der Illyrier zu nehmen sind. In dem einen Fall hätten wir als ihre ursprüngliche Heimath Epirus anzusetzen, von wo sie sich nach Norden, in dem andern Illyrien, von wo sie sich nach Süden hin verbreitet hätten. Der Voraussetzung,

Gelehrsamkeit noch seinen übrigens höchst anerkennenswerthen Ernst und Eifer, noch endlich die Zahl der insbesondre der Sprache entlehnten Argumente bestechen zu lassen. Die Benutzung der ethnographischen Notizen der Alten betreffend, so setzt Strabo die Grenzscheide der epirotischen und illyrischen Völker ungefähr in dieselbe Gegend, welche jetzt den gegischen und toskischen Dialekt scheidet. Daraus wird S. 218 geschlossen, „daß es vor Zeiten ebenso war, wie es jetzt ist, und daß die Epiroten zu dem illyrischen Stamm gehörten, aber des Gefühles ihrer Zusammengehörigkeit mit denselben entbehrten, grade so wie Holländer und Dänen zu dem germanischen Stamme gehören, ohne sich deshalb eins mit den Deutschen zu fühlen." Ich bin nun zwar weit entfernt, es für ausgemacht zu halten, daß die Epiroten nicht zu den Illyriern gehörten, allein wer das oben angedeutete sprachliche Verhältniß zwischen dem toskischen und gegischen Dialekt berücksichtigt, wird sich nimmermehr überzeugen lassen, daß wenn es das zwischen der epirotischen und illyrischen Sprache widerspiegelt, beide Völker auch nur bei oberflächlicher Kenntniß desselben von einem so gewissenhaften Forscher wie Strabo getrennt wären — und wir dürfen annehmen, daß sie im Alterthum, wo Griechen und Römer in Menge diese Gegenden durchzogen und in ihnen lange Zeit gehaust hatten und hausten, eher mehr als weniger genau als heute bekannt waren. Um diesen Parallelismus zu behaupten, muß Hr von Hahn die dialektische Differenz des Gegischen und Toskischen als eine „urverschiedene" (S. 218) bis in dieses so hohe Alter hinaufreichende voraussetzen. Diese Voraussetzung ist eine durch nichts gestützte, ja wenn wir das Albanesische, wie es sich bei Blan-

wird; dann wird er von dem griechischen ἰλύς „Schlamm" abgeleitet und die Möglichkeit einer albanesischen Nebenform Ὑλλενία*) bemerkt; dann werden Ἕλλος Ἕλλη Ὕλλος Ἕλλην Ὑλλινοί Σέλλος Συλλάνιος Σολίονες und selbst, jedoch mit einem Fragezeichen, Sylla damit zusammengestellt; dafür endlich eine Etymologie aus dem albanesischen χέλ-ι „Spieß, Bratspieß" empfohlen. Mehr oder weniger ähnlich, vielfach noch überraschender sind alle die sprachlichen Bemerkungen von S. 224—254 und trotz ihrer großen Masse glaube ich, daß vielleicht kaum drei oder vier dazwischen sind, welche eine Kritik bestehn würden. S. 250 wird sogar die persische Anaitis (zend. anâhita) aus dem albanesischen *hevve* „Mond" gedeutet und zwar mit den Worten: „Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß wir den Namen (Χεννε) mit der persisch-phönicischen Anaitis für identisch halten; er ist aber noch weiter verbreitet und findet sich z. B. als Anninga, der Mond, bei den Grönländern jedoch männlich wie im Deutschen ꝛc." Es bedarf wohl keiner weiteren Mittheilungen aus diesem Abschnitt, um den Leser zu überzeugen, daß dies Werk ihm in jedem andern Gebiet reichere Belehrung gewährt, als in dem antiquarischen und dem damit zusammenhängenden linguistischen.

Der 5te Abschnitt (S. 280—300) „Das albanesische Alphabet" überschrieben, lehrt uns ein

*) Da die griechischen Lettern mit diakritischen Zeichen, deren sich Hr von Hahn zur Bezeichnung der eigenthümlich albanesischen Laute bedient, hier nicht vorräthig sind, so bezeichne ich sein γ mit einem Punkt durch g, sein ε mit einem Strich darunter durch e, sein σ mit einem Punkt durch s, mit zweien durch sh und sein χ mit einem Punkt durch *h*, das gegische ν mit Punkt durch *n*.

eigenes albanesisches Alphabet von 52 Zeichen kennen, welches Herr von Hahn in Elbassan und auch da im Ganzen nur selten — er glaubt, daß es wohl nur funfzig Personen kennen (S. 296) — gebraucht fand. Nur mit Mühe konnte er sich etwa 21 Blätter, welche mit diesem Alphabet Geschriebenes enthielten, verschaffen, deren Alter nicht über 70 Jahre hinaus ging. Die Tradition knüpft es an einen Lehrer an der Schule und Stadtprediger zu Elbassan, welcher ein sehr gelehrter Mann gewesen sein soll und etwa vor 100 Jahren lebte. Von den 52 Zeichen desselben sind 14 oder 15 zusammengesetzt. Die übrigen sucht Hr von Hahn insbesondre aus dem phönicischen — einige aus dem hebräischen, eins aus einem indischen, eins aus den Inschriften von Thera, eins aus dem dorisch-äolischen, eins aus dem etruskischen, eins endlich aus einem slavischen — Alphabet zu erklären. Um die Entstehung auf diesem Wege zu erläutern, nimmt Hr von Hahn zu mancherlei Manipulationen seine Zuflucht. So heißt es S. 283, 2, um die Figur des ü in diesem Alphabet zu erklären: „das phönicische Vau stellt sich in halber Wendung auf den Kopf und erhält ein Ohr." S. 284, 12 bei Erklärung des Zeichens für n: „das Phönicische (Nun) macht ½ Wendung und verliert seinen dritten Strich." Mehrfach bezeichnen die mit einander verglichenen Buchstaben auch ganz verschiedene Laute, so wird das r des albanesischen Alphabets aus dem phönicischen n, erklärt, aus welchem jedoch S. 284, 12 auch das albanesische n abgeleitet war.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 7. April 1855.

Jena

Fortsetzung der Anzeige: »Albanesische Studien von Dr. jur. Joh. Georg von Hahn.«

Zur Erläuterung wird hinzugefügt, „daß das r der Endungen des toskischen Dialekts in dem Gegischen regelmäßig in n übergeht und daß sich diese flüssigen Buchstaben mitunter selbst im Wortstamm ablösen." Ich zweifle, ob dieses dialektische Verhältniß jene Annahme zu schützen vermag, um so mehr, da — wie schon bemerkt — das Gegische den organischen Laut hat, welcher sich im Toskischen dialektisch umgestaltet hat. — (Der Uebergang von organischem n in r ist überhaupt nicht selten, vgl. Pott E. F. I, 119. II, 101. 147, Diez Et. Wtb. der Rom. Spr. 21, und Flechia Sampati e Anumante, Traduzione dal Ramajana. Torino 1852, welcher dadurch (S. 5 n.) ger-men von gen und car-men von can erklärt; während der von r in n selten und nur unter Einfluß der Dissimilation sich zeigt, vgl. Pott E. F. II, 89 und die Reduplication in sanskritischen

und griechischen Intensiven von einigen Verben mit r). — S. 292 erwägt Hr von Hahn die Gründe und Gegengründe, welche für oder gegen ein hohes Alterthum dieses Alphabets sprechen und entscheidet sich (S. 294) dafür, in demselben „eine Tochter des phönicischen und eine Schwester des urgriechischen anzuerkennen“, eine Ansicht, welche er in § 12 noch durch den Mythus, welcher Kadmos mit den Illyriern in Verbindung bringt, zu stützen sucht. Ich fürchte, der Hr Verf. hat sich hier wie in dem vorhergehenden Abschnitt von seinem sonst höchst löblichen Eifer und seiner Liebe für das Volk, welches er zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht hat, etwas zu weit führen lassen. Die geringe Verbreitung dieses Alphabets, sowie der Umstand, daß es von keinem sonstigen Kenner der Albanesen erwähnt wird, machen sein Alter schon an und für sich verdächtig, insbesondre da sowohl Blanchus in seinem 1635 erschienenen Dictionarium als Lecce in seinen 1716 erschienenen Osservazioni ausdrücklich bemerken, daß die Epiroten oder Albanesen sich mit Ausnahme von bei Blanchus drei, bei Lecce fünf eigenen Zeichen, der lateinischen Buchstaben bedienen (vergl. Hrn von Hahn im 2ten Heft S. 1 Anm., wonach sich jetzt nur die Gegen des lateinischen Alphabets bedienen, die Tosken aber des griechischen, s. auch Xylander S. 1). Bei der von Hrn von Hahn selbst bemerkten Neigung der Albanesen zum Gebrauch von Chiffreschrift liegt die Erklärung des von ihm aufgefundenen Alphabets aus einer solchen, wie mir scheint, ziemlich nahe (zumal da eine S. 297 mitgetheilte dem Charakter nach ähnlich ist), und selbst eine sehr künstliche Bildung desselben würde sich dadurch deuten, daß albanesische Priester ihre Erziehung

mehrfach in dem sprachgelehrten Collegium de propaganda fide zu Rom erhielten. Endlich ist auch kein geringes Gewicht darauf zu legen, daß die Tradition, welche sonst Alles so hoch wie möglich hinaufschiebt, dieses Alphabet an den erwähnten Geistlichen knüpft, welcher ohne Zweifel ziemlich jünger ist als Lecce. Zur Entscheidung der Frage möchte übrigens in der That die von Hrn von Hahn empfohlene Vergleichung des bei den italiänischen Albanesen gebrauchten Alphabets von Bedeutung sein; möge sie, im Vergleich damit, ein geübter Paläograph von neuem aufnehmen.

Den sechsten und letzten Abschnitt des ersten Heftes bildet, „Historisches“ überschrieben, eine kurze Geschichte der Albanesen (S. 301—346), die, abgesehn von den auch hier (S. 304) wiederkehrenden Zusammenstellungen von ähnlich klingenden geographischen Namen (z. B. der albanesischen Formen Arben und Armeng mit dem asiatischen Albanien und Armenien, der Ματιανοί in Medien mit dem Fluß Μάτε in Albanien) und Etymologien von alten ganz fremden aus dem heutigen Albanesischen (z. B. medisch Γαζα von alb. γας „Freude 2c.), insbesondre für die Zeit seit dem Auftreten des Namens der Albanesen eine instructive Uebersicht ihrer politischen Verhältnisse darbietet.

Zu diesem Heft gehört eine kleine, von Herrn Professor Kiepert gezeichnete Karte des albanesischen Gebiets, in welche auch die alten geographischen Namen eingetragen sind. Ihre Trefflichkeit bedarf natürlich unsres Lobes nicht.

Die beiden folgenden Hefte sind, wie schon bemerkt, der albanesischen Sprache gewidmet. Das erste derselben führt den Titel „Beiträge zu einer

Grammatik des toskischen Dialekts", liefert aber auch, wie schon angedeutet, eine Menge Momente zur Kenntniß des gegischen. S. 1—104 enthält zunächst die Grammatik selbst. Das Verfahren, welches der Hr Verf. bei Abfassung derselben beobachtete, war folgendes: er schrieb alle in der Wörtersammlung des Ritters von Xylander enthaltenen Substantive, Adjective, Pronomina und Verba zusammen, ordnete sie nach ihren Endungen in verschiedene Klassen und declinirte und conjugirte dieselben dann der Reihe nach theils schriftlich, theils mündlich mit seinem Lehrer durch. Dieser war zwar ein geborner Albanese, hatte aber seine Muttersprache ebensowenig wie seine übrigen Landsleute theoretisch behandelt oder auch nur zu schreiben versucht, folgte daher anfangs dem Gebaren des Hrn Verfs mit großem Unglauben und oft nur mühsam verhehlter Ungeduld, bis er nach und nach mehr Interesse an der Sache gewann und auf die Ideen des Hn Verf. einzugehen und dieselben zu verbessern, oder auch gar selbständig in den Bau einzugreifen begann. Die so gewonnenen Resultate wurden an der schon erwähnten Uebersetzung des Neuen Testaments geprüft. So schuf der Herr Verf. eine zuverlässige Grundlage für die Grammatik des toskischen Dialekts, welche er auf eine Weise angeordnet und ausgeführt hat, die — wenngleich sich der Einfluß der trefflichen Bearbeitung des Hrn von Xylander nicht verkennen läßt — dem grammatischen Sinn desselben zu vieler Ehre gereicht. „Die Syntax hielt er sich nicht für befähigt, systematisch aus dem Rohen zu arbeiten. Hier beschränkt sich das von ihm Gelieferte fast nur auf die Zusammenstellung von Beispielen über auffallende Constructionen, wie sie ihm während seiner Arbeit vorkamen."

dert ist, so wird man die Sorgfalt, mit welcher der Herr Verf. Harmonie in die Orthographie zu bringen gewußt hat, mit großer Anerkennung betrachten und die Anzahl der Discrepanzen, welche übrigens die Erkennung der Formen, so weit ich bemerkte, nicht stören, verhältnißmäßig sehr gering finden. — Höchst belehrend ist natürlich die Vergleichung des hier vorliegenden Sprachmaterials mit der Grammatik von Lecce und dem Dictionarium von Blanchus. Es kann zwar hier nicht der Ort sein, näher darauf einzugehn; doch will ich einige Beispiele hervorheben, welche, wie mir scheint, zeigen werden, wie sehr die Erkenntniß des Albanesischen dadurch gefördert werden wird. So heißt z. B. „Sünde" bei Hrn von Hahn gegisch *μουκάτ* und *μεκάτ* (mit dem e, welches so dunkel tönt, daß der Hörer bald *α*, bald *o*, bald *ι* zu hören glaubt, und im Gegischen insbesondre oft gar keinen Vokal hört, nach Hrn von Hahn S. 3; da es hier mit *ου* wechselt, wird in diesem Falle der Anklang an *o* wohl anzunehmen sein). Schwerlich kann man aus dieser Schreibweise, wenn man die phonetische Geschichte dieses e, sowie die Entstehung des *μ* nicht schon aus analogen Fällen erkannt hat, errathen, daß es das lateinische peccat-um (vgl. walachisch pekát) sei; dieses wird aber unzweifelhaft durch die bei Blanchus 207, 4 vorkommende Schreibweise mpcat, worin in Folge der albanesischen Neigung zur Synkopirung und ihrer eigenthümlichen Aussprache von manchen stummen Consonanten, bei welcher ein Nasal vor diesen entsteht (s. Xylander S. 8), e ausgestoßen und m vorgesetzt erscheint. In der Form *μουκάτ* ist dann das p vokalisirt und dieser Vokal in *μεκάτ* so geschwächt, daß er in einer andern schon bei Blanchus (im Jahre 1635)

vorkommenden Schreibweise mcat (S. 86 unter peccare und peccatum) gar nicht mehr gehört ward. Ein ganz gleiches Verhältniß zeigt sich zwischen dem bei Herrn von Hahn aufgeführten toskischen *μποόιγ* neben gegischem *μεοόιγ* „tadeln, lehren.“ Schon nach Blanchus' mpcat neben mcat (= *μεκάτ*) würden wir mit Wahrscheinlichkeit entnehmen können, daß auch hier im Gegischen einst der P-Laut erschien, und erhalten die vollständige Bestätigung dafür in den bei Blanchus vorkommenden Formen mbsognene (S. 208, 15) mbsò (ebds. 17) und mbsuem (S. 20 unter docere). Auch hier werden wir vermuthen dürfen, daß das m nur jener eigenthümlichen Aussprache des p verdankt werde und erhalten dafür eine Bestätigung in der toskischen Nebenform *ποόιγ*. Daß sich weiter alsdann dieses Verbum als ein Denominativ von griechisch *ψόγ-ος* „Tadel“ mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu erkennen gebe, will ich hier nur andeuten, da die Ausführung Schwierigkeiten zu überwältigen haben würde, deren Erörterung hier zu vielen Raum einnehmen würde. — Ueberhaupt ist die Schreibweise bei Lecce und Blanchus, welche übrigens nach manchen Andeutungen in Hrn von Hahns Grammatik und nach mehreren Formen in seinen gegischen Sprachproben wesentlich noch mit der späteren, selbst heutigen gegischen Aussprache übereinstimmt, höchst beachtenswerth und vielfach belehrend. So lautet z. B. das Hahnsche (IItes Heft S. 82) *βῑγ* „ich komme“ *βjέν* „du kommst“ *βjέν* „er kommt“ *βί̄jεμε* „wir kommen“ *βί̄νι* „ihr kommt“ *βί̄νε* oder *βί̄jενε* „sie kommen“, bei Lecce (S. 115) vign (gn italiänisch zu sprechen ungefähr wie

ψόγ-ος abgeleitet habe, das ιγ zu dem γ des Thema entsprechen und seine Einbuße in einer Menge flexivischer Formen würde durch die Analogie, in welche es zu der Masse von Formen, in welchen οιγ, ogu suffixal ist, herbeigeführt sein, eine Erscheinung, zu welcher eine Menge Sprachen Seitenstücke liefern. Ich will nicht verbergen, daß die Mehrheit der Erklärungen gegen jede derselben bedenklich machen kann, allein andrerseits kann ich auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir über die Art und Weise, wie sich Mischsprachen — und eine solche ist die albanesische in einem hohen Grad — krystallisiren, noch keinesweges hinreichende Erfahrungen und Kenntnisse besitzen, und daß, wenn auch in den bisher untersuchten vieles Gemeinschaftliche hervortritt, doch auch jede zugleich ihre Besonderheiten hat. —

Vielfach belehrend ist auch die alte Schreibweise mit Verdoppelung des Vokals statt der bei Hrn von Hahn erscheinenden Länge desselben; so z. B. ließe sich zwar wohl schon aus κᾶλj-ι und κᾶλje-α „Pferd" im Verhältniß zu seinem Plural κουαj-τε (für organischeres κουαλj-τε) errathen, daß es aus italiän. cavallo entlehnt sei; allein mit rechter Bestimmtheit läßt es sich doch erst durch die Schreibart caale (Blanch. s. v. equus) kaaλ-i, Plur. kual-te (Lecce S. 205) erkennen; das v ist hier wie auch sonst sehr oft (vgl. das β in den Casusendungen βι βετ bei Lecce vet, im Schema bei Hrn von Hahn S. 29 und in den Paradigmen bei Lecce S. 15 ff.) ausgefallen. Ohne diese Schreibweise würde man es für ein Lehnwort aus walach. kal „Pferd" nehmen, wogegen mir jedoch auch der Plural zu entscheiden scheint, in welchem das ual wohl unzweifelhaft auf aval deutet, während der walach. Plural kai heißt.

schlechtlich gespalten ist; das Masculinum hat bei ihm zwei Formen gni und gnani und letzteres ist das flexivische Thema; das Femininum, nach S. 222 gnia, hat als Flexionsthema gniane (S. 38). Blanchus erwähnt die geschlechtliche Differenz nicht und schreibt unter unus gna. Bei dem so überaus häufigen Zutritt von j vor Vokalen — vgl. außer dem oben erwähnten κjιελ aus coel-um noch geg. gjουν-νι (tosk. gjου-ρι) aus γονυ „Knie" φκjινje-α aus vicinia — welcher vielleicht slavischer Einwirkung verdankt wird, und der eben so häufigen Einbuße von Vokalen sowohl überhaupt, als im Anlaut (vgl. z. B. αλωναρ und λωναρ „Dreschmonat" aus dem Neugriechischen), sind in νje gnia schwerlich die nahen Verwandten von latein. unus una zu verkennen.

In Bezug auf die Conjugation sind die Abweichungen im Einzelnen sehr bedeutend. Auch hier beschränke ich mich natürlich auf die durchgreifenderen. Zunächst gehn viele Verba, welche bei Hn von Hahn der ersten Conjugation folgen, bei Lecce nach Hrn von Hahn's zweiter, z. B. λjιϑ „binden" (lig-are) bei Hn von Hahn in 1. 2. 3 Sg. Präsentis unverändert, lautet bei Lecce lidign lιδen liden. — Der Conjunctiv des Präsens Activi unterscheidet sich im Allgemeinen bei Lecce nur in der 2ten Singularis vom Indicativ, nicht auch, wie bei Hrn von Hahn, in der 3ten; und wo auch in der 3ten ein Unterschied Statt findet, stimmt er fast nie mit Hrn von Hahn; zugleich zeigen sich bezüglich der zweiten Person in der Anknüpfung der Endung manche Differenzen, z. B. kendogn hat in der 2ten kendoiso (bei Hn von Hahn keνdoιsh) in der 3ten wie im Indicativ kendon (bei Hrn von Hahn keνdojs); bugn „ich wohne" (bουιγ bei Hrn von Hahn) dagegen hat

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 9. April 1855.

Jena.

Fortsetzung der Anzeige: »Albanesische Studien von Dr. jur. Joh. Georg von Hahn.«

Die 5te endet auf re und der Stamm aller dazu gehörigen Verba auf r, z. B. nzierre, eben so toskisch bei Hrn von Hahn ντζjέρ-ρε „gezogen", marre „genommen"; dieses letztere Ptcp schreibt Hr von Hahn im Lexikon ebenfalls mit zwei ρ μαρρε, dagegen S. 71 nur mit einem, und wir finden überhaupt mehrfach dieselbe Form bald mit zwei, bald mit einem r geschrieben. Die 6te Conjugation endet im Ptcp auf le und der Stamm aller dazu gehörigen Verba auf l, so daß als Charakter des Ptcps nur e bleibt; wie in der 5ten, so stimmt auch in dieser das Toskische mit Lecce, z. B. mbiele „gesäet" bei Herrn von Hahn (S. 70) ebenfalls μbjέλe. Die 7te endet im Ptcp auf iim, z. B. piim „getrunken"; bei Hrn von Hahn entspricht das als gegisch bezeichnete Ptcp πίμe; das toskische lautet πῖρe. Die 8te endet auf uum, z. B. vuum „gesetzt", ent-

bei ihm gar nicht erscheint. Da nun Lecce's Albanesisch wesentlich, wie bemerkt, den gegischen Dialekt repräsentirt, dieser aber im Allgemeinen dieselben nur dialektisch lautlich differenzirten Begriffsexponenten mit dem Toskischen besitzt und das Toskische, wie schon mehrfach erwähnt, ein gegisches n in r verwandelt — so dürfen wir vielleicht unbedenklich folgern, daß das toskische ρe, wie gewöhnlich, nur eine Wandlung von gegisch ne ist, die toskischen Participia auf ρe die gegischen auf ne widerspiegeln (grade wie in der 2ten Conjug. die gegischen auf une tosk. ουρe lauten) und das Gegische auch hier die organischere Gestalt bewahrt hat, welche im Toskischen nur lautlich verändert ist. Außer allgemeinen Gründen spricht hier insbesondre für diese Annahme, daß unter den anomalen Verben des toskischen Dialekts, deren Anomalien, wie in allen Sprachen, vorwaltend in Bewahrung alter, organischerer, Formen bestehen, sich noch mehrere mit Ptcpien auf νe finden, nämlich von jαμι „ich bin" κjενe (bei Lecce kiene) „gewesen" von β̃e „ich setze" β̌εννe, von ζ̃e „ich berühre" ζ̌ενν e (bei Lecce 154 ζane und nzane), von ντζ̃e „ich lerne" ντζ̌ενν e (Lecce zane a. a. O.) λjẽ „ich lasse" λjε̆ννe (Lecce lane) von χα „ich esse" νγρε̆ννe (Lecce ngrane), von αππ „ich gebe" δένν e (bei Blanchus s. v. dare dane) von ϑομ „ich spreche" ϑένν e (Lecce S. 157 ϑane). — Danach würde sich die Lehre vom albanesischen Particip etwa so stellen: Lecce oder der gegische Dialekt kennt eine Bildung durch m, eine andre durch ne und wahrscheinlich eine dritte durch bloßes e (in Lecce's 5ter und 6ter Conjugation, d. h. in vielen Themen auf r und l). Das Toskische hat in weni-

gen anomalen Verben die Bildung durch no (νο) bewahrt, in den meisten ist n wie gewöhnlich in r übergegangen und diese Formation hat die durch m ganz verdrängt und sich mit Ausnahme einiger Stämme auf ρ und λ, welche mit der Bildung bei Lecce übereinstimmen, fast über die ganze Sprache verbreitet; die Participia, in denen dem Bindelaut ου ein τ vorhergeht, d. h. die Ptcipia, welche im Toskischen statt ου-ρε τ–ου–ρε lauten (vgl. Herrn von Hahn Gr. S. 68. 72. 73 und sonst), erklären sich aus den mehrfach, durch Hinzutritt von τ erweiterten Stammformen, z. B. Aorist Sing. 1 von νdα „theilen" entweder νdα–β–α oder aus erweitertem Stamm νdαιτ-α, Ptcp entweder νdα-ρε oder νdαιτ-ου-ρε (vgl. Hr von Hahn Gr. 74, a; 75, c; 76, d; 77, g).

Daß die indogermanischen Sprachen Participia Perfecti Passivi insbesondre durch sskritisch na, einige auch durch ma und bloßes a bilden, ist bekannt (s. meine Vollst. Sskrit-Grammatik § 897); ob wir Lecce's drei Participialbildungen damit zusammenhalten dürfen, wird von der Erkenntniß des Verhältnisses des Albanesischen zu dem indogermanischen Sprachstamm im Allgemeinen abhängen.

In den mit Lecce's Participien verglichenen gegischen Abstractformen und Participien, welche wir Hn v. Hahns Lexikon entnahmen, war stets hinter dem m noch ein ε, welches bei Lecce nicht widergespiegelt war. Daß wir dieses weglassen dürfen, zeigt das in dem gegischen Lied des Neçin bei Hrn von Hahn erscheinende Ptcp παμ „gesehen" (S. 146, 3) ganz entsprechend dem Lecce'schen pàam; doch werden wir weiterhin auch hiehergehörige Formen mit diesem oder dem dunklen e anmerken. Beiläufig bemerke ich, daß in dem-

Medium oder Passiv von jenem „sich strecken") vgl. sskr. str, lat. ster ꝛc. — ebds. 55 morne ε duhete mee (so) haruem „den Tod (μορρτ lat. mors) soll man nicht vergessen" (haρροιγ bei Hn von Hahn). — 69 mialtete scume here ban me lepεεm ghistate „Honig (μjαλτε aus dem Neugriechischen) oftmal macht lecken (λάπτω) die Finger (gjisht vgl. sskr. anga anguli angushtha). — S. 214, 82 aio caffsce ghi aste mae bucure aio aste maa festyr mee passune „Die Sache (causa), welche (che) ist mehr schön, die ist mehr schwer zu haben (= je schöner eine Sache, desto schwerer ist sie zu haben)" u. viele aa. Bei Herrn von Hahn Heft II, S. 141, 3, 13 kjεsh με ε παμ „ich war es zu sehn". (= ich wollte es sehn?)." Mit ε dahinter (aber bei Herrn von Hahn hier e) S. 149, 9, 4 πο λjιφτοινe με να δαμe „beständig bemühen sie sich uns zu trennen" und ohne dieses e ebds. 11, 4. 5 με να δαμ (von tosk. νdαιγ geg. dαιγ „theilen, trennen" bei Lecce daam). Daneben aber finden sich Infinitive ebenfalls durch με bezeichnet, aber nicht mit Verwendung des Ptcps, sondern eines der häufigen Abstracta auf e (vgl. jedoch das oben über die Participia von Themen auf r und l Bemerkte), z. B. in dem schon erwähnten gegischen Kinderlied II. 141, 3, 15 kjεsh με ε πουϑe „ich war es zu küssen (ich wollt es küssen?)" von πουϑ (vgl. dazu Diez Et. Wtb. der Rom. Spr. 271) statt πουϑουνε (Lecce 66). Da das e wie wir oben sahn, oft abfällt, so gehört hieher auch 146, 7 κoυsh κα hατ με τe dαsh τυι „wer hat die Kühnheit (hατ türkisch) zu dich lieben dich (= dich zu lieben)" mit dαsh für dαshe statt des geg. Ptc. dάshουνe. Beiläufig bemerke ich, daß sich in dem gegischen Lied

nicht kennt, so kennt Lecce andrerseits das toskische Futur durch *do* mit dem Conjunctiv nicht und da die Verwendung dieses *do* zur Futurbildung wohl unbedenklich als aus dem neugriechischen durch *θα να* mit dem Conjunctiv Präsentis (z. B. *θα* oder *θα νά* oder *θε να* oder *θέλει* mit *γράφω*) gebildeten Futur entstanden betrachtet werden darf, so können wir vielleicht daraus schließen, daß diese Futurbildung zu Lecce's Zeit noch nicht entwickelt war. Dagegen will ich nicht unbemerkt lassen, daß es in der gegischen Uebersetzung des 16ten Kap. Evang. Joh. schon oft erscheint, z. B. 13. 14. 16. 19. 20.

Dieser Infinitiv und natürlich auch das daraus entstandene Futurum erhalten zur Bildung des (Medium und) Passiv u vorgesetzt, z. B. me u mreculuem (Denominativ von miraculum) „sich verwundern", kam me u mreculuem „ich werde mich verwundern", vgl. Lecce 164 ff., Blanchus unter amari me *ε* dasciune und bei Hrn v. H. S. 148, 4, 7 *Σι νδε ζοτ καμ με ου κjουκουμ* „Wie werde ich mich vor dem Herrn beklagen." Im Toskischen sowohl als bei Lecce findet sich außerdem die Verwandlung des Activs in das Medium oder Passiv durch Vorsatz von *ου* im Aorist und dasselbe *ου* ist auch in der Endung des Imperativ Singularis im Passiv zu erkennen; nur tritt in letzterem der Unterschied ein, daß im Allgemeinen das *ου* hier nachgesetzt wird, z. B. *κερκο-ου* „werde gesucht" und nur hinter *μος* „daß nicht" davor tritt (Hr v. Hahn S. 99 *μος ου τρεμ*b „fürchte dich nicht"); doch steht es in dem gegischen Gedicht (bei Hn v. H. S. 150, II) auch ohne *μος* voran: *περένδ* *περνδίσε σε ου τρεμ* „vor Gott denn fürchte dich" (von lat. tremo).

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Den 12. April 1855.

Jena

Schluß der Anzeige: »Albanesische Studien von Dr. jur. Johann Georg von Hahn.«

Auf die eigentliche Grammatik folgt ein Anhang, welcher albanesische Phrasen und Wörter für Ausrufungen, Betheuerungen, Bitten und Beschwörungen, Grüße und Wünsche, Verwünschungen, Zeitabschnitte, menschliche Altersstufen, Thierstufen, Verwandtschaftsgrade, Maße und Gewichte, Thierrufe, Eigennamen, einige gegische Stadt- und Landschaftsendungen und deren Derivata und endlich die Wörter für Haare mittheilt (S. 105—120). Darauf folgen dann „Albanesische Sprachproben" in fünf Abschnitten, nämlich zunächst „Toskische Volkspoesieen" aus Liebes- und Klageliedern bestehend, dann „Gegische Poesieen", enthaltend: Kinderlieder, Lieder des albanesischen Dichters Neçin, Heimwehlieder und erotische. Darauf folgen „Toskische Sprüchwörter, Redensarten und Sentenzen", „Toskische und gegische Räthsel" und endlich fünf toskische Volksmährchen" (S. 121—169). Ein-

zelne Anmerkungen und Einleitungen heben die Beziehungen hervor, fördern das Verständniß und suchen überhaupt die hier dargebotene Fülle von Material, welche sowohl in sprachlicher als sachlicher Beziehung hohe Beachtung verdient, so weit es in der Kürze geht, in das rechte Licht zu setzen.

Das dritte Heft bietet zunächst „Beiträge zu einem albanesisch-deutschen Lexikon" (S. 1—149). Die Grundlage desselben war die Wörtersammlung bei Xylander, welche insbesondre aus der Uebersetzung des Neuen Testaments geschöpft ist; was Xylander aus andern minder sichern Quellen geschöpft hatte, hat er eingeklammert; von diesen eingeklammerten hat Hr von Hahn den größten Theil ebenfalls in der Sprache aufgefunden, und so weit dies der Fall war aus seinen Klammern erlöst. Zu diesem schon vorgefundenen, aber von Hrn von Hahn sehr sorgfältig insbesondre durch Beispiele aus jener Uebersetzung belegten Material sind Zusätze aus der lebendigen Sprache gekommen, welche der Herr Verf. vorwaltend aus dem Munde seiner beiden Lehrer eines toskischen und eines gegischen schöpfte. Diesem Lexikon folgt ein überaus nützliches und dankenswerthes „deutsch-albanesisches Verzeichniß der in dem albanesisch-deutschen Lexikon enthaltenen Wörter", welches Hr Martin in Jena verfertigt hat (S. 153—241).

Dankbar scheiden wir von diesem so überaus reichhaltigen und ausgezeichneten Werk und sind überzeugt, daß, obgleich es schon jetzt überaus viel zur genaueren Kenntniß des dunkeln und interessanten Volks, der Albanesen, beigetragen hat, doch eine tiefere Durchdringung des von ihm gelieferten Materials noch immer mehr seine bedeutenden Verdienste ins Licht stellen wird.

Theodor Benfey.

Zürich

Verlag von Meyer und Zeller 1855. Die Kirche Christi und ihre Zeugen, oder die Kirchengeschichte in Biographien durch Friedrich Böhringer. Zweiter Band. Mittelalter. Dritte Abtheilung, enthaltend die deutschen Mystiker des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, oder die Biographien von Johannes Tauler, Heinrich Suso, Johannes Rusbroek, Gerhard Groot, Florenzius Radevinzoon, Thomas von Kempen. 843 S. in Oct.

Je weiter die innere Auflösung des römischen Katholicismus im Mittelalter um sich griff, desto entschiedener traten zwei reformatorische Elemente in der Kirche hervor, das Bestreben eine kirchliche Gemeindeverfassung herzustellen und die Mystik, wovon das erstere sich mehr unter den romanischen, das letztere vorherrschend unter den germanischen Völkern geltend machte, jenes im Zeitalter der Reformation durch Calvin, dieses durch Luther seine Befriedigung erhielt. Die Mystik geht uns Deutsche zunächst an, und das angezeigte Werk, welches dieselbe mit gründlicher Forschung von neuem behandelt, kommt, ungeachtet änderer verdienstlicher Schriften in diesem Fache, einem Bedürfnisse der Zeit entgegen. Man ist nach vielen und ernsten Erfahrungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß das öffentliche Leben nur durch die Begründung eines positiven Kirchenthums eine feste Grundlage erhalten kann. Nun führt zwar die Mystik in die Tiefe des innern Lebens zurück, und bildet einen unversiegbaren Quell, aus dem neues Leben ausströmt; allein diese Mystik ist doch eben nur innerlich, und kann unter Umständen einseitig werden, und statt productiv zersetzend und auflösend wirken. Leider ist die luthe-

allgemein sittlichen, als specifisch mystischen Inhalts, deren Echtheit jedoch zweifelhaft ist, „Von den sieben Stufen der Liebe“, „Von den sieben Bewahrungen“, an eine Nonne vom Orden der h. Klara gerichtet, „Das Königreich der Gottliebenden“, „Samuel oder Apologie von der hohen Beschauung“, „Von der wahren Beschauung“, „Erklärung über die Stiftshütte oder Expositie über Mosis Tabernakel, oder Von dem geistlichen Tabernakel“, mystische Deutung alles dessen, was über die Stiftshütte gesagt ist, als Abbild des innern Lebens. Außerdem haben wir von Rusbroek 7 Briefe, zwei Gesänge, das mystische Leben schildernd, und ein Gebet. Von diesen Schriften sind die vier ersten zwar nicht in der ursprünglichen brabantischen, sondern in der cölnischen und geldernschen Mundart, die übrigen nur in der lateinischen Uebersetzung des Laurentius Surius erhalten. Rusbroek ist nicht poetisch wie Suso, nicht praktisch aufs Volk wirkend gleich Tauler, sondern contemplativer Mystiker, der die Mystik zu einem Ganzen gestaltete, das sich auf die äußere und innere Welt, auf Erde und Himmel, auf Zeit und Ewigkeit bezog, die er als sich überall correspondirend gesetzt hat. — Gerhard Groot ward im October des Jahres 1340 zu Deventer, wo sein Vater Bürgermeister und Schöppe war, geboren, studirte 1355 bis 1358 zu Paris und wurde in seinem 18. Jahre Magister. Zu Cöln setzte er seine Studien fort, ward Canonicus zu Aachen und Utrecht, ging in die Karthause Monnikhusen im Geldrischen, trat drei Jahre darauf mit Erlaubniß des Utrechtschen Bischofs und der betreffenden Geistlichen, in deren Sprengeln er auftrat, in die Laufbahn eines Bußpredigers ein, nachdem er sich zum Diaconus (nicht zum

den, oder eigentlich aus drei Hauptgründen erweist, desgleichen einer Abhandlung über das Gebet in der Muttersprache. Floris starb den 24. März 1400. An die Lebensbeschreibung von Floris schließt sich S. 666 ff. eine Beschreibung des Instituts der Brüderhäuser an. — Thomas von Kempen, geboren ums Jahr 1379 oder 1380 zu Kempen im Erzstift Cöln, besuchte die Schule zu Deventer, ward ins Bruderhaus daselbst aufgenommen, im Jahre 1399 in das Kloster auf dem Agnetenberge bei Zwoll, im Jahre 1413 zum Priester geweiht, zweimal zum Subprior gewählt, das letztemal 1447, wo er es wahrscheinlich bis ans Ende seines Lebens blieb, und ist gestorben 1471. Seine Schriften sind: Reden an die Novizen, im Ganzen 30, abgetheilt in drei Theile; 9 Reden an die Brüder; 36 Predigten und Betrachtungen; Tractate: „Die geistlichen Uebungen", „Das Lehrbuch für Jünglinge", „Von der Zerknirschung des Herzens", „Gespräch der Novizen", „Von der Erkenntniß eigener Gebrechlichkeit", „Handbüchlein der Mönche", „Handbüchlein für Anfänger", „Das kleine Alphabet des Mönchs in der Schule Christi", „Trostbüchlein für Arme und Kranke", „Von der Demuth", „Von der Ertödtung seiner selbst", „Vom guten und friedfertigen Leben", „Von der Einsamkeit und dem Stillschweigen", „Von den drei Hütten (Armuth, Demuth, Geduld")", „Von der klösterlichen Zucht", „Vom getreuen Haushalter", „Die Herberge der Armen", „Das geistliche Rosengärtlein", „Das Lilienthal", „Selbstgespräche der Seele", „Ueber die Erhebung des Gemüths um das höchste Gut zu suchen"; 6 Sendschreiben, geistliche Lieder und Gesänge, die einen mönchische Regeln enthaltend, die andern Hymnen auf die h. Agnes, Cäcilia, Klara, Maria,

Jesus, das Kreuz; Gebete. Den Höhepunkt aller seiner Tractate bilden „Die vier Bücher von der Nachfolge Jesu Christi“, welche auf Christus selbst und das ursprünglich von ihm gestiftete Leben zurückgehen, obschon bei Thomas Christliches, Apostolisches und Kirchliches in der Ausführung zusammenfällt. Das erste Buch enthält nützliche Ermahnungen zu einem geistlichen Leben, das zweite Ermahnungen, die zum Innerlichen ziehen, das dritte handelt vom innern Troste, das vierte vom Frohnleichnam und von der Messe. Der Grundaccord der Nachfolge ist Liebe Gottes zu dem Menschen und Liebe des Menschen zu Gott, jenes allgemeine und ewige Evangelium, das von keinem besondern Dogma, welches an die Spitze dieser oder jener Confession gestellt wäre, weiß, weshalb es auch ein Erbauungsbuch für alle Confessionen geworden ist. Von Thomas sind auch Biographien von Groot, Florentius, Gerhard Zerbold und anderen Brüdern vom gemeinen Leben, eine Chronik seines Klosters auf dem Berge zur heil. Agnes und eine Lebensbeschreibung der heil. Liduwina, einer Zeitgenossin des Thomas. Thomas genügt, Gott in der Liebe zu haben und durch thätlich-sittliche Uebung im Leben diese Liebe zu bezeugen und zu nähren; er hat nicht den geringsten speculativen Trieb. Nunmehr schreiten wir zur systematischen Entwickelung der deutschen Mystik in dem angegebenen Sinne, und reden zunächst von der Trinität.

Nach Tauler ist Gott das Nichts, ein lauteres, einfältiges Wesen, die weislose Einheit; die Gottheit konnte aber in dieser weislosen, stillen Weise nicht bleiben, wegen Ueberflüssigkeit des überschwänglichen Reichthums der Güte Gottes mochte der Vater sich nicht innen halten, sondern mußte sich

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1855.

Zürich

Schluß der Anzeige: „Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographien durch Friedrich Böhringer.“

Die niedersten Kräfte handeln ohne Urlaub der obersten, sind Meister; die obersten stehen in ihrem Dienste. In die zeitlichen Dinge ausgelaufen, entgeht die Seele der Einigkeit; denn kehrt sie sich zu der Zeit, so vergißt sie ohne Zweifel der Ewigkeit. Neigung der Sünde ist wohl menschlich, denn das hat der Mensch von Adam's Fall, aber daß er sündigt, das thut er von Muthwillen, und ist nicht von Natur. Auch die bessern Heiden haben von rechter Natur Untugend gelassen und Tugend gewirkt, und von Natur erkannt, daß Untugend den Menschen an Seligkeit hindere. Die Wurzel alles Bösen findet Thomas von Kempen in der Selbstliebe, in der Geneigtheit zu sich selbst und zu den Creaturen.

In der Christologie Tauler's ist das ewige Wort in der Zeit geboren worden, und hat sich zu un-

ner Weise in den innern Menschen, und da inne wird Wahrheit empfangen und bricht aus in die Sinne und zwingt sie zu folgen der Wahrheit. Die zweite Stufe ist der Ausgang von dem eignen Ich. Das Weizenkorn muß sterben, soll es anders seine Frucht bringen; also müssen auch alle Dinge innerlich in uns ersterben, also mußt du auch deinem eigenen Willen zu Grunde sterben. In eigensüchtiger Wissenslust, Wissenshochmuthe verlassen sich viele Menschen auf ihre Vernunft, und Alles, was in dem Geiste sollte geboren werden, verderben sie damit. Es gibt Menschen, die lassen sich bedünken, wie sie gar wohl mit Gott daran seien, aber so man ihr Werk recht ansieht, lieben sie sich und meinen sich selbst in dem Grunde. Das sind creatürliche Werke, das ist eine sinnliche Uebung der Tugenden. Etwas Anderes ist es um die Uebung, Entfaltung, Anwendung der Kräfte, so sie recht ordinirt sind. Diese Uebung der ordinirten Kräfte besteht in Keuschheit, Armuth, Gehorsam, Fasten, Wachen, Beten, Lesen, Knien, Singen. Sind die Menschen mit einer guten Begehrung durch alle Tugend mit Loben gegangen, so überdringen sie alle Tugend. Gleichwie von vielen Kohlen ein großes Feuer wird, und dann eine lichte Flamme über die Kohlen in die Höhe ausschlägt, also soll der Mensch von allen Gedanken, Einbildungen und Wirkungen seiner niedersten und obersten Kräfte auf eine übertreffende Weise sein Gemüth durchdringen lassen, welche hochfährt über alles sein Vermögen und Wirken seiner selbst und aller Creaturen in die edle Höhe der überwesentlichen Gottheit. Die dritte Stufe ist die Inwendigkeit, die Armuth des Geistes, die Leidentlichkeit. Die Vernunft soll alle Bilder der Creatur, die sie je

boren alle Tugenden in einer Gleichheit Gottes, und in demselben Nu steht der Mensch ohne Sünde in allen Tugenden. Und wie er Alles als von Gott nimmt, so wird ihm auch, weil Gott, der in allen Dingen ist, gewurzelt ist in dem Grunde seiner Seele, Alles zu Gott und weis't ihn auch Alles zu Gott. So wirkt er auswendig der Zeit in Ewigkeit, aus Geschaffenheit in Ungeschaffenheit, aus Mannichfaltigkeit in Einfältigkeit; er bleibt im Frieden in Unfriedsamkeit und sinkt mit einer Begehrung in den Grund und trägt Gott alle Dinge wieder auf, als es ewiglich in ihm gewesen ist, und er es geliebt und gemeint hat. Wenn der Mensch allen Dingen ausgegangen ist, so hat er einen vollkommnen Willen zu allen Tugenden, und dieser vollkommne Wille alle Tugend zu wollen hat zugleich, weil aller äußern Dinge entblößt, nur sich selbst zum unbeschränkten Material statt der äußern Dinge, und so vermag er in Einem alle Tugenden stets überall zu wirken, und also die Tugend im Wesen und nicht im Zufall zu haben. So Gott sein ewiges Wort spricht in die Seele, so quillet aus die Liebe des h. Geistes, und durchfließt die Seele und alle Kräfte, daß es alles Liebe wird, was von ihnen fließt. Diese Tugend göttlicher Liebe ist eine Tugend über alle andere Tugend; denn sie zieht alle guten Werke, Weisen und Verdienste in ihre Liebe zu sich, die da im Himmel und auf Erden in Gnaden geschehen. Der Wille des Gottgebornen ist ein vollkommner, wesentlicher, wahrhaft freier. Dieser Wille ist wesentlich ein göttlicher, hat ein Wollen und ein Nichtwollen mit Gott; in diesen Menschen wirkt Gott nicht bloß dieses und das, sie sind selbst und ganz von Gott gewirkt, und Gott macht sie so zu Mitwirkern mit ihm in al-

len guten Werken. Das Wirken hat seinen Ort und seine Nothwendigkeit, aber nur als eine Art Surrogat, wenn das Schauen nicht möglich ist. In dem Seligkeitsgefühle des Schauens aber wird der Mensch Gottes also voll, daß er in Wonne und Freude seiner selbst vergißt, und ihn dünkt, wie daß er große Wunder vermöge. Ja ihn dünkt, er solle wohl und fröhlich gehen durch Feuer und und Wasser, ja auch durch tausend Schwerter, er fürchtet weder Leben, noch Tod, noch Lieb, noch Leid, und das ist deß Schuld, daß diese Menschen sind in Gottes Lieb trunken worden. Diese Freude heißt Jubiliren. Unterweilen schreien sie, unterweilen lachen sie, dann singen sie. Auf ähnliche Weise wird die mystische Heilsordnung nach Suso S. 382 ff. Rusbroek S. 500 ff. Thomas von Kempen S. 734 ff. dargestellt.

Die äußere Predigt des Wortes Gottes und das äußere Hören ist nach Tauler nur ein Führen zu Gott, ein Mittel das ewige Wort zu hören. Ist aber der Mensch dahin gekommen, daß er das ewige Wort in sich hört, so muß er alle andern Worte lassen, und sich in ein lauteres Schweigen setzen. Das erste Gnadenmittel ist das Gebet, die wahre Einigung mit Gott, das Versinken und Verschmelzen des geschaffenen Geistes in den ungeschaffenen Geist Gottes. Die wesentliche Beichte ist das Sündenbekenntniß vor Gott. Die das Sacrament geistlich ohne Sacrament nehmen, sind gute, lautere, reine Herzen, und in dieser geistigen, nicht sacramentlichen Feier können Frauen und Mannspersonen Priester sein und das minnigliche Opfer opfern und in das Allerheiligste eingehen. Ein inwendiger Mensch soll täglich eine Messe inwendig hören, ein innerliches Opfer der Andacht darbringen. Rusbroek redet von einem

schen den Familien der Lepadidae und Balanidae steht, aber der ersteren weit näher verwandt ist als der letzteren. Die Balaniden zeigen sich zuerst in der tertiären Epoche. Nur eine Species, Verruca prisca Darw. ist beschrieben, welche sich ziemlich selten in Schichten des Système Sénonien und in dem unteren Theile des Système Maestrichtien von Dumont findet. Fam. II. Lepadidae Darw. Gen. 1. Mitella Oken. 3 Arten, von welchen eine Species, M. Darwiniana, neu ist. Gen. 2. Scalpellum Leach. mit 8 Arten, unter welchen 7 neu sind. B. Entomostraca, v. Münster. Gen. 1. Cytherella Bosq. 5 Arten; eine neue Species. Gen. 2. Bairdia M'Coy. 3 Arten. Gen. 3. Cytheridea Bosq. 3 Arten, unter welchen eine neue. Gen. 4. Cythere Müller. Die zahlreichste Gattung, indem 47 Arten aufgeführt sind, unter welchen sich 33 früher noch nicht beschriebene finden. Gen. 5. Cyprella de Koninck. 2 Arten. C. Malacostraca, Müller. I. Astacina. Gen. 1. Oncopareia, eine von dem Vf. neu aufgestellte Gattung, welche dem Genus Hoploparia von M'Coy zunächst verwandt ist. Die beiden beschriebenen Arten, von welchen die eine jedoch noch zweifelhaft ist, befinden sich in den Sammlungen des Herrn van Breda und des geologischen Museums zu Harlem. II. Thalassinidae. Gen. 1. Mesostylus Bronn et F. Roemer. M. Faujasii: eine früher unter dem Namen Pagurus Faujasii bekannte, auch in mehreren anderen Gegenden verbreitete Species. III. Incertae Familiae. Gen. 1. Aulacopodia. Ein von dem Verf. neu aufgestelltes Genus mit einer neuen Art. β. Brachyura. Gen. 1. Stephanometopon. Eine ebenfalls neu unterschiedene Gattung, von welcher bis jetzt nur eine Species bekannt ist. —

genen kleinen Insel enthält, wodurch über die Zusammensetzung des Bodens von Holland überhaupt viel Licht verbreitet worden. Die Ergebnisse der von Hn Harting über das Diluvium von Urk angestellten Untersuchungen stimmen mit den Resultaten überein, zu welchen die Commission für die geologische Aufnahme der Niederlande, in Betreff des in Holland verbreiteten Diluviums überhaupt gelangt ist, daß nämlich dasselbe aus verschiedenen Abtheilungen besteht, von welchen die eine nördlichen Ursprunges ist, wogegen zwei andere südlicher Abkunft sind. Man kann, wie Hr Staring bemerkt, diese drei Abtheilungen des niederländischen Diluviums durch die Namen Skandinavisches, Rhein- und Maas-Diluvium bezeichnen, wozu dann noch eine vierte Abtheilung, das Sand-Diluvium, kommt. Eine beigefügte, sehr instructive und saubere Charte gibt eine Uebersicht von der Verbreitung der verschiedenen Abtheilungen des Diluviums, von welchen das skandinavische auf den nördlichen Theil von Holland sich beschränkt, wogegen das Rhein-Diluvium in den südöstlichen Gegenden des Landes verbreitet ist, und das Maas-Diluvium nur hie und da im südlichen, an Belgien grenzenden Theile von Holland angetroffen wird. Das Sand-Diluvium hat die größte Verbreitung, indem es in allen Theilen von Holland vorkommt, in welchen die anderen Abtheilungen sich finden. Es ist dem Ref. erfreulich, durch die in dieser Abhandlung enthaltenen Angaben, die Beobachtungen über den Unterschied und die Verbreitung der aus Skandinavien stammenden Geschiebe, und den durch den Rhein von südlichen Gebirgen nach Holland geführten Geröllen bestätigt zu finden, die derselbe auf einer Reise durch Holland i. J. 1828

machte, und worüber sich in seiner i. J. 1831 von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem gekrönten, im 19ten Theil ihrer Verhandlungen abgedruckten Schrift, über den Ursprung der über die Ebenen in den Niederlanden und im nördlichen Deutschland verbreiteten Geschiebe, Mittheilungen finden.

Lijst der Versteeningen uit de tertiaire Gronden van Gelderland en Overijssel. P. 187—194. Längs der Grenze von Gelderland und Overyssel gegen das Münsterland und das Bentheimische ist eine tertiäre Lehmablagerung verbreitet, welche künftig genauer beschrieben werden wird. Vorläufig ist hier ein Verzeichniß von den darin gefundenen Petrefacten gegeben, welche in der Sammlung der geologischen Commission zu Harlem aufbewahrt werden.

Nouveaux Brachiopodes du Système Maestrichtien. Par J. Bosquet. P. 195—203. Aus der Familie der **Craniadae** sind zwei neue Arten, **Crania comosa** und **Cr. Bredai** beschrieben; von der Familie der **Thecidaeadae, Argiope Davidsoni**; aus der Familie der **Terebratulidae, Rhynchora plicata** und **Rh. Konincki.** Die beschriebenen Petrefacten sind auf einer Tafel, nach den Zeichnungen des Verfs, trefflich abgebildet.

H.

Leipzig

bei B. G. Teubner 1854. **Didymi Chalcenteri, Grammatici Alexandrini, fragmenta quae supersunt omnia. Collegit et disposuit Mauricius Schmidt.** X und 423 S. in Octav.

Vorgeübt durch frühere kleinere Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der alten Grammatiker hat Hr Schmidt seit Jahren seinen gelehrten Fleiß auf den Grammatiker verwandt, wel-

kographen und Scholiensammlungen von Wichtigkeit, wenn auch manche Meinungen des gelehrten Herausgebers sich als unhaltbar erweisen lassen.

Nicht geringere Sorgfalt hat Herr S. auf die Homerika verwandt. Er hat die Ueberreste der Schrift *περὶ τῆς Ἀριστάρχου διορθώσεως* und der *ὑπομνήματα* von S. 112—214 emsig gesammelt und behandelt, so daß nun die vier Hauptauctoren der Scholia Veneta vollständig abgesondert vorliegen. Herr S. hat aber sogar den Versuch gewagt, auch aus den Scholien zur Odyssee diejenigen auszulesen, welche auf Did. zurückzugehen scheinen. Aus bekannten Gründen ist dieses weit mißlicher als bei den Scholien zur Ilias, obwohl auch hier sich oft Zweifel erheben, wem diese oder jene Notiz zuzukommen scheint.— S. 214—240 sind die Ueberreste der *ὑπομνήματα Πινδάρου* gelehrt behandelt, wie denn das ganze Buch als ein rühmliches Zeugniß von des Herrn Verfs Gelehrsamkeit und Scharfsinn anzuerkennen ist und Specialforschungen in vielfacher Beziehung zu Statten kommen wird. Weniger als früher hat er seiner Neigung, vom Thema abzuschweifen und gelehrte Collectaneen auszuschütten, freien Spielraum gelassen: was er gelegentlich oder auf Anlaß der Didymea an Conjecturen und Bemerkungen vorbringt, verdient alle Beachtung, wenn man auch mitunter finden wird, daß Hr S. sich übereilt hat. Unter der Masse von dergleichen, meist mit gar zu vielen Citaten versehenen Observationen, welche die genauen Indices leicht auffinden lassen, hat Ref. besonders angesprochen was Hr S. S. 392 ff. von einer Schrift *περὶ βίων* der Lyriker ausführt, woraus Suidas oder (Hesychios Ill.) seine gelehrten Notizen gezogen habe.— Die angeblichen Didymi opuscula tria von Fr. Ritter sucht man hier vergeblich, da Hr S. in jener Hypothese nur somnia Ritteri erblickt. F. W. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1855.

Erlangen

Verlag von Ferd. Enke 1855. Klinik der Geburtshilfe und Gynäkologie. Von Chiari, Braun und Spaeth. Dritte Lieferung. 423—738 S. in Octav.

Mit dieser dritten Lieferung ist ein Werk geschlossen, über welches wir bereits in diesen Blättern 1853, St. 47 und 1854, St. 36 Nachricht gegeben haben. Leider sollte Einer der würdigen Verf. die Beendigung des Buches nicht mehr erleben: Chiari nämlich ward im December vergang. J. in der Blüthe seines Lebens abgerufen, nachdem er seinen sehnlichsten Wunsch erreicht, wieder nach Wien zurückkehren zu können, wo er kurz vorher als Professor an der k. k. Josephs-Akademie war angestellt worden. Sei ihm die Erde leicht! — Vorstehende Lieferung beginnt mit dem 18ten Beitrage von C. Braun, „Zur Lehre und Behandlung der Puerperalprocesse und ihrer Beziehungen zu einigen zymotischen Krankheiten.“ Zuerst stellt der Verf. einen Begriff der Puerpe-

Puerperalfieberepidemien in Gebärhäusern beschuldigen. 29. Epidemische und endemische Einflüsse. Hierüber spricht der Verf. seine Meinung also aus: Das Zusammentreffen der Puerperalfieberepidemien mit einer oder mehreren Epidemien zymotischer Processe, mit Hospitalbrand und Cholera, mit Scharlach, Typhus, Blattern ꝛc. zeigt uns die reine epidemische Natur derselben und dringt uns die Ueberzeugung auf, daß Puerperalprocesse unter gewissen Verhältnissen, wie alle zymotischen Krankheiten mittheilbar sind, und daß kein Mittel außer Acht gelassen werden darf, eine Mittheilung der Puerperalprocesse zu verhindern. Kiwisch nimmt selbst für die vereinzelt vorkommenden Fälle von Puerperalfieber einen atmosphärischen Einfluß im Minimum seiner Wirksamkeit an und verwirft den Ausdruck sporadisches Puerperalfieber. Damit ist zugleich die Behauptung, daß die Puerperalfieber auch endemisch seien, zu erklären. Wie die übrigen zymotischen Processe deshalb für bloß endemisch nicht erklärt werden, wenn in einem Krankenhause eine große Anzahl von ähnlichen Erkrankungen sich anhäuft, ebensowenig sind wir berechtigt, den Gebärhäusern einen ausschließlich endemischen Herd der Puerperalfieber aufzubürden. 30. Mannichfaltige Einflüsse mancher Gebärhäuser auf die Ausbreitung der Puerperalprocesse. Der Verf. wendet sich hierauf zu der Pathogenesis und pathologischen Anatomie der Puerperalprocesse. Beim lethalen Ende findet man meistens an allen 3 wichtigeren Stellen, an der Innenfläche des Uterus, in den Lymph- und venösen Gefäßen des Beckens und im Peritonäal-Cavum mehr oder weniger angesammelte eiterähnliche Massen, so daß der Ausdruck P u e r p e r a l p r o c e s s e vollkommen gerechtfertigt erscheint. Diese sind ein der

höhern oder niedern Graden der Septicopyämie, nach der Heftigkeit und Hartnäckigkeit des Fiebers oder der pathologischen Wärme der Haut und nach der Ausbreitung und dem Charakter der localen pathischen Veränderungen beurtheilen. Dann wendet sich der Verf. zur Prophylaxis. Diese muß schon in der Schwangerschaft durch die Beobachtung zweckdienlicher diätetischer Regeln beginnen. Noch bemerkt der Verf., daß die Vermeidung der heftigen Erschütterungen während der Geburt zu den bewährtesten Schutzmitteln gehöre: daher Chloroform und Abkürzung lange dauernder Geburten durch schonungsvolle Operationen. Als weiteres Prophylact. empfiehlt der Verf. Injectionen von China und stärkeren Alaunauflösungen. Eine Menge anderer Vorbauungsmittel geht der Verf. ferner durch, und reiht dann die Therapie an. Mit dieser sieht es unverläßlich und trostlos aus: kennen wir doch kaum etwas Näheres über die Blutmischung während des Puerperalprocesses. Das Constanteste ist noch das rasche Verschwinden der rothen Blutkörperchen, welches man von einer Gährung des Blutes ableitete. Chinin, Digitalis, Aconit, Sublimat und Wärmeentziehung durch hydrotherapeutische Einwickelungen haben nichts geleistet: Venäsection ist höchst schädlich, ebensowenig kann von den Mercurialien Heil erwartet werden. Antipyämische Specifica, Chlor ꝛc. nützen nichts: die exspectative Methode leistet wohl Einiges, und wirkt wenigstens nicht direct schädlich: man hat in diesem Sinne China mit Mineralsäuren angewendet.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. Stück.

Den 19. April 1855.

Erlangen

Schluß der Anzeige: „Klinik der Geburtshilfe und Gynäkologie. Von Chiari, Braun u. Spaeth.“

Auch wird Opium und Morphium acetic., Pulv. Dow., Lactucarium, Extract.Hyoscyam. gebraucht, wodurch Ruhe und Schlaf erzielet, die Reizbarkeit und Aufregung der Kranken gemildert und die Kräfte noch am meisten erhalten werden. Diese Präparate verdienen gegenwärtig noch ungleich mehr Vertrauen, als directe heroische Eingriffe. Bezüglich der localen Affectionen bei Enmetritis lauwarme Injectionen: bei Puerperalgeschwüren Cauterisation mit Lapis infern.: gegen die heftigen Schmerzen in der Uterinalgegend feuchtwarme Ueberschläge, das Bestreichen des Unterleibes mit einem Chloroformliniment und Bedecken desselben mit Watte. Gegen den heftigen Meteorismus Opium, täglich 3—4 Gran; bei profusen Diarrhöen leistet dasselbe Mittel innerlich oder als Clysma meistens eine sehr gute, aber vorübergehende Wirkung. Anhaltender wirken Alaun und Tanin, wel-

herausbeförbert; das dritte bei 3½" Conj. war schon vor der Wendung abgestorben, da die Blase bei ½" weitem Orific. gesprungen, dabei die pulslose Nabelschnur vorgefallen und die Wendung erst nach 5 Stunden möglich war. In dem Falle von Eklampsie bei 3¼ Conj. mußte der Kopf des abgestorbenen Kindes nach gemachter Wendung mit dem spitzen Haken extrahirt werden. Von den Müttern erlag nur die vom letztangedeuteten Falle mit Querlage und die mit Eklampsie. Fälle von theilweiser Verengerung ohne alle Complication waren 19 und zwar mit Verkürzung der Conjug. von 3½—2¾. Bei den 12 Fällen von geringerer Verengerung, in welchen die Conj. doch eine Länge von 3¼ — 3½ hatte, oder bei Trichterform des Beckens nur der Ausgang verengert war, wurde die Perforation einmal nothwendig. Zweimal mußte dabei die Geburt durch die Zange beendet werden, in den übrigen Fällen reichten 2mal Sitzbäder und 8mal Dunstbäder (1mal mit Secale cornutum unterstützt) hin, die Geburt zu bewirken. Acht Kinder lebend geboren, 4 todt; 11 Mütter gesund entlassen, 1 gestorben. Unter den 7 Fällen von Verkürzung der Conj. auf 3" und 2¼" genügten nur 1mal bei 3" Conj. Dunstbäder, die Geburt zu vollenden, 6mal wurde perforirt. Sämmtliche Kinder todt, 3 Mütter gesund entlassen, 4 gestorben. Endlich kam durch fehlerhafte Größe, Lage, Stellung des Kopfes oder durch Vorfall von Extremitäten ohne nachweisbare Beckenverengerung Mißverhältniß bei den 11,378 Geburten in 44 Fällen zu Stande, also 1 unter 258, 5. Dabei war zur Vollendung der Geburt 22mal die Zange nothwendig, während in 18 Fällen Dunstbäder und 1mal Sitzbäder ausreichten. Dreimal verlief die Geburt zwar ohne Kunsthülfe,

aber zum Nachtheil des Kindes. 34 Kinder lebend, 10 todt geboren. 41 Mütter gesund entlassen, 3 gestorben. In dem Folgenden geht nun der Vf. die wissenschaftliche Lehre seines Gegenstandes ausführlich durch: wir können hier nur, um den Raum dieser Blätter nicht zu überschreiten, den Inhalt des verarbeiteten Stoffes andeuten. Ursachen. 1. Beschränkung des Beckenraumes. a. Durch Verengerung des Beckens an sich. A. Entwickelungsfehler. 1. Allgem. zu kleines Becken. 2. Durch Verkürzung der Eingangsconjugata. 3. Trichterförmiges Becken. 4. Naegele'sche schräg-verengte Becken. 5. Robert'sche verengte Becken. 6. Uebermäßige Entwickelung eines der Querfortsätze des letzten Lendenwirbels. B. Pathologische Zustände, welche Verengerungen und meistentheils auch Mißstaltung des Beckens bedingen können. 1. Rhachitis. 2. Osteomalacie. 3. Erkrankungen der Hüftgelenke und unteren Extremitäten. I. Einseitige. a. Einseitige Coxalgie. b. Veraltete Luxation eines Oberschenkels. II. Becken mit beiderseitiger Coxalgie. 4. Verkrümmungen der Wirbelsäule. 5. Afterbildungen, Osteophyten, Exostosen. b. Geschwülste der Weichtheile, welche im Beckenkanale gelagert sind. 2. Ungewöhnliche Größe des Kopfes. 3. Fehlerhafte Lagen und Stellungen des Kopfes. 4. Vorfall der Extremitäten neben dem Kopfe. 5. Gleichzeitiges Eintreten zweier Köpfe in den Beckenkanal und 6. Mißbildungen als Doppelgestaltungen. C. Einfluß der angeführten Zustände auf Schwangersch. und Geburt. D. Nachtheilige Folgezustände. E. Diagnose. 1. Untersuchung des Beckens. a. Aufnahme der Anamnese. b. Berücksichtigung des Körperbaues im Allgemeinen. c. Aeußerliche Untersuchung des Beckens. d. Innere Untersuchung des Beckens. 2. Untersuchung der Größe, Lage,

Stellung und Haltung des Kindes mit Rücksicht auf die Größe des Beckenraumes. 3. Beachtung des Geburtsverlaufes. F. Prognose. G. Therapie. 1. Beschränkung des Wachsthumes der Früchte. 2. Die künstliche Einleitung der Frühgeburt. 3. Der künstlich hervorgerufene Abortus. 4. Die Anwendung Wehen erregender Mittel. 5. Die Wendung eines zeitigen Fötus zur Umgehung anderer Operationen. 6. Zange. 7. Verkleinerung des Schädels mit nachfolgender Extraction. 8. Sectio caesarea. Unter der Aufschrift Casuistik theilt der Verf. am Schlusse noch mehrere erläuternde Fälle mit. — Die Fortsetzung des Beitrags 16. Bericht über die gynäkologische Abtheilung des Krankenhauses in Wien gibt Chiari. Gegenstände der Mittheilungen sind: Gebärmutterkrebs, und zwar Medullarkrebs, fibröses Carcinom, und Epithelial-Carcinom. Uterustuberculose. Blutige Ausscheidungen aus dem Uterus. Menstruationsfehler, Blutungen. Anomalien der Schleimsecretion der Gebärmutter. Acuter und chronischer Uterinalkatarrh. — Wir empfehlen das nunmehr vollendete Werk jedem Praktiker, der in demselben reiche Belehrung finden wird, welche das immense Material der Wiener Anstalten dargeboten hat. Wir sind den Verf. dankbar, daß sie dieses in der Weise verarbeitet, ja wir können sagen, bewältigt haben, daß es auch für entfernte Kreise zugänglich geworden.

v. S.

Leipzig

Verlag von Heinrich Hübner 1852. Geschichte der katholischen Literatur. In kritisch-biographischen Umrissen von Dr. J. A. Moritz Brühl. In zwei Bänden. Erster Band: Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands. Zehn Lieferungen. 814 S. in Octav.

mochte, welche, in ihrer Dürftigkeit aller künstlerischen Begeisterung unfähig, das Kennzeichen der wahren Religion in der Entkleidung von aller Symbolik und dem Zerschneiden aller gottesdienstlichen Beziehungen zur Welt und zur Natur gefunden zu haben meinte. Es war Gewinn für Alle, daß die heiligen Sagenbilder und Volkslegenden wieder nahe kamen, wodurch der wahre Sinn für die kirchlichen Gemälde und Bildwerke unserer Vorfahren erst aufgeschlossen und erweitert wurde, welchem Umstande in unsern Tagen eine Verjüngung der bildenden Künste verdankt wird. Und alles dieses hatte zu Geleit und Folge, daß eine zunehmende Anerkennung des Tiefsinns der christlichen Symbolik und der Schönheit der heiligen und kirchlichen Tradition nunmehr ziemlich allgemein verbreitet ist. Das ist die Grundlage der echten romantischen Poesie, deren eigentlicher Charakter der symbolische, deren Seele die Phantasie ist, eine Wiedererweckung der echten Dichtung des Mittelalters. Die Vertreter dieser Romantik sind der Convertit, großherzoglich hessische Hofrath F. L. Z. Werner, † 1823, von dessen Poesie Kern und Inhalt die versuchte Lösung zweier offenbar unversöhnlicher Erscheinungen, einer glühenden, oft ans Gemeine, ja Verruchte streifenden Sinnlichkeit und eines tiefen religiösen Gefühls ist; der Convertit Friedrich von Schlegel, † 1829, der zuerst seinen Genius als Gott anbetete, und nachher in dem Protestantismus die negative, in dem Katholicismus dagegen die positive Religion sah, und die göttliche Gewalt der Kirche in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein einer nach allen Richtungen hin zerfahrnen Zeit zu bringen, zur Aufgabe seines Lebens machte; der Convertit Clemens Brentano,

manifestire, in dessen litterarischen Producten humoristisch-poetische Phantastik, Wunderlichkeit und Unklarheit der Motive herrschen, und der ein Buch „Der Kirchenstaat, biblisch-prophetisch begründet in Rom“, herausgab.

Gewiß ruht die Romantik vorzugsweise auf dem Katholicismus, aber die neuere Romantik ist eine andere als die Romantik des Mittelalters. Die Romantik des Mittelalters bewegte sich im Unendlichen, welches sie durch ihre Symbolik auszudrücken, oder vielmehr anzudeuten strebte: die neuere Romantik ist ethischer Natur, und bewegt sich in einer von der Idee des christlichen Universalismus durchdrungenen Poesie. Der moderne Katholicismus, welchen diese Romantik zu ihrer Grundlage hat, ist ebenfalls ein anderer, als der römische Katholicismus des Mittelalters, er ist ein Katholicismus, welcher den Protestantismus keineswegs ausschließt, sondern mit demselben zu einer höhern oder höchsten Einheit der Kirche hinstrebt. Erkennen wir diesen Katholicismus als die Grundlage der neuern Romantik an, so sehen wir auch den Protestantismus, welchem wir die beiden andern Phasen der deutschen Litteratur, den klassischen und den jungdeutschen Humanismus, vorzugsweise zueignen, nicht als exclusiv gegen den Katholicismus an, sondern wir geben demselben, dem Katholicismus gegenüber, eine solche Stellung, daß er, während der Katholicismus den christlichen Universalismus vertritt, den christlichen Nationalismus repräsentirt, so daß christlicher Universalismus und christlicher Nationalismus sich gegenseitig durchdringen und beleben sollen. Und hierein setzen wir die eigentliche Bestimmung der deutschen Litteratur. Die neuere Romantik in Deutschland ist nach Ursprung und Tendenz wesentlich deutsch.

Ihre Quelle liegt in der durch die Schelling-Hegelsche Philosophie erneuerten deutschen Mystik. Die Schellingsche Philosophie hat durch die Darstellung der Natur als eines Gesammtorganismus den Grund zu dem neuen Heiligthume der deutschen Nation gelegt, welches die in der Idee der Menschheit sich bewegende Hegelsche Philosophie auszubauen berufen ist, während das Innere des Heiligthums auszuschmücken dem durch das klassische Alterthum gereinigten und veredelten deutschen Nationalgeiste überlassen bleibt. Wirken so die geistigen Kräfte der Nation im Gebiete der Litteratur harmonisch zusammen, so wird auch die Einheit in dem religiösen und kirchlichen Gebiete immer mehr angestrebt werden, bis endlich einmal die Zeit kommt, wo deutscher Glaube und deutsche Litteratur mit einander Hand in Hand gehen, und die Grundlage zu einer dauernden innern Einheit der deutschen Nation hergestellt sein wird. Auch in den Adern der genannten Romantiker fließt mehr oder weniger deutsches Blut, sofern man dieselben von dem deutschen Standpunkte aus beurtheilt. Werner legte seine heißen Wünsche für den Sieg der wiedergeschwungenen deutschen Schwerter, seine glühende Vaterlandsliebe im „Vierundzwanzigsten Februar" nieder, Fr. v. Schlegel faßte ebensowohl die Weltlitteratur als das die Völker verknüpfende geistige Band auf, als er in der Litteraturgeschichte das concrete Princip der Nationalität und der damit zusammenhängenden Entwickelung aus einem Stammgrunde der Sittlichkeit mit bestimmter Fassung heraushob und auf lebendige Weise anwandte.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April 1855.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Geschichte der katholischen Literatur. Von Dr. J. A. Moritz Brühl.“

Brentano ist tief und rührend in seinen deutschen geistlichen Liedern, von seinen weltlichen Gedichten athmen viele eine edle und echt patriotische Gesinnung, seine anmuthigen kleinen Erzählungen haben für die Litteratur des Volksschriftenwesens die Bahn gebrochen; Eichendorf hat in seinem Werke „Ahnung und Gegenwart“ das Streben des deutschen Volkslebens nach Verjüngung und Kräftigung durch die Vertiefung, Versenkung in den eigenen Volksgeist gezeichnet; Schütz hat in seinen historischen Schauspielen den Stoff im großen Sinne nach welthistorischen Ansichten aufgefaßt. So wollen wir diese Männer beurtheilen, nicht nach jenem einseitigen, exclusiven Standpunkte, der einerseits ein veralteter ist und bleibt, und andererseits nur Zwiespalt und Unheil unter der deutschen Nation anrichtet.

Der fünfte Abschnitt, welcher die Neuzeit oder

Hauses Habsburg die Folge gewesen wäre; allein die veränderte Stellung des Kaisers Friedrich III. zum römischen Stuhle vereitelte diese Aussicht, und die Bekämpfung des Protestantismus von Seiten dieses Kaiserhauses in dem schmalkaldischen und dreißigjährigen Kriege machte dieselbe unmöglich. Die positive Stellung der deutschen Nation wurde dadurch wesentlich verändert. Indem die Reformation des deutschen Kirchenthums sich zu einer Territorialsache gestaltete, traten anstatt des Kaisers die Häupter der einzelnen Volksstämme oder die deutschen Fürsten an die Spitze der Nation, und kein politischer Einheitsstaat, sondern ein die Mannichfaltigkeit in der Einheit bewahrender, mehr auf die Entwickelung der Humanität, als der politischen Macht gerichteter Bundesstaat war nunmehr in Aussicht gestellt. Dieser Standpunkt ist namentlich auch für die deutsche Litteratur von besonderer Wichtigkeit.

Die Dichter der Gegenwart werden in landmännische Gruppen eingetheilt. Die österreichische Gruppe bilden die Dichter: J. L. Pyrker, die Brüder Collin, J. P. Silbert, A. Passy, J. E. Veit, J. N. Vogl, Braun von Braunthal, Seb. Brunner, Beda Weber, P. Renk, J. V. Zingerle, A. Stifter und einige Andere; die baierische die Dichter: Ed. von Schenk, Melch. von Diepenbrock, Lud. Auerbacher, Graf Pocci, Guido Görres, Freiherr von Freyberg-Eisenberg, F. Beck, S. Daxenberger, A. v. Maltitz, Helm von Chezy, Christ. v. Schmid, C. Genelli, A. Haupt, K. Barth, F. Wirth, F. J. Schermer, G. J. Keller, G. J. Saffenreuter, J. Henner, Oscar von Redwitz u. A.; die rhein-westphälische Gruppe die Dichter: W. Smets, Louise Hensel, J. B. Berger, Gräfin Hahn-Hahn, A. Hungari, J. B. Rousseau, Ed.

nung auch des katholischen Deutschlands darin ihren Ausdruck nicht finden kann. Der römische Katholicismus, wie er den Protestantismus und die deutsche Wissenschaft negirt, ist nicht der Katholicismus der Mehrzahl der deutschen Katholiken, so wenig wie ein auf den römischen Katholicismus erbautes deutsches Kaiserthum nach ihrem Sinne ist. Ein solches bezweckt „Babenbergs Ehrenpreis" von Sebastian Brunner, eine Sammlung von Balladen, Romanzen, Liedern, welche in geschichtlicher Reihenfolge den Kriegesruhm und Friedensglanz des österreichischen Fürstenhauses verkünden, sowie Pyrkers Epos „Rudolph von Habsburg, das wahre Heil des deutschen Vaterlandes". Allein in dem Leichenzuge Pyrkers fehlte das litterarische und künstlerische Wien, angeblich, weil ihm keine Kunde von der Trauerfeier zugekommen sei. Jedoch erkennt der Verf. selbst in der rheinisch-westphälischen Dichtung der Gegenwart einen andern Katholicismus als den römischen an, einen Katholicismus, der nicht im klerikalischen und theologischen Gewande auftrete, sondern sein Material durch den Glauben der Liebe und das Licht der Hoffnung durchdringe und verkläre. Auch der Verf. läßt die volksthümliche Seite der katholischen Poesie nicht unberücksichtigt, sondern nennt Pyrker als den Dichter „der Lieder der Sehnsucht nach den Alpen", Heinrich Joseph von Collin als Dichter von Kriegesliedern für die österreichische Landwehr im Jahre 1808, J. V. Zingerle als den Verfasser von „Tyrols Volksdichtungen und Volksgebräuche", Ludwig Auerbacher als Verfasser „des Volksbüchleins", Christoph von Schmid als Verfasser „der Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet"; allein einen Dichter, der von Begeisterung für das gesammte deut-

den Quellen nicht zu denken ist, wonach der Tradition dieselbe Kraft einzuräumen ist, als der Schrift; vielmehr muß die Tradition den Vorrang behaupten, weil die Religion möglich ist ohne Schrift, jedoch nicht ohne Ueberlieferung, und die Tradition uns vielmehr zuerst und dann auf allen Wegen zeigen muß, wohin wir unser Studium der Schrift zu richten haben. Den Bau der Dogmatik muß man so gut kennen als das Material, die scholastische Philosophie wie die Väter: die Lectüre der letztern ohne die Scholastik kann zu Irrthümern verleiten, so gut als die Lectüre der Schrift ohne die Tradition. Der gesunde, volksthümliche Staat, in seiner Mission das Irdische und Göttliche zu vermitteln, ist als nothwendig hierarchisch-monarchische Gliederung aufzufassen. Wirken die Besten des Jahrhunderts nur auf die Befestigung der geistlichen Macht, auf concordiam sacerdotii et imperii, auf die Herstellung einer furchtbaren und unbedingten Autorität, so thun sie das Größte, was zu thun ist. Das sogenannte Volk sucht und wird nicht müde zu suchen nach einem Treiber, der es vor sich herfege, der es richte und stelle nach Wohlgefallen, der ihm die Bergeslast seiner falschen Freiheit abnehme, der es der Liberalität seiner schlechten Regierungen entledige. Damit diese Furcht aber bestehen könne, muß sie Gottesfurcht und alle Menschenfurcht von der Gottesfurcht hergeleitet sein, alle Menschenfurcht auf die Herrschaft Gottes gegründet sein, und alle Vertheidigung der Rechte der Kirche und des Staates aus einer gottesfürchtigen Gesinnung herstammen. Dann wird die Furcht den Gehorsam wirken, der Gehorsam die wahre Freiheit, diese die Liebe. Schrecklich sind die Folgen der mangelnden Zucht und

Zustande des europäischen Völkerlebens, welcher in der Bildung begriffen ist, an die Hand gibt. Die beiden Reformationstendenzen, die kirchlich-episkopale des 15ten und die nationale des 16ten Jahrhunderts, sind beide, jene bei den Katholiken, diese bei den Protestanten, noch lebenskräftig, und kommt es dereinst in Deutschland dazu, daß sich beide die Hand reichen, so wird eine deutsche Nationalkirche und ein neues Deutschland erstehen, herrlicher als das vergangene, dessen Herrlichkeit wir jetzt so schmerzlich vermissen. Und ein solches Deutschland will ja doch auch der Verfasser, wenn er am Schlusse freudig den auch unter den katholischen Gelehrten erwachten Eifer für deutsche Sprache und Litteratur verkündet.

Holzhausen.

---

sen als daß ihr heutiger Nachfolger, Hr de Saulcy, darin viel irren konnte. Dennoch ist in dieser Hinsicht bei weitem noch nicht Alles geschehen was heute vielleicht möglich wäre. Gerade wo etwas Neues erscheint, zeigt sich der neue Entzifferer sehr rathlos; und man merkt leicht überall wie sehr es ihm auf diesem ganzen Felde an sichern und umfassenden Kenntnissen fehle. So gibt die ziemlich lesbar erhaltene Inschrift der Münze von Johannes Hyrkanos auf pl. III, nr. 3 in der dritten Zeile am Ende zwei Buchstaben, welche allerdings etwas schwierig sind, die der Verf. aber auch nicht einmal einen Versuch macht zu entziffern. Nun ist die gewöhnliche Inschrift auf den im engern Sinne so zu nennenden hasmonäischen Münzen, wie man aus der Vergleichung aller jetzt meist sehr verstümmelt und schwer lesbar vorliegender Stücke sieht, diese, z. B. bei dem genannten Johannes: יהוחנן הכהן הגדל וחבר היהודים, welches man so verstehen könnte „Jochanan der Hohepriester und Genosse (oder Freund, חָבֵר) der Judäer“: wirklich wagten wenigstens die frühesten und ausgezeichnetsten dieser Fürsten noch nicht sich auf ihren Münzen zu Jerusalem Fürsten oder gar Könige zu nennen; richtiger jedoch versteht man den letzten Theil der Inschrift so „und Feldherr (חֹבֵר) der Judäer“ *).

*) חבר als bannen kann auch auf den Begriff der Bande oder Kriegsbande führen, wie חֶבֶר im schlimmen Sinne dieses bedeutet Hos. 6, 9, und wie חָבַר als Verbum offenbar in der kriegerischen Bedeutung vom Ziehen des Feldherrn mit seinem Heere Gen. 14, 3 gebraucht wird; danach konnte חֹבֵר den Bannerherrn oder Feldherrn bedeuten. Dann stimmt die ganze Bezeichnung sehr vollkommen zu den urkundlichen Worten 1 Macc. 13,

tauchenden echten Münzen jener Zeiten sehr deutlich. Diese Würde aber konnte kein Hasmonäer öffentlich ergreifen und ausüben so lange Menelaos und Alkimos gesetzlich anerkannt, Onia IV aber als der letzte Sproß des früheren hohepriesterlichen Hauses noch nicht nach Aegypten geflohen war und sich aufs engste an dieses angeschlossen hatte. Sollten wir dennoch glauben, daß diese Vorkämpfer des damaligen Volkes schon bevor Simon sich das Recht erwarb Münzen auf ihren eignen Namen geschlagen hätten, so könnten uns nur augenscheinliche Beweise dahin führen.

Von Juda Mattathia's Sohne, welchen keine einzige uns bekannte alte Nachricht als Hohepriester bezeichnet, meint Hr de Saulcy dennoch zwei Münzen pl. II, nr. 1. 2 sicher nachweisen zu können: er hätte demnach nicht bloß Münzen geschlagen, sondern sich auf ihnen auch bereits ebenso bezeichnet wie später sein glücklicherer Neffe und dritter Nachfolger Johannes Hyrkanos. Allein die uns bis jetzt bekannten hasmonäischen Münzen tragen nirgends eine Jahreszahl: können wir also einen späteren Hasmonäer desselben Namens nachweisen, so haben wir vielmehr die nächste Ursache, Münzen mit diesem Namen ihm zuzuschreiben. Wir wissen aber anderweitig, daß Aristobulos I., der erste Hasmonäer, welcher sich den Königsnamen anmaßte, ursprünglich Juda hieß: ihm diese zwei Münzen zuzuschreiben, liegt keine Schwierigkeit vor.

(Schluß folgt).

solche verstand man zu jener Zeit immer nur im Sinne der damaligen so tief entarteten Griechen.

Haben nun, wie hieraus folgen würde, diese beiden ersten Hasmonäer wirklich noch keine Münzen schlagen lassen, so kommen wir dennoch auf jenen Simon zurück, dem die alte und (nach Allem was wir bis jetzt sehen können) durchaus glaubhafte Nachricht zuerst das Münzrecht und also doch wohl auch die Ausübung desselben beilegt. Gerade von ihm meint nun der Verf. bis jetzt keine einzige Münze gefunden zu haben: dies stößt gegen die frühere Ansicht unserer Münzkenner, ist aber allerdings aus der Art der großen Menge wieder entdeckter Münzen der Hasmonäer jetzt so leicht zu ersehen, daß wir ihm darin gern beistimmen. Zwar müssen wir bedauern, daß alle die bis jetzt entdeckten hasmonäischen Münzen von Erz sind, und wir nicht wissen können, wie die von Silber oder Gold sich darstellen würden: allein dies kann in der Hauptsache nichts ändern, und trifft außerdem sehr ähnlich auch bei den Münzen der Herodäer ein. Nur machen wir dabei darauf aufmerksam, daß, wenn die Münzen von dem Hasmonäer Simon wirklich so selten sind und bis jetzt noch keine von ihnen wiedergefunden ist, dies sehr gut zu der alten geschichtlichen Nachricht stimmt, wonach er das Münzrecht erst fünf Jahre vor seinem Tode gewann. Auch insofern haben also die Annahmen des Verfs von einer längst vorher ausgeübten judäischen Münzprägung keine Wahrscheinlichkeit. Der wichtigste Fund, welcher jetzt auf diesem ganzen Felde gemacht werden könnte, wäre der einer Münze von Simon dem Hasmonäer, nicht dem spätern Unglücksfürsten Bar-Kôkab aus Hadrianus' Zeit.

Von der andern Seite aber meint Hr de Saulcy

ebenso sicher beweisen zu können, daß sogar schon seit Alexander's großem Eroberungszuge selbständige judäische Münzen in Jerusalem geschlagen seien. Dies wäre, ließe es sich beweisen, noch viel wichtiger. Aus allen den Zeiten des alten königlichen oder Davidischen Jerusalems sind bekanntlich bis jetzt keine Münzen Israels gefunden; und ob damals je diese Kunst von dem alten Volke ausgeübt oder vielmehr als ein Königsrecht betrachtet sei, ist gänzlich zweifelhaft. Die hasmonäischen Münzen, die ersten bis jetzt uns bekannten, zeigen, soweit die eigenthümliche Religion der Judäer dies zuließ, unverkennbar eine Nachbildung der fremden Münzen: man konnte damals nicht mehr umhin in dieser Hinsicht der Sitte aller damaligen Reiche zu folgen. Hätte man sich also in Jerusalem sogleich nach dem Zuge Alexander's beeilt im eignen Namen Münzen zu schlagen, so wäre dies nach jeder Seite hin geschichtlich sehr denkwürdig. Der Verf. will nun die bekannten Münzen mit dem sog. blühenden Ahronsstabe und dem Opferbecher sowie einige ähnliche in die ersten vier Jahre nach der Zerstörung der persischen Herrschaft durch Alexander setzen; ja er meint seiner Sache hier so sicher zu sein, daß er alle diese Münzen, wie er sie auf pl. I zusammenstellt, sogleich als Münzen aus dem Hohenpriesterthume Jaddua's bezeichnet. Wir wollen dabei nun das Unwesentlichere übergehen, z. B. daß dieser Jaddua nach den genaueren Untersuchungen schwerlich noch 4 Jahre nach 332 n. Ch. lebte. Allein wir müssen doch fragen, worauf stützt sich die Annahme, daß die Judäer in Jerusalem damals volle Selbständigkeit (Autonomie) mit dem Rechte Münzen zu schlagen von Alexander erlangt hätten? Der Verf. beruft sich nur

auf die bekannte Erzählung bei Fl. Josephus über den Zug Alexanders gegen Jerusalem und sein sonderbares Begegniß mit dem Hohepriester Jaddua; woher diese Erzählung selbst stamme, wessen Gehaltes sie sei, und was man auch abgesehen von ihr aus den übrigen Zeugnissen der Geschichte folgern müsse, darüber stellt er keine Betrachtungen an, während doch heute jeder wissen kann, wie wenig rein geschichtlichen Grund jene späte Erzählung bei Fl. Josephus habe. Aber nehmen wir sie auch wie sie lautet, so gibt ja Alexander nach ihr den Judäern keineswegs vollkommne Freiheit, so daß sie als Zeugniß davon hätten Münzen in eignem Namen schlagen können: er gibt ihnen nur was ihnen einst auch Kyros bewilligt hatte, Freiheit in allen Religionsdingen, und dazu Schutz gegen die Samarier. Wirklich zeigt die folgende Geschichte wie wenig diese Freiheit in Sachen des äußern Reiches zu bedeuten hatte. Dazu wüßten wir noch weniger, warum denn jene von Alexander bewilligte Freiheit vom J. 332 an nur vier Jahre lang, also nicht einmal bis zu Alexanders Tode, gedauert haben solle: Münzen aber dieser nicht so sehr seltenen Art, welche bis über das vierte Jahr „der Freiheit Sion's" reichten, sind noch nie gefunden.

Da der Verf. sich wie unwillkürlich noch nach andern Beweisen für ein so frühes Zeitalter judäischer Münzprägung umsieht, so zieht er die Erzählung 2 Macc. 4, 19 f. hieher, wonach 300 Silberdrachmen, welche der entartete Hohepriester Jason schon vor der hasmonäischen Zeit als Geschenk dem tyrischen Heraklestempel bestimmte, von den Ueberbringern selbst als zu solchem Zwecke nicht passend anderweitig verschenkt wurden: diese Drachmen, meint der Verf., könnten nur sog. hei=

lige Sekel (σίκλοι), nämlich jene mit dem blühenden Ahronsstabe bezeichneten, gewesen sein. Allein wenn die Ueberbringer sie deshalb dennoch endlich ihrer Bestimmung nicht hätten weihen wollen, so würde dies in der Erzählung sicher kurz angedeutet sein: die Erzählung läßt uns aber nur soviel schließen, daß die Ueberbringer nach vielem Bedenken sie eben als von einem judäischen Hohepriester und also aus dem Tempelschatze in Jerusalem geschenkt, dem heidnischen Tempel in Tyros nicht übergeben wollten. Wirklich gehört also diese Erzählung gar nicht hieher; auch der Verf. will gerade nicht „auf diesen Beweis bestehen". Ist dies etwas Anderes als das heute so beliebte Hinwerfen von Beweisen, auf die man bestehen oder auch nicht bestehen will, die man in der Verlegenheit und doch ganz öffentlich eben nur hinwirft, um etwas hinzuwerfen?

Wir müßten nun den Versuch machen, die verschiedenen Zeitalter aller dieser Münzarten richtiger zu bestimmen: da uns dies jedoch hier zu lange aufhalten würde, so hoffen wir diesen Versuch bald an einem andern Orte den Lesern vorzulegen.

Indessen vermögen wir noch eine Bemerkung über die Anlage und den Umfang dieses Werkes nicht zurückzuhalten. Daß das Werk recht Nützliches und Unterrichtendes enthalte, haben wir hinreichend angedeutet: es hätte aber reichlich um zwei Drittel Seiten weniger enthalten können. Der Verf. erzählt hier nämlich auch sehr ausführlich die Geschichte der Hasmonäer und der Herodäer: aber da er gar keine eigne Forschungen über diese Geschichten angestellt hat, die Geschichten selbst aber so wie der Verf. sie hier erzählt bekannt genug sind, so vermögen wir von

diesem ganzen Stoffe, der zwei Drittel des Buches füllt, keinen Nutzen einzusehen. Die Vermuthung S. 70 f., der oben berührte Königsname IANNEAC sei bei Fl. Josephus durch bloße Verwechselung der Abschreiber aus IΩNAΘHC entstanden, wäre besser unterdrückt; und sprachlich-geschichtliche Wissenschaft bildet überhaupt nicht einen Vorzug dieses Werkes. Dagegen hätten manche Leser es wohl lieber gesehen, wenn der Verf. die Bilder aller sonst zerstreuten Münzen dieses Gebietes in seine Blätter mit aufgenommen hätte.

H. E.

Leipzig

bei B. G. Teubner 1854. **Ennianae poesis reliquiae. Recensuit Ioannes Vahlen.** XCIV und 238 S. in gr. Octav.

Hat unleugbar die römische Litteratur in unserm Jahrhundert nicht gleichen Schritt mit der entschieden bevorzugten griechischen gehalten, welcher sich die Philologen oft mit einseitiger Vorliebe zugewandt haben, so muß man in Hinblick auf die preiswürdigen Bestrebungen der neuesten Zeit gestehen, daß jene im besten Zuge ist, das Versäumte nachzuholen und ihrer ältern Schwester ebenbürtig sich zur Seite zu stellen. Auf allen Feldern der römischen Litteratur macht sich die größte Rührigkeit geltend und ist auch vorwiegend das emsige Streben bemerkbar, die Texte selbst nach den besten Quellen kritisch zu säubern, so wird doch demnächst sicherlich auch die Erklärung, an welcher es noch so sehr fehlt, an die Reihe kommen. Bleiben wir bei der vorklassischen Poesie stehen, so hat das letzte Decennium theils Bedeutendes geleistet, theils in nahe Aussicht gestellt. Lachmanns und Ritschls epochema-

welcher 1590 eine für jene Zeit sehr tüchtige Sammlung der Reste des Ennius veranstaltete. Er läßt sich die Erklärung zumal angelegen sein und sucht gelehrt nachzuweisen, was Ennius an Formen und Redensarten den Griechen, die spätern römischen Dichter ihm wiederum verdanken. Dagegen faßte der nicht geistlose holländische Jurist Merula, Justus' Lipsius Nachfolger in der historiarum professio zu Leiden, welcher 1595 die Bruchstücke herausgab, vornehmlich das Kritische ins Auge und suchte den ursprünglichen Zusammenhang möglichst zu ergründen. Des wirklich Gediegenen ist in seiner Arbeit nicht Vieles; in seinen Combinationen verfährt er lustig: dazu kommt, daß er sich nicht geschämt hat, trotz seiner Versicherungen sehr ehrlich zu sein, einen litterarischen Betrug zu spielen, welcher mit allen übrigen Zeitgenossen selbst Jos. Scaliger getäuscht hat. Eine Anzahl Ennianischer Verse will er aus Calpurnii Pisonis continentia veterum poetarum, welche sich handschriftlich zu Paris gefunden habe, und aus Glossaria Fornerii ans Licht gezogen haben. Die Frage nach der Echtheit dieser gar nicht ungeschickt fabricirten Verse wurde zuerst von G. Hermann und Niebuhr angeregt, dann von einem jungen Bonner Philologen, M. Hoch, in einer 1839 erschienenen Abhandlung eingehender erörtert, und da trotzdem noch hie und da Bedenken übrig zu sein schienen, auf Ritschls Rath von neuem aufgenommen von Jos. Lawicki (de fraude Pauli Merulae Ennianorum annalium editoris. Bonn 1852). Durch ihn ist die Sache völlig entschieden und Hr Vahlen hat hinter S. 184 die »Versus P. Merulae perfidia propagati« einfach angehängt. Wie die Sammlung Columna's, welche

lassen wollen! Ein Herausgeber des Ennius sollte, meine ich, nicht unterlassen, die homerischen Studien des Ennius zu beleuchten, da Ennius sich als Geisteserben Homers betrachtet: ferner würde mancher Leser des Virgilius es Herrn V. Dank wissen, hätte er nach Prüfung der vielen Beispiele der Abhängigkeit des Dichters der Aeneis summarisch dargestellt, wie Virgilius das Gold des alten Poeten zu läutern gewußt. Virgilius steht zu Ennius wie Horatius zu Lucilius, etwa wie Aeschylos nach seinem eignen Ausspruche zu Homeros. Ein Bearbeiter des Ennius sollte daher sein Augenmerk ebenso auf Virgilius, wie einer des Lucilius auf Horatius lenken. Dadurch würden die Fragmentsammlungen für manchen wackern Mann brauchbarer, der so wie sie nun einmal gehalten werden, eben nicht viel damit anzufangen weiß.

Begleiten wir Herrn V. durch seine Quaestiones, um von dem Hauptwerke des Dichters, den Annales, „der metrischen Staatschronik“, wie Th. Mommsen sagt Röm. Gesch. 1, 631, unsern Lesern eine kurze Uebersicht zu geben. Der Dichter selbst, nicht, wie man aus flüchtiger Ansicht des Suetonius oft gesagt hat, Barguntejus, hatte sein Epos in achtzehn Bücher getheilt, deren jedes ungefähr 15—1600 Verse enthalten mochte. Wir haben kaum im Ganzen den dritten Theil eines einzigen Buches, da Herrn Vahlens vielfach vervollständigte Sammlung doch nur 612 Verse zählt, wobei freilich auch jedes einzelne Wörtlein seine Zahl erhalten hat. Die Grammatiker citiren mehr aus den frühern als spätern Büchern, weshalb Hr V. bei der Restauration der Trümmer gewagt hat, Manches aus Combination dem ersten Buche einzuverleiben. Mag mitunter an der Berechti-

585 u. c. dichtend) Rom etwa 700 Jahre existiren ließ:

Septingenti sunt paulo plus aut minus anni,
augusto augurio postquam inclita condita
Roma est.

Hr V. sagt, nachdem er Niebuhrs Auskunft, das schwierige Problem zu lösen, abgewiesen hat: »Ennius putandus est nescio quibus rationibus aut quem potissimum auctorem secutus tempore tam removisse Troiae calamitatem quam Romae primordia promovisse.« — Hinterher die Schicksale der Ilia, welche ihr durch einen Traum vorbedeutet waren: nach Geburt der Zwillinge soll sie auf Amulius' Befehl in den Tiberis gestürzt werden. In höchster Noth fleht sie zu den Göttern, zumal Venus genetrix, Mars, Tiberinus. Venus erscheint, Ilia wirft sich in den Strom, die von Amulius beauftragten Diener setzen die Knaben aus. An diese Stelle verlegt Hr V. das concilium deorum über das Schicksal Roms, wobei Juno das entscheidende Wort führte. — Der ausgetretene Fluß kehrt in sein Bett zurück, die Wölfin säugt die Zwillinge: Hirten nahen, die Wölfin flüchtet, Faustulus zieht die Brüder auf, welche unter Spielen und Wettkämpfen mit Hirtenknaben heranwachsen. Als beutebeladne Räuber von ihnen angegriffen, gibt dieses Veranlassung zur Erkennung durch Amulius. Wo sie ausgesetzt, soll die neue Stadt entstehen. Nach erhaltnem augurium besteigen sie gegen Abend Romulus den Aventinus, Remus wahrscheinlich Remoria: von einem augurium des Remus, einem Trug des Romulus und Streit der Brüder weiß Ennius nichts.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1855.

Leipzig

Schluß der Anzeige: »Ennianae poesis reliquiae. Recensuit Ioannes Vahlen.«

Romulus baut die Stadt auf dem Aventinus und umzieht sie mit einer Mauer, wobei er Remus erschlägt, fr. 58:

Nec pol homo quisquam faciet impune animatus
Hoc nisi tu: nam mi calido das sanguine poenas.

Nachher Raub der Sabinerinnen, Erbauung des Tempels für Iuppiter Feretrius nach der Schlacht mit den Cäninensern und wahrscheinlich Spiele. Wenig ist zu erkennen von den Sabinerkriegen, der Hersilia, den Einrichtungen des Romulus im Innern. Tatius wird von den Laviniern erschlagen, Romulus bei einem Gewitter nach Juppiter's Befehl auf Rossen des Mars zum Olymp entführt. Die Sehnsucht des Volkes nach ihm spricht sich in den schönen Versen fr. 72 aus:

Pectora fida tenet desiderium, simul inter
Sese sic memorant »o Romule, Romule die,
Qualem te patriae custodem di genuerunt!

O pater, o genitor, o sanguen dis oriundum!
Tu produxisti nos intra luminis oras.«

Von der Erzählung des Iul. Proculus ist fr. 73 übrig.

Die Königsherrschaft ward mit dem dritten Jahrbuche geschlossen, allein der Gang der Begebenheiten läßt sich hier wie in den folgenden Büchern wegen der spärlichen Reste nicht gleichmäßig verfolgen. Das vorzugsweise den Samniterkriegen bestimmte fünfte Buch ist auf sieben Verse zusammengeschmolzen. Weit günstiger steht es mit dem sechsten Buche, welches ganz den Kriegen mit Pyrrhus gewidmet war: hier gewähren die Ueberbleibsel eine ungefähre Einsicht in Anordnung und Belebung des Stoffes. Mit dem siebenten beginnen die punischen Kriege, deren erster dem siebenten, die beiden andern den beiden folgenden Büchern zufielen. War des Nävius' halber der erste Krieg im Ganzen skizzenartig gehalten, so führte Ennius, wie es scheint, einzelne Episoden mit Behagen weiter aus. Im Proömium trat, wie er oft auch in den Annalen mit bemerkenswerther φιλαυτία von seinen Verhältnissen redete, sein Selbstbewußtsein stark hervor, daß Er eigentlich der erste echte römische Poet sei:

scripsere alii rem
Vorsibus, quos olim Faunei vatesque canebant,
Cum neque Musarum scopulos quisquam superarat,
Nec dicti studiosus erat . . . .
Nos ausi reserare . . . .

Ungern enthalte ich mich, die schönen Verse fr. 10 aus Gellius N. A. 12, 4 herzusetzen, worin L. Aelius Stilo eine pictura morum et ingenii ipsius Ennii erkennen wollte, um als Beispiel der alterthümlich ungelenken, aber urkräftigen Dar=

stellung aus Buch 8 fr. 3 herauszuwählen, wo Ennius die Leiden des Kriegs schildert:

Pellitur e medio sapientia, vi geritur res,
Spernitur orator bonus, horridus miles amatur.
Haut doctis dictis certantes, sed maledictis
Miscent inter sese inimicitiam agitantes.
Non ex iure manum consertum, sed magis ferro
Rem repetunt regnumque petunt, vadunt solida vi.

Indem Ennius mit dem zehnten Buche zu den macedonischen Kriegen überging, eröffnete er diesen neuen Abschnitt mit einem Proömium, dessen Eingangsworte fr. 1 sind:

Insece Musa manu Romanorum induperator
Quod quisque in bello gessit cum rege Philippo.

Das Meiste sonst aus diesem Theile Erhaltene findet passenden Bezug auf T. Quinctius Flamininus, welchen der Dichter mit Begeisterung feierte. Das Buch schloß mit der Schlacht bei Kynoskephalä 555 u. c. Das elfte Buch setzte die Thaten des Flamininus fort, umfaßte aber zugleich das Lob Cato's, welcher 557 Consul ward und die berühmte Rede für die lex Oppia hielt, Liv. 34, 2 ff. Das bellum Antiochenum füllte das dreizehnte und vierzehnte Buch, worauf das folgende den Thaten des Fulvius Nobilior geweihet war, welchen der befreundete Dichter als Gesellschafter nach Aetolien begleitete. Im Eingange des sechzehnten Buches erklärt Ennius, er komme nun seiner Zeit näher: enthielt das Buch die letzten Schicksale des Königs Philippus, so bezeugt uns doch Plinius d. ä., daß der Dichter dem T. Cäcilius Denter und dessen Bruder zu Ehren das Buch verfaßt habe. Die sonstigen Bruchstücke vertheilt Hr V. auf die Kämpfe mit den Ligurern und Fulvius' Flaccus Thaten in Ligurien. Das

culare. Panopea, seu epistolarum libri II. Ars vitae. Epidipnides, seu epigrammatum liber. Iterata editione, epigrammatum numero aucto. 295 S. in Sedez.

Weder der feurige Eifer für die klassischen Studien in der »Praeceptorum deterioribus!« gewidmeten Vorrede, noch der sermo latinus in seiner etwas kauderwelschen Art lassen den Glauben zu, Hr F. könne sich den Betrug gestattet haben. Hiernach bitte ich das zu berichtigen, was ich in der Freude des kleinen Fundes mit absichtlicher Verschweigung jeden Verdachtes gegen die Echtheit in diesen Blättern 1853, St. 193 geschrieben habe. Auch mein verehrter Freund M. Hertz in Berlin sieht nicht mehr eine mittelalterliche Arbeit über Cicero in jenen frustulis: nannte ich sein Urtheil damals „sehr übereilt", so muß ich bekennen, ihm unrecht gethan zu haben. Wollte er boshaft sein, er könnte die Worte mir mit vollem Recht zurückgeben. Uebrigens ist die Litteratur über diese fatalia noch nicht geschlossen: von H. Alanus wird angekündigt: In fragmenta libri Cic. de Fato quae nuper Modenae edita sunt observationes, Dublin 1854. F. W. S.

Neuwied

Bei Heuser 1854. Die Gehirnatrophie der Erwachsenen. Eine Skizze von Dr. A. Erlenmeyer, dirigirendem Arzte der Privatanstalt für Gehirn- und Nervenkranke zu Bendorf bei Coblenz. Zweite umgearbeitete Auflage. IV und 53 S. in Octav.

Die nicht angeborne Gehirnatrophie gibt sich unter der pathologischen Erscheinung eines allmälig sich ausbildenden Blödsinns mit Lähmungen

ders dadurch, daß bei jener das Stadium der Gehirnerkrankung unmittelbar auf das Stadium der Vorboten folgt, während bei dieser das Stadium der Hirnhauterkrankung unmittelbar dem Stadium der Vorboten sich anreihet. Die Hirnatrophie zeigt aber vier ganz scharf von einander getrennte Stadien, nämlich das der Vorboten, das der Gehirn-, das der Gehirnhaut- und das der Rückenmarkerkrankung. Das Stadium der Vorboten charakterisirt sich bei der primären Atrophie durch Zerstreutheit, Gedankenlosigkeit, Träumerei, Gedächtnißschwäche, Zittern, Abnahme des Gefühls und zuweilen des Gesichts, — bei der secundären aber durch Kopfschmerz, große Reizbarkeit, Aufregung, Schlaflosigkeit, Selbstzufriedenheit, Schwindel. Das Stadium der Gehirnerkrankung äußert sich bei der primären Atrophie als zweites Stadium durch unvollkommen zitternde Bewegungen der Lippen und Zunge, die allmälig von oben nach unten fortschreitend sich über alle Muskelgebiete erstrecken, durch größere Schwäche der Intelligenz, Schwachsinn, Blödsinn und Abnahme des Gedächtnisses, — bei der secundären als drittes Stadium (nachdem die Erscheinungen der Gehirnhautleiden oft wieder verschwunden sind, der Kranke in Ruhe gekommen und wohl gar zur anscheinenden Gesundheit zurückgekehrt ist, welche selbst mehrere Jahre dauern kann), durch Zittern der Lippen und Zunge und allmälig sich steigernden Schwachsinn. Das Stadium der Gehirnhautleiden äußert sich bei der primären Atrophie als drittes Stadium durch Irrsein in der Form des Größenwahns, wozu sehr gewöhnlich Hallucinationen des Gehörs treten, die sehr häufig durch Schwindel, Krampf oder Schlaganfälle eingeführt werden, — bei der secundären

dium der Hirnleiden Chinin, Argent. nitric., Infus. cort. aurant., Ol. jecor. Im Stadium des Meningealleidens Fortgebrauch des Chinins ꝛc. und bei Aufregung Opium, welches das schätzenswertheste Beruhigungsmittel ist. Im Stadium des Rückenmarkleidens Aqua oxymuriatica. Bei der secundären Atrophie im Stadium der Vorboten, Ableitung, aber ohne Blutentziehung, Fontanellen, welche im Stadium des Meningealleidens in Verbindung mit der innerlichen Anwendung resorbirender Mittel, Arnica und Jodkalium, aber nicht in spielender Dose, fortgesetzt werden. Im Stadium des Gehirnleidens Chinin und Strychnin, welches letztere wenigstens den guten Erfolg hat, daß der Kranke möglichst lange auf den Beinen bleibt. Im Stadium des Rückenmarkleidens mineralische Säuren.

Nach diesen wenigen Andeutungen über die vom Hrn Verf. nach eignen und fremden Erfahrungen trefflich geschilderte Krankheit dürfen wir es unsern Lesern überlassen, das Weitere und Ausführlichere in der zwar kleinen, aber sehr inhaltreichen Schrift selbst nachzulesen, welche kein Arzt oder Physiolog unbefriedigt aus den Händen legen wird.

Berthold.

Louvain

Vantlinthout et Cpie 1854. Traité d'anatomie descriptive et d'histologie spéciale par E. M. van Kempen. VI und 961 S. in Octav. Mit eingedruckten Holzschnitten.

Das vorliegende Werk schließt sich an das Handbuch der allgemeinen Anatomie desselben Verfassers an und dient zum Theil diesem als Ergänzung, indem die Histologie sich hier ausschließ-

lich auf die der inneren Organe beschränkt, während die der Knochen, Muskeln, Nerven, Gefäße und Haut schon in jenem gegeben wurden. (In Betreff der Haut erwähnt der Verf. in der Vorrede, daß er es nicht für nothwendig gehalten habe, eine neue Darstellung desselben zu geben, da er die von Wagner und Meißner beschriebenen Tastkörperchen für, durch das zur Aufhellung der Papillen gebrauchte Natron hervorgebrachte, Kunstproducte halte, und niemals eine freie Endigung einer Nervenfaser daselbst sah, sondern immer Bildung einer Schlinge an der Seite dieser vorgeblichen Körperchen). Die Anordnung deß Materials ist so, daß zuerst der Bewegungsapparat gestellt ist, in drei Abtheilungen: Osteologie, Syndesmologie und Myologie, dann der Circulationsapparat, die Splanchnologie, Neurologie und Sinnenlehre folgen; in jedem Abschnitte folgt auf die allgemeine Darstellung eine detaillirte der einzelnen Theile; in der Splanchnologie und Sinnenlehre ist die grobe anatomische Beschreibung mit der feinsten histologischen sogleich verbunden; jeder Abtheilung folgen Citate der hauptsächlichsten Monographien; eingedruckte Holzschnitte dienen zur Erläuterung der histologischen Verhältnisse, sind aber höchst mittelmäßig zu nennen. Die Beschreibung der einzelnen Theile ist schlicht, klar und so ausführlich, daß sie fast allen Ansprüchen genügen kann; sie stützt sich durchaus auf eigne Anschauung und nur in einigen histologischen Einzelnheiten geht der Verf. auf fremde Beobachtungen zurück; daher ist ferner auch der Charakter der Darstellung in allen Theilen gleich fest und bestimmt und eignet sich so ganz vorzüglich für die Bedürfnisse der Studirenden, während der Mann der Wissenschaft vielleicht hie und

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1855.

Basel

in der Schweighauserschen Verlagsbuchhandlung 1855. Geschichte der Amerikanischen Urreligionen. Von J. G. Müller der Theologie Doktor und ordentlichem Professor in Basel. VIII und 706 S. in gr. Octav.

Man muß dem Verf. recht dankbar sein, daß er die so sehr verschiedenen und nach vielen Seiten hin so dunkel scheinenden Religionen, welche sich in Amerika unabhängig von den neuern Europäern ausgebildet haben, zum erstenmale ebenso umfassend als gedrängt und verständlich beschrieben hat. Zwar hat er, außer einer nach Basel geschenkten reichen Sammlung mexikanischer Alterthümer, nur die schon vorliegenden Hülfsmittel benutzt, so viele ihm leicht zugänglich waren: diese aber findet man hier lehrreich beschrieben und den so ungemein weiten Stoff, welchen sie nach den bisherigen Erforschungen reichen, übersichtlich, wohlgesichtet und zuverlässig vorgelegt. Nicht selten gibt der Verf. auch im Einzelnen manche eigen-

nen. Aber sehen wir jene beiden obersten Sätze näher an, von welchen der Verf. ausgeht, so müssen wir bei ihnen schon den Gebrauch des Wortes „Natur“ bedenklich finden. Der Ursprung dieser Urreligionen soll in der Natur des menschlichen Geistes jener Urvölker liegen, ihre Verschiedenheiten aus dem verschiedenen Verhältnisse dieser zur Natur entspringen: was muß sich das undeutsche und doch so überaus beliebt gewordene Wort Natur nicht alles gefallen lassen! Da soll es bald das Wesen eines Dinges, bald die Welt, bald sonst irgend etwas meist so unklar Gedachtes bezeichnen; und sicher würde die Klarheit und Richtigkeit des deutschen Denkens und Redens vielfach gebessert werden, wenn man dieses so wunderbar gefällig und gefügig gewordene Wort wieder dahin zurückschickte, woher es genommen ist, in die leblose Sprache der mittelalterlichen Schulen nämlich, welche den deutschen Philosophen, Theologen, Philologen und Historikern noch immer viel zu sehr anklebt. Nun stellt der Verf. daneben den Grundsatz auf, die sogen. Cultur sei immer erst aus dem Zustande der Wildheit hervorgegangen, ja er möchte die Menschenopfer und das so echt amerikanische Menschenfressen überall uralt machen: eine etwas gefährliche und zweideutige Annahme, da man doch nicht leugnen darf, daß das Böse ebensowohl seine Kraft und seinen Fortschritt hat wie das Gute, und da eigentlich keine Ursache vorliegt, die mexikanischen Erinnerungen, daß wenigstens das gehäufte Menschenopfer und das künstliche Menschenfressen erst in späterer Zeit eingeführt sei, als geschichtlich grundlose zu bezweifeln. Allein was soll es, wenn die sogen. Cultur immer erst aus der Wildheit hervorgeht, dann bedeuten, daß der Ursprung der amerikanischen Ur-

religionen aus der Natur des menschlichen Geistes jener Völker zu erklären sei? haben jene Völker ursprünglich einen andern Geist als wir? mußte dieser Geist zur Wildheit hinneigen? reden wir vom Ursprunge und von Religion, ist denn etwas ursprünglicher als der menschliche Geist selbst? Und wenn der Verf. alle amerikanische Religionen Naturreligionen nennt, was ist überhaupt Naturreligion? zumal der Verf. doch zugibt, daß doch irgend welche Offenbarung des Göttlichen auch in den amerikanischen Naturreligionen sei und daß sie alle einen Schöpfer annehmen. So beliebt dieser Ausdruck „Naturreligion“ bei den Theologen noch immer ist, so befürchten wir dennoch, daß man sich nie etwas Klares darunter denke, sobald man sie mit dem Verf. dem Heidenthume gleich setzt. In Wahrheit wäre Naturreligion erst die Religion einer Philosophenschule, welche wegen der Natur oder Welt, weil ihr nämlich diese auch ohne Gott erklärbar scheint, Gott leugnet: wie wenig aber paßt dies auf alles Heidenthum, namentlich auch das amerikanische!

Die Verschiedenheit der Religionen ist vielmehr, da Religion an sich die Richtung des Geistes auf Gott, nur aus der möglichen Verschiedenheit dieser Richtung und der ihr entsprechenden Erkenntniß zu erklären; und da nur das Orakel das lebendige Werkzeug dieser Richtung ist, schöpferisch von Anfang bis zum Ende und dauernd in seinen Erzeugnissen, so geht alle Richtigkeit der Religion von der Ausbildung der Prophetie aus. Die Geschichte, so weit wir sie bis jetzt wiedererkennen, zeigt, daß die lebendige Wirksamkeit und Kraft des Orakels und der Prophetie in dem (um so zu reden) voreuropäischen Amerika nie auch nur so weit kam als in dem bessern Heiden-


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06442 8694